William Edward Hartpole Lecky's

Sittengeschichte Europas.

Zweiter Band.

William Edward Hartpole Lecky's

Sittengeschichte Europas

von

Augustus bis auf Karl den Grossen.

Nach der zweiten verbesserten Auflage

mit Bewilligung des Verfassers übersetzt

von

Dr. **H. Jolowicz.**

Zweite rechtmässige Auflage, mit den Zusätzen der dritten englischen vermehrt, und durchgesehen

von

Ferdinand Löwe.

Zweiter Band.

Leipzig & Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1879.

Inhalt des zweiten Bandes.

Viertes Kapitel.

Von Constantin bis auf Karl den Grossen.

Unterschied zwischen der Sittenlehre einer Philosophie und der einer Religion. — Sittliche Wirkung des christlichen Begriffes von der Sünde. — Die finstere Ansicht der menschlichen Natur war in der ersten Zeit der Kirche nicht gewöhnlich. — Die Sittenzucht. — Einwirkung des Christenthumes auf den nichtinteressirten Enthusiasmus. — Sittliche Reinheit der ersten Christen. — Verfall der Kirche während mehrerer Jahrhunderte. — Allgemeine Skizze des sittlichen Zustandes des byzantinischen und des westlichen Reiches. — Ursache seines verhältnissmässigen Verfalles. — Erste Folge des Christenthumes ein neuer Begriff von der Heiligkeit des menschlichen Lebens. — Allmälige Entwickelung dieses Begriffes. — Geburtsabtreibung. — Kindermord. — Sorge um ausgesetzte Kinder. — Geschichte der Findelhospitäler. — Unterdrückung der Gladiatorenspiele. — Widerwille gegen Todesstrafen. — Seine Wirkung auf die Verfolgungen. — Strafgesetz durch das Christenthum nicht gemildert. — Selbstmord. — Zweite Folge des Christenthumes die Lehre von der allgemeinen Brüderlichkeit. — Gesetze über Sklaverei. — Die Kirchendisciplin und die gottesdienstlichen Bräuche bringen Herr und Sklaven näher zusammen. — Weihe der servilen Tugenden. — Sklavenbefreiung. — Leibeigenschaft. — Loskaufung der Gefangenen. — Wohlthätigkeit. — Die Massregeln der Heiden zur Armenunterstützung. — Der Enthusiasmus der Christen für die Wohlthätigkeit. — Ihre Anstrengungen beim Zusammensturz des Römerreiches. — Unangemessene Behandlung dieser Bewegung in der Geschichte. — Zwei Einschränkungen unserer Bewunderung der Wohlthätigkeit der Kirche. — Theologische Vorstellungen von dem Wahnsinn. — Geschichte der Irrenanstalten. — Unbedachtsame Almosenspendung. — Die Wohlthätigkeit aus volkswirthschaftlichem Gesichtspunkte betrachtet. — Unüberlegte Wohlthätigkeit doch oft heilsam für den Geber. — Geschichte der Abänderungen in den alten Ansichten über Wohlthätigkeit. — Heilsame Wirkung der Kirche dadurch, dass sie der Phantasie reine Bilder darbot. — Uebersicht der philanthropischen Wirkungen des Christenthumes. — Wachsthum der Askese. — Ursachen der asketischen Bewegung. — Ihre rasche Verbreitung. — Die Wüstenheiligen. — Allgemeine Merkmale der bezüglichen Legenden. — Die aussergewöhnlichen Kasteiungen der Heiligen. — Leiden und Freuden des Einsiedlerlebens. —

Widerwillen gegen die Wissenschaft. — Hallucinationen. — Die gläubigen Frauen und die Anachoreten. — Cölibat, eine Haupttugend. — Wirkungen hiervon auf die Sittenlehre. — Düstere Färbung der Religion. — Festhaltung des freien Willens. — Geringschätzung der mit einer starken Physis zusammenhängenden Eigenschaften. — Zerstörung der häuslichen Tugenden. — Unmenschlichkeit der Heiligen gegen ihre Verwandten. — Ermuthigt durch die leitenden Theologen. — Spätere Beispiele dieser Art. — Ausserordentliche theologische Erbitterung. — Verfall der bürgerlichen Tugenden. — Geschichte der Beziehungen des Christenthumes zur Vaterlandsliebe. — Einfluss des ersteren auf Beschleunigung des Falles des römischen Reiches. — Unterschied zwischen den alten und neueren Gesellschaften in Betreff der Vaterlandsliebe. — Einfluss dieser Veränderung auf die Moralphilosophie. — Geschichtschreiber übertreiben die Wichtigkeit der bürgerlichen Tugenden. — Allgemeiner sittlicher Zustand des byzantinischen Reiches. — Verderbtheit des Klerus und Lasterhaftigkeit der Volksmasse. — Die besseren Seiten des Reiches. — Die asketische Periode. — Askese die Schule der Selbstaufopferung. — Moral einiger Legenden. — Die Thierfabeln. — Der Thierschutz. — Spuren desselben bei den Römern und Griechen. — Der erste Einfluss des Christenthumes ihm nicht günstig. — Die Thiersage in den Lebensgeschichten der Heiligen. — Fortschritt der neueren Zeit in der milden Behandlung der Thiere. — Die praktischen Formen der asketischen Bewegung im Westen. — Stellung der Kirche zu den Barbaren. — Bekehrung der letzteren. — Verfälschung des Christenthumes durch die Barbaren. — Legenden über den Streit zwischen den alten Göttern und dem neuen Glauben. — Das Mönchsthum. — Ursachen seiner Anziehungskraft. — Verleiht dem Gehorsam und der Demuth neuen Werth. — Folgen dieser Veränderung. — Verhältniss des Mönchsthumes zu den intellectuellen Tugenden. — Das Wesen und die Bedeutung der intellectuellen Tugend. — Die Liebe zur abstracten Wahrheit. — Ob und wie weit ein Irrthum strafbar sei. — Der Einfluss des Skepticismus auf den intellectuellen Fortschritt. — Beständige Richtung der Kirche auf Beherrschung der Meinung. — Zerstörung der religiösen Freiheit. — Klöster die Zufluchtsstätten der Gelehrsamkeit. — Erhaltung der klassischen Literatur. — In welcher Weise sie von der Kirche betrachtet wurde. — Im Ganzen waren die Klöster der Wissenschaft nicht förderlich. — Sie waren mehr die Behälter als die Schöpfer der Literatur. — Sie förderten weder den Genius, der sich in der Theologie, noch auf anderen Gebieten entfaltete. — Verfall der Liebe zur Wahrheit. — Geldspenden als Sühnemittel. — Die Lehre von der Höllenpein, ein Mittel zur Gelderpressung. — Die Höllenvisionen. — Peter Lombard. — Höchster Aberglaube und Terrorismus. — Fegefeuer. — Sittlicher Zustand des westlichen Europa. — Spärliche geschichtliche Literatur. — Grausame Verbrechen. — Das siebente Jahrhundert die Zeit der Heiligen. — Wie man damals Charaktere würdigte, erläutert durch Gregor's von Tours Schilderung Chlodowech's. — Wohlthaten und Missionsthätigkeit der Klöster. — Wachsthum eines kriegerischen und eines aristokratischen Geistes. — Abneigung der ersten Christen gegen das Kriegerleben. — Der Glaube an eine göttliche Entscheidung der Schlachten giebt dem Kriegsdienst die Weihe. — Kriegerische Triumphe des Muhammedanismus. — Rückschau auf den Einfluss des Christenthumes auf den Krieg. — Erhebung und Weihe des weltlichen Standes. — Das römische Kaiserthum wurde immer despotischer. — Die ersten Christen lehrten leidenden Gehorsam in zeitlichen, aber Unabhängigkeit in religiösen Angelegenheiten. — Nach Constantin

wurde ihre Politik durch ihr Interesse sehr beherrscht. — Stellung der Kirche zu Julianus, und Gregorius des Grossen zu Phocas. — Der morgenländische Klerus sinkt in Unterwürfigkeit unter die weltliche Macht. — Unabhängigkeit des abendländischen Klerus. — Vertrag Leo's und Pipin's. — Wirkung des Mönchsthumes auf die Lehre von dem leidenden Gehorsam. — Die Beneficien. — Karl der Grosse, seine Verherrlichung in der Volksdichtung. — König und Krieger als Ideal der Grösse. — Schluss.

Fünftes Kapitel.

Die Stellung der Frauen.

Wichtigkeit dieses Zweiges der Geschichte. — Die Frauen bei den rohen Völkern. — Verkauf der Frauen. — Abstellung desselben. — Mitgift. — Einführung der Monogamie. — Die Frauen in Griechenland. — Die Natur der Geschlechtsverhältnisse. — Stellung der Frauen in Griechenland. — Die Buhlerinnen. — Wodurch ihr Ansehen gestützt wurde. — Allgemeine Würdigung der griechischen öffentlichen Meinung über die Frauen. — Die römische öffentliche Meinung ist weit reiner. — Die Flamines und die Vestalinnen. — Stellung der Frauen während der Republik. — Lockerung der Sitten am Schlusse der Republik. — Abneigung gegen die Ehe. — Gesetzliche Emancipation der Frauen. — Unbeschränkte Freiheit der Ehescheidung. — Ihre Folgen. — Weibliche Tugend in Rom. — Gesetzliche Massregeln zur Einschärfung der weiblichen Tugend. — Die Sittenlehrer beginnen die Gegenseitigkeit der ehelichen Treue einzuschärfen und die Prostitution zu rügen. — Alexandrinische mystische Ansichten von der Keuschheit. — Christlicher Einfluss. — Gesetze der christlichen Kaiser. — Wirkungen der Busszucht und des Beispiels der Märtyrer. — Legenden. — Entwürdigung der Ehe durch die Askese. — Missbilligung der Wiederverheirathung. — Die heidnischen und christlichen Ansichten hierüber. — Cölibat der Priester. — Geschichte und Wirkungen dieser Lehre. — Die Askese bewirkt eine niedrige Ansicht von den Frauen. — Jüdische Ansichten. — Das canonische Gesetz und das Besitzrecht der Frauen. — Die Einbrüche der Barbaren unterstützen die Kirche in der Reinigung der Sitten. — Andauernde Vielweiberei bei den fränkischen Königen. — Gesetze der Barbaren. — Nachdrückliche Einschärfung der gegenseitigen ehelichen Treue von Seiten der Christen. — Verdammung der zeitweiligen Verbindungen. — Römische Concubinen. — Allmälige Einführung der religiösen Trauung. — Verdammung der Ehescheidung. — Verbot der Mischehen. — Die daraus entstandene häusliche Zwietracht. — Verhältniss des Christenthumes zu den weiblichen Tugenden. — Der männliche und der weibliche Charakter. — Das heidnische Ideal wesentlich männlich. — Sein Gegensatz zu dem christlichen Ideal. — Hervorragende Rolle der Frauen in der ersten Kirche. — Diakonissen. — Wittwen. — Verehrung der Jungfrau. — Die Reformation. — Das Klostersystem. — Schluss.

Stehengebliebene Druckfehler im ersten Bande.

S. 59 Z. 17 v. u. Nach „Zweck“ ein Komma zu setzen.
„ 60 Anm. Z. 2 v. u. l. des Sittengesetzes.
„ 111 Z. 6 v. u. l. Leibnitz statt Leibniz, und so überall, wo der Name vorkommt.
„ 187 Z. 16 v. o. und S. 263 Z. 8 v. o. l. Antoninus.
„ 211 Z. 3 v. o. l. vollständiger.
„ 255 Anm. 4 l. ingemuit st. ingenuit.
„ 285 Z. 6 v. o. l. Judaismus.
„ 287 Z. 2 v. o. l. Steinmetz.
„ 326 Z. 10 v. o. l. Sospitra.
„ 361 Anm. 3 l. verpos st. nerpos.

Sittengeschichte Europas.

Viertes Kapitel.

Von Constantin bis auf Karl den Grossen.

Nachdem ich in dem letzten Kapitel einen kurzen, aber wie ich hoffe, nicht ganz unklaren Bericht über die Ursachen gegeben habe, welche den Sieg des Christenthumes in Rom sicherten, und über den Charakter des Widerstandes, welchen es überwältigte, gehe ich an die Untersuchung der Natur des von der neuen Religion eingeführten sittlichen Ideals und der Methoden, durch welche sie es zu verwirklichen suchte. Und gleich beim Beginn dieser Untersuchung muss man sich vor einem bedeutenden Fehler sorgfältig in Acht nehmen. Gewöhnlich begründen Viele den Vergleich zwischen Christenthum und Heidenthum durch Gegenüberstellung der Lehre der Christen und entsprechender Stellen aus den Schriften des Marcus Aurelius oder Seneca, und betrachten die Ueberlegenheit der christlichen über die philosophische Lehre als einen vollständigen Massstab für den durch das Christenthum bewirkten Fortschritt. Allein ein kurzes Nachdenken reicht hin, das Ungerechtfertigte eines solchen Schlusses klar darzuthun. Die heidnische Sittenlehre war ein Theil einer Philosophie, die christliche ein Theil einer Religion. Die erste war die Speculation einiger wenigen Hochgebildeten, und hatte weder, noch konnte sie irgend einen unmittelbaren Einfluss auf die grossen Massen haben. Die zweite war unlöslich mit der Gottesverehrung, den Verheissungen und Strafbedrohungen eines grossen Religionssystems verbunden, das mindestens ebenso mächtig auf die Unwissendsten wie auf die Gebildetsten einwirkt. Die Hauptziele der heidnischen Religionssysteme waren die Verkündigung der Zukunft,

die Erklärung des Weltalls, die Abwendung des Missgeschickes, die Erlangung des Beistandes der Götter. Predigt, Religionsunterricht, religiöse Erziehung, gemeinsame öffentliche Andacht zur geistigen Erhebung kannte man nicht. Die Menschen tugendhafter zu machen, war ebenso wenig der Beruf des Priesters, wie der des Arztes. Die philosophischen Pflichtenlehren ihrerseits waren ganz und gar ausser Zusammenhang mit den religiösen Bräuchen des Tempels. Die Verbindung dieser zwei Kreise, die Verschmelzung der sittlichen Bildung mit der Religion vermittelst ceremonieller Gebräuche, um dadurch in den Menschen die mächtige Leidenschaft nach einer unmittelbaren Verbindung mit dem Himmel zu wecken, gehörte zu den wichtigsten Grossthaten des Christenthumes. Etwas war allerdings bereits in dieser Richtung versucht worden. Die Philosophie war unter den Händen der Rhetoren volksthümlicher geworden. Die Neu-Pythagoräer legten auf religiöse Ceremonieen, als Mittel zur Seelenläuterung, grosses Gewicht, und Sühnebräuche waren besonders in den morgenländischen Religionen gewöhnlich. Aber es war das unterscheidende Merkmal des Christenthumes, dass sein sittlicher Einfluss nicht mittelbar, gelegentlich, entfernt oder krampfartig wirkte. Ungleich allen heidnischen Religionen machte es den Unterricht in der Sittenlehre zu einem Hauptgeschäfte seiner Priester, die sittliche Zucht zum leitenden Ziele seines Gottesdienstes, die sittliche Sinnesreinheit zur nothwendigen Bedingung der pflichtmässigen Vollziehung seiner Riten. Durch die Kanzel, durch seine Gebräuche, durch alle Triebfedern der ihm innewohnenden Kraft arbeitete es systematisch und andauernd für die Neubelebung der Menschheit. Unter seinem Einflusse sind die Lehren über das Wesen Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und die Pflichten der Menschen, Lehren, die den edelsten Geistern des Alterthumes kaum erreichbar waren, Wahrheiten der Dorfschule, Sprüchwörter von Stadt und Land geworden.

Aber weder die Schönheit seiner heiligen Schriften, noch die Vollkommenheit seines religiösen Gottesdienstes hätte, ohne die Einführung neuer, interessirter und nicht interessirter, Beweggründe zur Tugend, diesen grossen Erfolg bewirken können. Die erste tiefgreifende Umwälzung bewirkte das Christenthum durch seine Lehre von der zukünftigen Welt und von der Natur der Sünde. Die Lehre von einem zukünftigen Leben war bei den Heiden viel zu unbestimmt, um irgend einen kräftigen allgemeinen Einfluss zu üben, und die Philosophen, welche eifrig daran festhielten, betrachteten sie lediglich im Lichte einer Tröstung. Das Christenthum machte

sie zu einem abschreckenden Einflusse der stärksten Art. Nächst der Lehre vom ewigen Leiden und dem gefallenen Zustande des Menschengeschlechts war die Vorstellung von einer genauen persönlichen Vergeltung durchaus neu. Der Gedanke, dass die Begehung grosser Verbrechen, oder die Unterlassung grosser Pflichten später gebüsst werden dürften, war den Heiden allerdings wohlbekannt; aber er übte wenigen Einfluss auf ihr Leben und erzeugte, selbst bei den schlimmsten Verbrechern, niemals jene Scenen der Reue auf dem Sterbebette, welche in christlichen Lebensbeschreibungen so sehr hervorragen. Die christliche Vorstellung von der Frevelhaftigkeit kleiner Sünden, der Glaube, dass alle Einzelheiten des Lebens künftig einmal geprüft werden, dass Charakterschwäche und geringe Pflichtverletzungen, von denen der Geschichtsforscher und Lebensbeschreiber keinen Vermerk nimmt, die keinen wahrnehmbaren Einfluss auf die Gesellschaft haben, und die bei der Menschheit kaum eine Beachtung finden, die Gründe ewiger Verdammniss jenseits des Grabes werden können, war den Alten ganz und gar unbekannt, und eignete sich zur Zeit, als sie noch die ganze Frische der Neuheit besass, sehr gut dazu, den Charakter umzugestalten. Das Auge des heidnischen Philosophen war immer auf die Tugend, das des christlichen Lehrers auf die Sünde gerichtet. Der erste suchte durch Anpreisung der Schönheit der sittlichen Reinheit, der zweite durch Erweckung der Gewissensunruhe die Menschen zu bessern. Jede dieser Methoden hatte ihre Vorzüge und ihre Mängel. Die Philosophie eignete sich vortrefflich zur Erhebung und Veredelung, aber durchaus nicht zur Neubelebung der Menschen. Sie that viel für die Ermuthigung der Tugend, aber wenig oder nichts für die Hemmung des Lasters. Sie bildete und pflegte einen Geschmack für die Tugend, der Viele zu ihrer Uebung anzog, aber es lag eingestandenermassen ausserhalb ihrer Kraft, eine durch Laster gänzlich verdorbene Natur, die zur Würdigung dieses wie jedes anderen höheren Geschmackes durchaus unfähig war, umzugestalten, was das Christenthum stets bewirkte[1]). Die Erfahrung hat zum Ueberflusse gezeigt, dass Menschen, die für die Schönheit und Würde der Tugend völlig unempfindlich sind, durch die Furcht vor einem Gottesgerichte erregt, ja sogar zu solchen Gewissensbissen über Sünde erweckt werden können, dass sie den Hang ihrer Neigungen umkehren, sich von den eingewurzelten Gewohnheiten losreissen und den ganzen Gehalt ihres Lebens erneuern.

[1]) Siehe die von Origenes aus Celsus angeführte Stelle in seiner Antwort an ihn.

Aber während die nachdrückliche Hervorkehrung der dunkleren Seite der menschlichen Natur viel zur wiederbelebenden Wirksamkeit der christlichen Lehre beitrug, ist sie nicht ohne Nachtheile gewesen. Da die Theologen den Charakter nach seinen Irrgängen bemassen, so sind sie bei der Würdigung jener starken und leidenschaftlichen Naturen, deren grossen Tugenden grosse sittliche Fehler das Gleichgewicht halten, in eine merkwürdige Ungerechtigkeit verfallen, die um so weniger zu entschuldigen ist, weil in ihren eigenen Schriften die echten Psalmen David's ein augenfälliger Beweis sind, dass eine edle, zarte und warme Natur sogar in einem Ehebrecher und Mörder fortleben konnte. Theils durch diese Gewohnheit, vermittelst des Gefühls der Sünde zu wirken, und theils aus dem Wunsche, zu beweisen, dass der Mensch sich in einem abnormen und gefallenen Zustande befinde, haben sie fortwährend die verkehrtesten Ansichten über die menschliche Natur vorgetragen, schilderten sie dieselbe als unter der völligen Botmässigkeit des Bösen stehend, und verstiegen sich bisweilen zu einer solchen Höhe der Ungereimtheit, dass sie selbst die Tugenden der Heiden für wesentliche Sünden erklärten. Aber nichts kann gewisser sein, als dass das Eigenthümliche und Hervorragende in der menschlichen Natur nicht ihr Laster, sondern ihre Erhabenheit ist. Nicht ist es die Sinnlichkeit, die Grausamkeit, die Selbstsucht, die Leidenschaft oder der Neid, welche alle in gleichem oder grösserem Grade in den mannichfachen Kreisen der Thierwelt entwickelt sind; es ist jene sittliche Natur, welche den Menschen offenbar allein unter allen geschaffenen Wesen befähigt, seine Gemüthsbewegungen zu classificiren, der Strömung seiner Wünsche zu widerstehen und nach sittlicher Vollkommenheit zu streben. Auch ist es nicht minder gewiss, dass in dem civilisirten und gebildeten Menschen das Gute bei Weitem das Böse überwiegt. Wohlwollen ist gewöhnlicher als Grausamkeit, der Anblick des Leidens erzeugt schneller Mitleid als Freude; Dankbarkeit, nicht Undank, ist die normale Folge einer gewährten Wohlthat. Die Sympathieen des Menschen folgen von Hause aus dem Heroismus und dem Guten, und das Laster selbst ist gewöhnlich bloss eine Uebertreibung oder Entstellung der Richtungen, welche in ihrer eigenen Natur vollkommen unschuldig sind.

Aber diese Uebertreibungen der menschlichen Verderbtheit, welche ihre äussersten Grenzen bei einigen protestantischen Secten erreichten, bekunden sich nicht in der Kirche der ersten drei Jahrhunderte. Das Gefühl der Sünde war noch nicht von einer Ableugnung des

im Menschen waltenden Guten begleitet; das Christenthum wurde mehr als eine Erlösung vom Irrthum als von Sünde betrachtet[1]), und es ist eine bezeichnende Thatsache, dass das Beiwort „sehr verdienstvoll", welches die Heiden gewöhnlich auf ihren Grabsteinen anbrachten, auch die Lieblingsinschrift in den christlichen Katakomben war. Der Glaubenskampf gegen den Pelagianismus, die Lehre des heiligen Augustinus und der Fortschritt der asketischen Richtung führten allmälig die Lehre von der vollständigen Verderbtheit des Menschen ein, welche sich in späteren Zeiten als die fruchtbare Quelle eines erniedrigenden Aberglaubens erwies.

Zur Aufrechthaltung und Feststellung der Lehre von der Sünde setzte die erste Kirche die Maschinerie einer ausgearbeiteten Gesetzgebung in Bewegung. Beständige Gemeinschaft mit der Kirche wurde zur allerhöchsten Wichtigkeit, die Betheiligung am Abendmahl zur wesentlichen Bedingung für das ewige Leben gemacht. Es wurde in ältester Zeit den Säuglingen gereicht, wenigstens geschah dies zur Zeit des heiligen Cyprian allgemein in der Kirche, und wurde von einigen Kirchenvätern für das Seelenheil der Kinder für unbedingt nothwendig erachtet[2]). Die Erwachsenen nahmen das Abendmahl gewöhnlich täglich, in manchen Kirchen viermal die Woche[3]). Selbst in den Tagen der Verfolgung unterliessen die Christen bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen bloss die halbweltlichen Agapen[4]). Die Priesterschaft hatte die Macht, den Zutritt zu den Ceremonieen zu gestatten oder zu verbieten, und die Verehrung, welche sie genoss, war so gross, dass sie ihre eigenen Bedingungen für die Betheiligung am Abendmahl vorschreiben konnte.

Aus diesen Umständen entstand sehr natürlich ein umfangreiches System der Sittenzucht. Wer sich eines sittlichen Vergehens schuldig machte, musste erst eine Bussfrist überstehen, bevor er zum Abend-

[1]) Dies hat Pressensé gut nachgewiesen in seiner *Hist. des trois premiers Siecles.*

[2]) Siehe Bingham's *Antiquities of the Christian Church* (Oxford 1853), *Vol. V., pp. 370—378*, wo auch nachgewiesen wird, dass die Verabreichung des Abendmahls an Säuglinge in Frankreich noch bis ins zwölfte Jahrhundert geschah. Sonderbar ist es, dass die heutigen polternden Theologen, welche vorgeben, die Sitten der ältesten Kirche neu beleben zu wollen und so vielen Werth auf die kleinsten ceremoniellen Observanzen legen, einen der wichtigsten und allgemeinsten Bräuche des ältesten Christenthumes unbeachtet lassen. (In der griechisch-russischen Kirche besteht dieser Brauch noch heute. Anm. des Herausg.)

[3]) Siehe Cave's *Primitive Christianity, part I., ch. XI.* Anfangs wurde das Abendmahl täglich gereicht; aber die Sitte gerieth in der morgenländischen Kirche bald in Verfall, und verschwand zuletzt im Abendlande ganz und gar.

[4]) Plin *Epist. X., 97.*

mahl zugelassen wurde. Langes Fernbleiben von den religiösen Versammlungen, Unkeuschheit Lediger, Prostitution, Ehebruch, die Betreibung des Gladiatoren- oder Schauspieler-Gewerbes, Verrath der Christen an ihre Verfolger, Knabenschändung, wurden je mit einer bestimmten Kirchenbusse bestraft. Die geringste Strafe bestand in Entziehung des Abendmahls für ein paar Wochen. Schwereren Sündern wurde es für ein Jahr, oder zehn Jahre, oder bis zur Sterbestunde, und in manchen Fällen für immer entzogen. Während der Busszeit musste der Büsser sich des Ehebettes wie aller anderen Vergnügungen enthalten, und seine Zeit hauptsächlich mit religiösen Uebungen hinbringen. Bevor er wieder zur Communion zugelassen wurde, musste er öffentlich vor den versammelten Christen in Sack gekleidet, mit Asche auf dem geschorenen Haupte erscheinen, sich dem Priester zu Füssen werfen, laut seine Sünde bekennen und die Gnade der Absolution erbitten. Der Excommunicirte war nicht bloss aus der Kirche verstossen, er war auch von allem Verkehr mit seinen früheren Freunden abgeschnitten. Kein Christ durfte, bei Strafe der Excommunication, mit ihm speisen oder sprechen. Er musste gehasst und einsam in dieser Welt leben, und auf die Verdammniss in der zukünftigen gefasst sein[1]).

Diese, auf religiösem Terrorismus beruhende Sittenzucht bildet einen der wichtigsten Theile der ältesten Kirchengeschichte, und es war ein Hauptziel der Concilien, sie fortzubilden oder zu modificiren. Obgleich die Beichte noch nicht ein gewöhnlicher und allgemein verpflichtender Ritus war, obgleich sie bloss in Fällen schwerer Sünden auferlegt wurde, so ist es doch klar, dass wir in diesem System einen nicht potentiellen, sondern zu vollständiger Thätigkeit entwickelten Kirchendespotismus der bedrückendsten Art vor uns haben. Indessen, wenn auch die dem Klerus zugestandene Berechtigung, den Menschen das zu entziehen, was man für ihr Seelenheil als wesentlich erachtete, den Grund zu dem schlimmsten Aberglauben der römischen Kirche legte, so hatte sie doch andererseits eine sehr werthvolle sittliche Wirkung, indem die Kirchenzucht feierlicher und unmittelbarer, als die bürgerliche Gesetzgebung, auf die Gemüther wirkte und wohl mehr als irgend eine andere einzelne Triebfeder die Ueberzeugung von der Ungeheuerlichkeit der Sünde und

[1]) Umständlich handeln von der Kirchenzucht Marshall's *Penitential Discipline of the Primitive Church* (erste Ausgabe 1714, und wieder abgedruckt in der *Library of Anglo Catholic Theology)*, und Bingham's *Antiquities*, *Vol. VII.* Tertullian giebt eine graphische Schilderung von den öffentlichen Bussen. *De Pudicit. V. 13.*

der ihr folgenden Vergeltung befestigte, welche einer der zwei grossen Hebel war, wodurch das Christenthum auf die Menschheit wirkte.

Nächstdem, dass das Christenthum sich an die selbstische oder interessirte Seite der menschlichen Natur zu wenden wusste, erlangte es eine merkwürdige Herrschaft über den nichtinteressirten Enthusiasmus. Der Platoniker ermahnte die Menschen zur Nachahmung Gottes, der Stoiker zur Befolgung der Vernunft, der Christ zur Liebe Christi. Die späteren Stoiker hatten oft in dem Ideal des Weisen das Urbild der Vollkommenheit ausgemalt, und Epiktetos hatte seinen Schülern sogar eingeschärft, sich dieses Ideal stets im Geiste zu vergegenwärtigen; dieses Ideal konnte indess höchstens Bewunderung und Nacheiferung, aber nimmer tiefe Liebe erwecken. Dem Christenthume war es vorbehalten, der Welt einen idealen Charakter zu bieten, der durch alle Wandlungen von achtzehn Jahrhunderten den Herzen der Menschen eine leidenschaftliche Liebe einflösste, sich fähig zeigte, auf alle Altersstufen, Völker, Temperamente und Verhältnisse einzuwirken, der nicht bloss das höchste Muster der Tugend, sondern der stärkste Antrieb zu ihrer Uebung war; und er hat einen so tiefen Einfluss geübt, dass man in Wahrheit sagen kann, die einfache Geschichte dreier kurzer Jahre thätigen Lebens haben mehr zur Neubelebung und Veredelung der Menschheit gethan, als alle Erörterungen der Weltweisen und alle Ermahnungen der Sittenlehrer. Dieser ideale Charakter war in der That der Urquell des Besten und Reinsten im christlichen Leben. Inmitten all der Sünden und Verirrungen, inmitten all des Pfaffentruges, der Verfolgung und des Fanatismus, welche die Kirche entstellt haben, bewahrte sie in dem Charakter und Beispiele ihres Stifters ein dauerndes Princip der Neubelebung. Vollkommene Liebe kennt keine Bevorrechtung. Sie erzeugt eine unbegrenzte, unberechenbare Selbstverleugnung, die den Charakter umgestaltet, und ist die Mutter jeder Tugend. Trotz des Terrorismus und dogmatischen Aberglaubens hatte das Christenthum stets Menschen, die, wie die heilige Theresa, von dem Wunsche beseelt waren, Himmel und Hölle auslöschen zu können, um Gott um seiner selbst willen zu lieben; und die Kraft der Liebe zu Christus entfaltete sich gleichmässig in dem Heldenmuthe der Märtyrer, wie in den rührendsten Thaten der Barmherzigkeit.

Der heilige Augustinus definirte die christliche Tugend als „die Ordnung der Liebe“[1]). Wer nun weiss, wie unvollkommen das

[1]) „Definitio brevis et vera virtutis: ordo est amoris.“ *De Civ. Dei XV. 22.*

blosse Pflichtgefühl bei den meisten Menschen der Kraft der Leidenschaften widerstehen kann, wer bemerkt hat, wie unfruchtbar der Muhammedanismus an allen höheren und zarteren Tugenden war, weil seine edle Sittenlehre und sein reiner Gottesglaube in keinem lebenden Beispiele vereinigt waren; wer besonders durch die Geschichte der christlichen Kirche den Einfluss der Liebe zu Christus verfolgt hat, wird den Werth dieser reinsten und entschiedensten Quelle des christlichen Enthusiasmus zu schätzen wissen. In einer Beziehung können wir uns ihre Wirkungen auf die älteste Kirche kaum vergegenwärtigen. Das Bewusstsein von der Unveränderlichkeit der Naturgesetze ist jetzt in dem Geiste der Menschen so tief eingewurzelt, dass kein wahrhaft Gebildeter, was auch sonst seine religiösen Ansichten sein mögen, ernstlich glaubt, die erschreckenderen Erscheinungen um ihn her — Stürme, Erdbeben, feindliche Einbrüche, Hungersnöthe — seien entstanden durch vereinzelte Handlungen einer übernatürlichen Kraft in Absicht auf irgend ein menschliches Interesse. Aber die ältesten Christen führten alle diese Dinge auf den Meister zurück, den sie so innig liebten, und die Folge dieser Ueberzeugung war der Glaube an die Umwandlung der ganzen sichtbaren Schöpfung dieser Welt durch die Liebe. Alle Vorfälle und Ereignisse wurden in einem neuen Lichte betrachtet, bekamen eine neue Bedeutung und erlangten eine religiöse Weihe. Das Christenthum bot einen tieferen Trost als jede Aussicht auf ein ewiges Leben oder die Herrlichkeiten eines tausendjährigen Reiches. Es lehrte die Mühseligen, die Bekümmerten und die Einsamen zum Himmel emporzublicken und zu sprechen: „Du, Gott, sorgst für mich.“

Es überrascht nicht, dass ein Religionssystem, das sich die Einschärfung der sittlichen Vollkommenheit zum Hauptziele machte und durch seine Lehre von der zukünftigen Vergeltung, durch seine Organisation und durch seine Fähigkeit, einen nicht interessirten Enthusiasmus zu erzeugen, eine beispiellose Herrschaft über das menschliche Gemüth erlangte, und seine Anhänger auf eine hohe Stufe der Sittlichkeit erhob; auch lässt es sich in der That wenig bezweifeln, dass beinahe zweihundert Jahre nach dessen Einführung in Europa die christlichen Gemeinden eine Sittenreinheit zeigten, die, wenn sie später je erreicht wurde, doch niemals während einer langen Zeitdauer übertroffen worden ist. Vollständig gesondert von der sie umgebenden römischen Welt, sich ebenso von dem politischen Leben, wie von der Anrufung der Gerichtshöfe und von dem militärischen Treiben fernhaltend, fortwährend der baldigen Wiederkunft

ihres Meisters und der Zertrümmerung des Reiches entgegensehend, in welchem sie wohnten, und beseelt von der ganzen Wärme einer neuen Religion, waren die Christen durch eine ganze Reihe von Begriffen und Gefühlen vor der Befleckung ihrer Zeit hinlänglich geschützt. In ihrem allgemeinen Verhalten gegen die Gesellschaft, und in der Natur und Kleinlichkeit ihrer Bedenken hatten sie wohl eine grössere Aehnlichkeit mit den Quäkern, als mit einer anderen bestehenden Secte[1]). Doch schon vor der Verfolgung des Decius konnte man einige erste Zeichen des Sittenverfalles wahrnehmen, und der Sieg der Kirche, welcher viele Namenchristen ihrem Bereiche zuführte, die Kirche den Verlockungen des Reichthumes und des Wohlstandes blossstellte und sie mit der weltlichen Politik in Verbindung brachte, dämpfte ihren Eifer und schwächte ihre Reinheit. Dass nun das so geartete Christenthum in den ersten drei Jahrhunderten den heidnischen Gottesdienst vollständig verdrängen sollte, dass seine Lehrer sich die mächtigsten Herrscher willfährig machen, ihre Gesetzgebung beeinflussen und den ganzen Verlauf der Civilisation tausend Jahre lang lenken würden, und dass die Zeit, in welcher sie so mächtig waren, dennoch eine der verächtlichsten in der Geschichte war, möchten nur Wenige für möglich gehalten haben.

Die Hauptzüge dieses Zeitabschnittes lassen sich kurz zeichnen. Von dem Tode des Marcus Aurelius, um welche Zeit das Christenthum einen mächtigen Einfluss auf die römische Welt gewann, ging der Verfall des Kaiserreiches rasch und fast ununterbrochen vor sich. Der erste christliche Kaiser verlegte seine Hauptstadt nach Byzanz, welches von den Ueberlieferungen und den Herrlichkeiten des Heidenthumes unberührt war, und gründete hier ein Reich, das seine ganze Sittenlehre aus christlichen Quellen zog, und das ungefähr elfhundert Jahre Bestand hatte. Ueber dieses byzantinische Kaiserreich lautet das allgemeine Urtheil der Geschichte, dass es, fast ohne Ausnahme, die durchweg unwürdigste und verächtlichste Form war, welche die Civilisation jemals angenommen hat. Wohl gab es sehr grausame und sehr sinnliche Zeiten, wo die Grausam-

[1]) Neben der offenbaren Aehnlichkeit in dem gemeinsamen Glauben, dass die Christen sich aller Waffen und Schwüre enthalten müssten, gleicht die ganze Lehre der ersten Christen über die Pflicht der Einfachheit und die Sündhaftigkeit des Schmuckes der Kleider (siehe hierüber besonders die Schriften des Tertullian, Clemens von Alexandrien und Chrysostomos) ganz und gar der der Quäker. Andererseits waren die kirchlichen Anschauungen und die sacramentalen Lehren der Urchristen denen der Quäker durchaus entgegengesetzt.

keit unbarmherziger war und die Sinnlichkeit ausschweifendere Richtungen einschlug, aber es gab keinen anderen lange bestehenden Staat, dem alle Formen und Bestandtheile sittlicher Grösse so durchaus fehlten, und keinen, dem das Eigenschaftswort niedrig so nachdrucksvoll beigelegt werden könnte. Die Zeit des byzantinischen Reiches war die Zeit des Verraths. Seine Laster waren die Laster von Menschen, die aufgehört hatten tapfer zu sein, ohne tugendhaft zu werden. Ohne Vaterlandsliebe, ohne Verlangen nach dem Genusse der Freiheit; nach den ersten Anfällen religiöser Aufregung ohne Genius oder intellectuelle Thätigkeit, Sklaven und willige Sklaven in ihrem Thun und in ihrem Denken, versunken in Sinnlichkeit und in die frivolsten Vergnügungen, raffte sich das Volk aus seiner Sorglosigkeit nur auf, wenn eine theologische Spitzfindigkeit oder eine Wettfahrt in der Rennbahn es zu wahnsinniger Ausgelassenheit anstachelte. Es trug die Aeusserlichkeiten der fortgeschrittenen Civilisation zur Schau. Es besass Kenntniss, es hatte die edle, von dem erhabendsten Heroismus belebte Literatur des alten Griechenlands stets vor Augen; aber diese Literatur, welche später für die Wiederbelebung Europas so viel that, konnte in den entarteten Griechen keinen Funken von Adel erwecken. Die Geschichte des Reiches ist die eintönige Geschichte der Intriguen von Priestern, Verschnittenen und Frauen, der Giftmischereien, der Verschwörungen, der gleichmässigen Undankbarkeit, der beständigen Brudermorde. Nach der Bekehrung Constantin's gab es in beiden Hälften des römischen Reiches keinen so entsittlichten oder wenigstens so schamlosen Herrscher, wie einen Nero oder Heliogabalus, aber das byzantinische Reich kann auch keinen von der geringsten Aehnlichkeit mit einem Antoninus oder Marcus Aurelius aufweisen, während Rom die stärkste Annäherung zu diesem Charakter in dem Kaiser Julianus lieferte, der den christlichen Glauben verächtlich von sich wies. Schliesslich machte der Einbruch der Muhammedaner dem langsamen Verfalle des östlichen Reiches ein Ende, Konstantinopel sank unter dem Halbmond, während seine Einwohner noch bis zum Augenblicke ihres Sturzes sich über theologische Händel herumzankten.

Die asiatischen Kirchen waren bereits erblichen. Der in die ausschweifenden Städte Kleinasiens verpflanzte christliche Glaube hatte viele fanatische Asketen und einige wenige berühmte Theologen hervorgebracht, er hatte aber keine neubelebende Wirkung auf das Volk im Grossen. Er weckte in seiner Mitte eine unver-

söhnliche Zwietracht, mässigte aber kaum in irgend einem merklichen Grade den Luxus oder die Sinnlichkeit. Die Vergnügungssucht blieb ungeschwächt, und in einem grossen Theile des Reiches schien sie in der That nach dem Siege des Christenthumes sogar ihren Höhepunkt erreicht zu haben.

Etwas verschieden war der Zustand des westlichen Reiches. Nicht ganz ein Jahrhundert nach der Bekehrung Constantin's war die kaiserliche Hauptstadt von Alarich erobert worden, und eine lange Reihe von feindlichen Einfällen der Barbaren zerstörte zuletzt die ganze Verfassung der römischen Gesellschaft; die Kirche hatte also, als Bewahrerin der Schätze des Alterthumes, nach der Bekehrung der Barbaren, die sich den christlichen Priestern unbedingt unterwarfen, einen jungfräulichen Boden zur Verwirklichung ihres Ideals menschlicher Vollkommenheit, und blieb auch hinter der Erwartung nicht zurück. Sie übte viele Jahrhunderte lang eine beinahe unbedingte Herrschaft über die Handlungen und Gedanken der Menschen, und schuf eine Civilisation, die in allen Theilen von kirchlichem Einflusse durchdrungen war. Selbst die finsteren Jahrhunderte, wie die Zeit der katholischen Weltherrschaft mit Recht genannt wird, zeigen ohne Zweifel viele Züge grossen und ächten Seelenadels. In thätigem Wohlwollen, im Gefühle der Ehrfurcht, in Unterthanentreue, in Associationsgeist übertrafen sie weit die edelsten Zeiten des heidnischen Alterthumes, während sie in der Humanität, welche vor der Auferlegung des Schmerzes zurückschrickt, der römischen und in Bezug auf Keuschheit der griechischen Civilisation überlegen waren. Andererseits standen sie in bürgerlichen und patriotischen Tugenden, in der Liebe zur Freiheit, in der Zahl und in dem Glanze ihrer grossen Männer und in der Würde und Schönheit ihres Charaktertypus über alle Massen unter den heidnischen Civilisationen. Tumulte, Anarchie, Ungerechtigkeit und Krieg waren an der Tagesordnung, und die intellectuellen Tugenden waren niedriger als in jeder anderen Periode der Geschichte der Menschheit. Neben einer grenzenlosen Unduldsamkeit gegen jede Meinungsverschiedenheit waltete eine ebenso grenzenlose Duldung jeder Lüge und jedes Betruges, welche die alten Meinungen begünstigen konnten. Da die Leichtgläubigkeit als eine Tugend gelehrt und alles Denken von der Autorität vorgeschrieben wurde, so sank eine tödtliche Betäubung auf den menschlichen Geist, die Jahrhunderte lang seine Thätigkeit beinahe aufhob, und erst durch die freie Lebensregung, welche die Entstehung der industriellen Freistaaten in Italien begleitete, nach-

haltig beseitigt wurde. Mit Ausnahme der Priester und Mönche würden es nur wenige Menschen nicht vorgezogen haben, lieber in den besten Tagen der athenischen oder römischen Republik, in der Zeit des Augustus oder der Antonine zu leben, als in irgend einem Zeitabschnitte zwischen dem Siege des Christenthumes und dem vierzehnten Jahrhundert.

Die Geschichte der zwölf Jahrhunderte nach der Bekehrung Constantin's hat in der That den klarsten Beweis geliefert, dass die Theologie, welche gewisse, dem Alterthume unbekannte, Principien in die Welt einführte, und einen kaum hoch genug zu schätzenden mildernden Einfluss auf die Gesellschaft hatte, in der Form, welche die griechische und katholische Kirche bietet, ein entschiedenes Hemmniss der Civilisation der Menschen ist. Man hat zwar oft gesagt, dass der rasche Sittenverfall der römischen Welt vor Constantin, und die Ueberlieferungen und die Lebenskraft des halbunterdrückten Heidenthumes an vielen Verirrungen der späteren Zeit Schuld waren, dass der Einfluss der Kirche oft mehr nominell und oberflächlich, als durchgreifend war, und dass man bei Beurtheilung der Unwissenheit der finsteren Jahrhunderte die Zerrüttung der Gesellschaft durch die Barbaren in Anschlag bringen müsse. In allem dem ist viel Wahrheit; bedenkt man aber, dass die erneuernde Kraft der Theologie im byzantinischen Reiche in einer neuen, von heidnischen Ueberlieferungen freien, und über ein Jahrtausend von Barbaren unbehelligten Hauptstadt versucht wurde, und dass die Kirche im Westen mindestens siebenhundert Jahre nach den Erschütterungen der feindlichen Einbrüche eine unumschränktere Herrschaft übte, als irgend eine andere sittliche oder geistige Triebkraft jemals erlangt hatte, so ist es klar, meine ich, dass der Versuch lange genug auf die Probe gestellt war. Es ist leicht, ein Verzeichniss der offenbaren Laster des Alterthumes zu machen und ihnen die reinen Sittenlehren der christlichen Schriften gegenüberzustellen; will man aber den wirklichen Fortschritt richtig und gerecht schätzen, so muss man die classische und die kirchliche Civilisation im Ganzen vergleichen, und bei jeder nicht bloss die dadurch unterdrückten Laster, sondern auch den Grad und die Art der erreichten positiven Vollkommenheit in Betracht ziehen. In den ersten zwei Jahrhunderten der Kirche war die sittliche Erhebung durch den Glauben sehr gross; in dem Jahrhundert vor der Bekehrung Constantin's gab sich bereits eine starke Erschlaffung kund. Die zwei folgenden Jahrhunderte werden von den Kirchenvätern als eine Periode allge-

meinen und Aerger erregenden Lasters geschildert, und die darauf folgende kirchliche Civilisation, obgleich nicht ohne ihre bestimmten Verdienste, bietet wahrlich keine Rechtfertigung für die gewöhnliche Prahlerei über die Wiederbelebung der Gesellschaft durch die Kirche. Dass die Civilisation der letzten drei Jahrhunderte in den meisten Beziehungen eine höhere Stufe als irgend eine frühere erreicht hat, glaube ich wenigstens fest; aber die theologische Sittenlehre ist nur eins von den vielfachen Elementen dieser Vorzüglichkeit gewesen. Die mechanischen Erfindungen, die Fortschritte der Industrie, die Entdeckungen der Naturwissenschaft, die Verbesserung des Staatswesens, die Entwickelung und Verbreitung der Literatur, die Ueberlieferungen des heidnischen Alterthumes haben das hohe Verdienst, sämmtlich dahin gewirkt zu haben, während die genauere Erforschung der Geschichte der Theologie zwei Hauptwahrheiten immer deutlicher aufdeckt. Erstens, dass die Wiederauflebung der Wissenschaften, welche den Anfangspunkt unserer neueren Bildung bildet, dem Umstande hauptsächlich zu verdanken ist, dass die heidnische Literatur des Alterthumes und die muhammedanischen Gelehrtenschulen, welche die Haupttriebfedern zur Erweckung der schlummernden Kräfte der Christenheit waren, nicht unter der Controle des Katholicismus standen. Zweitens, dass der mehr als dreihundertjährige Verfall des theologischen Einflusses ein sicherer Maassstab unseres Fortschrittes ist, wie ich dies an einem anderen Orte im Einzelnen nachgewiesen habe [1]). In der Heilkunde, der Naturwissenschaft, den Handelsinteressen, der Politik und selbst der Sittenlehre, traten dem Reformator theologische Machtsprüche hemmend in den Weg, dis sämmtlich als höchst wichtig verfochten wurden, aber der Reihe nach dem verweltlichenden Einflusse der Civilisation weichen mussten.

Wir haben hier demnach ein Problem von tiefstem Interesse und grösster Wichtigkeit, das ich in dem gegenwärtigen Kapitel zu untersuchen beabsichtige. Wir haben zu fragen, wie kam es, dass eine Religion, die wegen der Schönheit ihrer Sittenlehre ebenso, wie wegen der Kraft merkwürdig war, mit welcher sie auf die Menschen wirkte, und die während der letzten wenigen Jahrhunderte die Quelle unzähliger Segnungen für die Welt gewesen ist, sich während eines so langen Zeitraumes und unter so mannichfachen Verhältnissen zur Wiederbelebung Europas ganz und gar unfähig erwies? Genauer ist die Frage, welches waren die wider-

[1]) Geschichte der Aufklärung in Europa.

streitenden Kräfte in dem grossen und verwickelten Organismus des Katholicismus, von denen einige mit wunderbarer Stärke auf die Besserung und Erhebung der Menschen wirkten, während andere eine gerade entgegengesetzte Richtung hatten?

Das Christenthum präsentirte sich der Welt zunächst als eine Erklärung der Verbrüderung der Menschen in Christo. Da es sich um unsterbliche Wesen handelte, die für höchstes Glück oder höchstes Elend geschaffen und miteinander durch das gemeinsame Band der Erlösuug verknüpft waren, so wurde es dem Christen zur ersten Pflicht, seine Mitmenschen als heilige Wesen zu betrachten, woraus der wichtige Begriff von der Heiligkeit alles menschlichen Lebens entstand. Ich habe bereits in einem früheren Kapitel nachzuweisen gesucht, und ich will hier kurz wiederholen, dass die Natur dem Menschen nicht sagt, es sei Unrecht, seinen Nebenmenschen ohne Herausforderung zu tödten. Nicht zu sprechen von den ersten Stufen der Barbarei, auf welchen die höheren Fähigkeiten der menschlichen Natur noch unentwickelt und fast im embryonischen Zustande sind, ist es eine ausser aller Frage stehende geschichtliche Thatsache, dass gebildete und sogar sittliche Gesellschaften bestanden haben, bei denen die Niedermetzelung einer gewissen Klasse von Menschen oder eines Volkes mit nicht mehr Gewissensunruhe geschah, als das Erlegen der Thiere auf der Jagd. Diese vollständige und unbeschränkte Unempfindlichkeit zeigt sich bei den ältesten Griechen in ihrer Behandlung der Barbaren, bei den Römern in ihrer Behandlung der Gladiatoren, und zu mancher Zeit, der Sklaven, bei den Spaniern in ihrer Behandlung der Indianer, bei fast allen, der europäischen Oberaufsicht entrückten Colonisten in ihrer Behandlung der uncivilisirten Ureinwohner, bei einem sehr grossen Theile der Völker des Alterthumes in ihrer Behandlung der neugeborenen Kinder, und wir können Spuren davon sogar auf unserem eigenen Insellande und innerhalb der letzten dreihundert Jahre entdecken[1]). Und so schwer es heutigen Tages, wo der Abscheu vor Allem muthwilligen Menschengemetzel ein wesentlicher Theil unserer sittlichen Gefühle geworden ist, sein mag, sich diese Unempfindlichkeit zu vergegenwärtigen, ist es nichts desto weniger eine unbestreitbare Thatsache, dass sie andauernd bei guten Menschen zu Tage trat, bei

[1]) Siehe die meisterhafte Schilderung der Beziehungen der Engländer zu den Irländern unter der Herrschaft der Königin Elisabeth in Froude's *History of England, ch. XXIV.*, und Macaulay's Schilderung der Stimmung und Ansichten des Master von Stair (Sir John Dalrymple) über die Hochländer. *Hist. of England, ch. XVIII.*

Menschen, die in allen anderen Beziehungen in jedem Zeitalter wegen ihrer Humanität würden hoch gestanden haben. In den Tagen der Tudors ergötzten sich die besten Engländer an dem, was jetzt für den barbarischsten Sport angesehen werden würde, und es steht fest, dass im Alterthume Männer von ächter Humanität — zärtliche Verwandte, liebende Freunde, barmherzige Nachbarn — Männer, in deren Augen der Mord eines Mitbürgers ebenso abscheulich, wie in unseren eigenen, erschienen wäre, Gladiatorenspiele häufig besuchten, veranstalteten und priesen, oder ohne alles Bedenken die Aussetzung der Kinder anriethen. Es ist indessen, nach meinem Dafürhalten, eine vollständige Gedankenverwirrung, zu glauben, wie dies gewöhnlich geschieht, dass irgend welche Anhäufung derartiger Thatsachen den geringsten Zweifel an der Wirklichkeit der angeborenen sittlichen Empfindungen begründet. Der intuitive Moralphilosoph behauptet nichts weiter als dass wir von Natur wissen, dass es einen Unterschied zwischen Humanität und Grausamkeit gebe, dass die erste zu dem höheren oder besseren Theile unseres Wesens gehöre, und dass es unsere Pflicht sei, sie zu pflegen. Die Werthschätzung dieser Pflicht wird von dem jeweiligen allgemeinen Zustande der Gesellschaft bestimmt. Nun ist es eine feststehende Thatsache, dass Völker und Zeiten, die rücksichtlich dieser Werthschätzung aufs Weiteste auseinander gingen, über die Vorzüglichkeit der Humanität vollkommen gleich dachten. Plato, der den Kindermord empfahl, Cato, der seine alten Sklaven verkaufte, Plinius, der die Spiele der Arena pries; die alten Feldherren, welche ihre Gefangenen zu Sklaven oder Gladiatoren machten, so wie die neueren Feldherren, welche ihnen keine entehrende Arbeit auferlegen; die alten Gesetzgeber sowohl, welche ihre Strafgesetze mit Verurtheilung zur Tortur, Verstümmelung und grausamen Todesarten füllten, als die neueren Gesetzgeber, welche die Strafe der Schuldigsten fortwährend zu verkürzen suchen, der alte Zuchtmeister, welcher durch Gewalt herrschte, und der neuere Erzieher, welcher durch Sympathie regiert; das spanische Mädchen, dessen dunkles Auge von Entzücken erglüht, wenn sie den wüthenden Stier beobachtet, während das Feuer aus dem Brandpfeil strömt, welcher in seinem Nacken zittert; die Sittenverbesserer, welche an der Jagd und an dem Schlachten der Thiere zu Nahrungszwecken Anstoss nehmen, oder welche bloss das Fleisch grösserer Thiere essen wollen, um das Schlachten auf ein Minimum zu beschränken, oder welche fortwährend neue Methoden ersinnen, um die Tödtung der Thiere zu beschleunigen — alle diese Menschen,

so weit sie auch in ihren Handlungen und in ihren Urtheilen über das, was „brutal“ und was „phantastisch“ genannt werden muss, auseinander gehen, stimmen in dem Glauben, die Humanität sei besser, als die Grausamkeit, und darin überein, dass sie Handlungen, die niedriger, als der sittliche Massstab ihres Landes und ihrer Zeit stehen, entschieden verurtheilen. Es war nun einer der wichtigsten Dienste des Christenthumes, dass es, ausser der Schärfung unserer wohlwollenden Gefühle, die Sündhaftigkeit jeder Vernichtung des menschlichen Lebens aus Vergnügen, oder aus blosser Zweckmässigkeit entschieden und dogmatisch einschärfte, und dadurch einen neuen, höheren sittlichen Massstab in die Welt einführte.

Diese Lehre hatte einen weitreichenden Einfluss auf die Erhaltung des menschlichen Lebens. Wenige Menschen im Alterthume verdammten die künstliche Hervorrufung einer Fehlgeburt, was theils eine Folge der physiologischen Theorie war, dass der Fötus erst in der Geburtsstunde ein lebendes Geschöpf wird, theils aus dem Grunde geschah, weil der Tod eines ungeborenen Kindes das Gefühl des Mitleids nicht sehr stark berührt. Da nun die Menschen auch von dem Begriffe der Heiligkeit des menschlichen Lebens noch nicht durchdrungen waren, und glaubten, sie dürften in dieser Beziehung nach utilitarischen Rücksichten, dem allgemeinen Interesse der Gesammtheit gemäss handeln, so kamen sie bald zu dem Schlusse, dass die Verhinderung der Geburt in vielen Fällen eine Wohlthat sei. In Griechenland gestattete Aristoteles nicht bloss den Brauch, sondern wünschte sogar, dass er gesetzlich vorgeschrieben werde, sobald die Bevölkerung gewisse bestimmte Grenzen überstiegen hätte [1]). Kein Gesetz bestrafte ihn in Griechenland, in der römischen Republik und während der grösseren Hälfte des Kaiserreiches [2]), und erst in späterer Zeit wurden Verbote dagegen erlassen, die aber unwirksam blieben. Denn eine lange Reihe heidnischer und christlicher Schriftsteller schildert die Abtreibung als einen eingestandenen und weitverbreiteten Gebrauch, der besonders durch alte Weiber gefördert wurde, die mit Abtreibungsmitteln ein Gewerbe trieben, und Ovid, Seneca, der Stoiker Favorinus aus Arles, Plutarch und Juvenal bezeichnen ihn als ein allgemeines, offenkundiges Verbrechen [3]).

[1]) Siehe über die Ansichten des Aristoteles, Labourt, *Recherches historiques sur les Enfants trouvés* (Paris 1848), *p. 9.*

[2]) Siehe Gravina, *De Ortu et Progressu juris Civilis, lib. I. 44.*

[3]) „Nunc uterum vitiat quae vult formosa videri,
Raraque in hoc aevo est, quae velit esse parens.“ Ovid, *De Nuce, 22—23.*

Die Sprache der Christen war gleich von Anfang an eine sehr verschiedene. Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und mit dem stärksten Nachdrucke klagten sie den Gebrauch, nicht bloss als unmenschlich, sondern als einen entschiedenen Mord an. Das kirchliche Strafgesetz behandelte die Abtreibung als Kindermord, und die strengen Verurtheilungen der schuldigen Personen flössten, tiefer als alle Ermahnungen, den Gemüthern der Christen ein Gefühl von der Abscheulichkeit des Verbrechens ein. Das Concil von Ancyra schloss die schuldige Mutter bis zur Todesstunde von dem Abendmahl aus; und obgleich diese Strafe bald verringert, anfangs auf zehn und später auf sieben Jahre Busse herabgesetzt wurde [1]), so gehörte doch das Vergehen zu den schwersten in der Gesetzgebung der Kirche, welche sich aber in diesem Falle auf eine Lehre stützte, die wohl die empörendste in der gesammten Theologie der Kirchenväter ist. Den Heiden, selbst wenn sie die Fruchtabtreibung und den Kindermord bestraften, kamen diese Verbrechen doch verhältniss-

Vergleiche dessen *Amores*, *lib. II.*, *14*, wo er die Gefährlichkeit des Actes mit den Worten hervorhebt:

„Saepe, suos utero quae necat, ipsa perit.“
Oft geht, die in dem Schooss mordet die Ihren, zu Grund.

Eine Nichte Domitian's soll in Folge der auf Befehl des Kaisers vollbrachten Fruchtabtreibung gestorben sein (Sueton., *Domit. XXII.*). Plutarch erwähnt des Gebrauches (*De Sanitate tuenda*), und Seneca lobt seine Mutter Helvia, dass sie nicht eitel und putzsüchtig war, und nimmer die in ihrem Leibe getragene Hoffnung auf Kinder vernichtet habe (*Ad Helv. XVI.*). Favorinus bezeichnet die That in einer beachtenswerthen Stelle (Aulus Gellius, *Noct. Att.*, *XII*, *1.*) als „publica detestatione communique odio dignum“, und sagt, sie wäre nur um einen Grad weniger verbrecherisch, als wenn Mütter ihre Kinder zum Aufziehen fort gäben. Juvenal geisselt dies Verbrechen mit den Worten:

„Sed jacet aurato vix nulla puerpera lecto;
Tantum artes hujus, tantum medicamina possunt,
Quae steriles facit, atque homines in ventre necandos
Conducit.“

Doch in vergoldetem Bett kommt jetzt kaum eine in Wochen,
So viel thuet die Kunst, so viel Heilmittel des Weibes,
Das unfruchtbar macht und Menschen im Mutterleibe
Tödtet. *Sat. VI.*, *592—595.*

Auch bei christlichen Schriftstellern finden sich viele bezügliche Anspielungen. So sagt Minucius Felix (*Octavius*, *XXX.*): „Vos enim video procreatos filios nunc feris et avibus exponere, nunc adstrangulatos misero mortis genere elidere. Sunt quae in ipsis visceribus medicaminibus epotis, originem futuri hominis extinguant et parricidium faciant antequam pariant.“

[1]) Siehe Labourt, *Recherches sur les Enfans trouvés*, *p. 25.*

mässig gering vor, weil ihnen diese Opfer und deren Leiden sehr unbedeutend schienen. Der Tod eines erwachsenen Menschen, der inmitten seiner Unternehmungen und Hoffnungen niedergeschmettert wird, der durch Bande der Liebe und Freundschaft an seine Umgebung gefesselt ist, und dessen Hintritt eine Bestürzung und einen Schmerz der Gesellschaft verursacht, in welcher er sich bewegt hat, erregt Gefühle, die sehr verschieden von denen sind, welche das schmerzlose Verscheiden eines neugebornen Kindes hervorruft, das, da es kaum mit der Welt in Berührung kam, keine ihrer Sorgen und sehr wenig von ihrer Liebe erfahren hat. Für die Theologen jedoch besass dieses Kindesleben eine schreckliche Wichtigkeit. Sie lehrten, im Augenblicke, wo der Fötus im Mutterleibe Leben bekommt, wird er ein unsterbliches Wesen, bestimmt, selbst wenn er ungeboren stirbt, zur Auferstehung am jüngsten Tage, verantwortlich für die Sünde Adam's und verdammt, wenn er ungetauft stirbt, zum ewigen Ausschluss aus dem Himmel und zum Aufenthalte in einem schmerz- und freudlosen Limbus, nach griechischer, oder im Höllenabgrunde, nach lateinischer Lehre. Was also auf das Mitleid der ersten und der mittelalterlichen Christen für das Schicksal der gemordeten Kinder so stark wirkte, war nicht deren Tod, sondern, dass sie gewöhnlich ungetauft starben; und das Verbrechen der Fruchtabtreibung erschien als ein um so schwereres, weil man glaubte, es umfasse nicht bloss die Vernichtung eines wandelbaren Lebens, sondern die Verdammung einer unsterblichen Seele[1]). Eine Sage

[1]) So heisst es in den *Leges Bajuvariorum*, *tit. VII.*, *cap. XX.*, in Canciani's *Leges Barbar. vol. II.*, *p. 374:* „Propterea diuturnam judicaverunt antecessores nostri compositionem et judices postquam religio Christianitatis inolevit in mundo. Quia diuturnam postquam incarnationem suscepit anima, quamvis ad nativitatis lucem minime pervenisset, patitur poenam, quia sine sacramento regenerationis abortivo modo tradita est ad inferos.“ Das erste Findlingshaus, dessen die Geschichte erwähnt, wurde von einem gewissen Datheus im Jahre 789 zu Mailand gestiftet. In der Stiftungsurkunde, welche Muratori (*Antich. Ital.*, *Diss. XXXVII.*) aufbewahrt hat, und welche die Beweggründe des Stifters darlegt, heisst es unter Anderem: „Quia frequenter per luxuriam hominum genus decipitur, et exinde malum homicidii generatur, dum concipientes ex adulterio ne prodantur in publico, fetos teneros necant, et absque Baptismatis lavacro parvulos ad Tartara mittunt, quia nullum reperiunt locum, quo servare vivos valeant“ etc. Heinrich II. von Frankreich erliess 1556 ein umfassendes Gesetz gegen die Frauen, welche „advenant le temps de leur part et délivrance de leur enfent, occultement s'en délivrent, puis le suffoquent et autrement suppriment sans leurs avoir fait empartir le Saint Sacrement du Baptême“. Labourt, *Recherches sur les Enfans trouvés, p. 47.* Von einer Königin von Portugal (der Schwester Heinrich's V. von England und Mutter des heiligen Ferdinand) wird erzählt, dass sie in

in den „Lebensgeschichten der Heiligen" wirft auf diese Lehre ein helles Licht. Sie erzählt, ein Mann, der die Beschaffenheit eines ungebornen Kindes kennen lernen wollte, erschlug eine schwangere Frau und beging somit einen Doppelmord, den der Mutter und ihres Kindes. Von Gewissensunruhe geängstigt, floh der Mörder in die Wüste und verbrachte den Rest seines Lebens in beständiger Reue und Gebet. Endlich verkündigte ihm nach vielen Jahren die Stimme Gottes, dass ihm der Mord der Frau verziehen sei. Aber dennoch war sein Lebensende ein umwölktes. Denn er konnte niemals die Zuversicht erlangen, dass ihm der Tod des Kindes vergeben worden war[1]).

Wenn wir uns nun zur nächsten Stufe des menschlichen Lebens, zu der des neugeborenen Kindes, wenden, so sehen wir einen der tiefsten Flecken der alten Civilisation, die Gewohnheit des Kindermordes, vor uns. Die Naturgeschichte dieses Verbrechens ist etwas eigenthümlich[2]). Bei den Wilden, deren Mitleidsgefühl sehr schwach und deren kriegerische und nomadische Lebensweise dem Kindesleben überaus ungünstig ist, bleibt es dem Ermessen des Vaters überlassen, ob er sein Kind am Leben erhalten, aussetzen oder tödten will. Bei Völkern, welche die Stufe der Barbarei überschritten haben, aber noch roh und einfach in ihren Sitten sind, ist der Kindermord gewöhnlich selten, verringert sich aber nicht, wie andere schwere Verbrechen, naturgemäss im Verhältniss zum Fortschritt der Civilisation; denn sein Vorherrschen hängt sodann mehr von der Sinnlichkeit, als von der Rohheit des Volkes ab[3]). Bei den Griechen war der Kindermord

Kindesnöthen, wo ihr Leben bedroht war, wenn sie nicht eine Arznei nähme, welche die Geburt beschleunigen, aber wahrscheinlich das Leben des Kindes opfern würde, sagte, „sie wolle nicht ihr zeitiges Leben auf Kosten des ewigen Seelenheils ihres Sohnes erkaufen". *Bolland. Acta Sanctor. 5. Juni.*

[1]) Tillemont, *Mémoires pour servir à l'Histoire ecclésiastique* (Paris, 1701), *tome X., pag. 41.*

[2]) Die Literatur über Kindermord, Aussetzung, Findelhäuser u. s. w. ist sehr gross. Ich bin hauptsächlich folgenden Büchern gefolgt: Terme et Monfalcon, *Histoire des Enfans trouvés* (Paris 1840); Remacle, *Des Hospices d'Enfans trouvés* (1838); Labourt, *Recherches historiques* (ibid. 1848); Königswarter, *Essai sur la Législation des Peuples anciens et modernes relative aux Enfans nés hors Mariage* (ibid. 1842). Viele Einzelheiten findet man auch in Godefroy's Commentar zum Codex Theod. bei den die Kinder betreffenden Gesetzen, in Malthus, *On Population*, in Edward's Abhandlung *On the State of Slavery in the Early and Middle Ages of Christianity*, und in den meisten Kirchengeschichten.

[3]) Hieraus muss man jedoch nicht schliessen, dass der Kindermord in geradem Verhältnisse zu der Unkeuschheit eines Volkes zunimmt. Wo er am häufigsten ist,

bekanntlich fast allgemein verbreitet, da er in den idealen Gesetzen des Plato und Aristoteles und in den Staatsgesetzen des Lykurgos und Solon gebilligt, und in vielen Fällen aus Zweckmässigkeitsgründen vorgeschrieben war. Den Staat als Gesammtheit betrachtet, war es einleuchtend, es sei das höchste Interesse für die Gesellschaft, die Vermehrung der Bevölkerung wachsam zu beschränken und den Staat so weit als möglich von hülfsbedürftigen und unproductiven Mitgliedern zu befreien; daher gelangten sie zu dem Schlusse, dass die schmerzlose Vernichtung des Kinderlebens, und besonders derjenigen Kinder, die so missgestaltet oder krank waren, dass ihr verlängertes Leben wahrscheinlich ihnen selbst eine Last geworden wäre, im Ganzen eine Wohlthat sei. Nächst dem sinnlichen Tone des griechischen Lebens, dem der Gedanke einer langen Enthaltsamkeit völlig fremd war, muss noch die überaus niedrige gesellschaftliche und intellectuelle Stellung der griechischen Mütter in Betracht gezogen werden, die keinen merkbaren Einfluss auf die Denkungsart des Volkes übten: denn Mütter bekunden immer eine grössere Liebe zu ihren geistig noch unentwickelten Kindern, als Väter. Indessen selbst in Griechenland waren Kindermord und Aussetzung nicht allgemein gestattet, in Theben sollen diese Verbrechen mit dem Tode bestraft worden sein[1]).

herrscht in der gebildeten Gesellschaft, neben einer starken thatsächlichen Unkeuschheit, eine strenge sociale Verurtheilung der Sünderin, und in Folge dessen eine ängstliche Sorge, den Fehltritt zu verheimlichen. Ein neuerer Schriftsteller über Spanien hat bemerkt, dass der Kindermord dort beinahe völlig unbekannt sei, und schreibt dies der grossen Nachsicht der öffentlichen Meinung gegen weibliche Schwachheit zu. Auch Findelhäuser haben einen grossen Einfluss auf die Verringerung des Kindermordes gehabt, obgleich die in ihnen lange herrschend gewesene grosse Sterblichkeit die Zahl der Todesfälle vielleicht noch vermehrt hat. Lord Kames, welcher in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts schrieb, sagt: „In Wales und in dem Hochlande Schottlands ist es selbst jetzt kaum eine Schande für ein junges Mädchen, ein uneheliches Kind zu haben. In dem zuletzt genannten Lande ist das erste bekannte Beispiel, dass eine Mutter aus Scham ihr uneheliches Kind ermordete, vom jüngsten Datum. Die Tugend der Keuschheit scheint also Boden zu gewinnen, da die einzige Versuchung, welche eine Frau zur Tödtung ihres Kindes haben kann, die ist, ihre Schwachheit zu verheimlichen.“ *Sketches of the History of Man — On the progress of the Female Sex.* Der Schlusssatz ist offenbar nicht zutreffend, aber man hat wohl Grund zu glauben, dass die Mutterliebe im Allgemeinen stärker als die Noth, aber schwächer als die Scham ist.

[1]) Aelian, *Varia Hist. II. 7.* Die auf Kinderaussetzung bezüglichen Stellen aus griechischen Schriftstellern sind gesammelt in Terme et Monfalcon's *Hist. des Enfans trouvés, pp. 39—45.* Tacitus (*Germania, XIX.*) lobt die Germanen, „dass sie die

Man hätte meinen sollen, dass die Gewalt über Leben und Tod der Kinder, welche in Rom ursprünglich dem Vater eingeräumt war, eine unbeschränkte Erlaubniss zum Kindermorde in sich schloss, dies war aber nicht der Fall. Denn ein sehr altes, dem Romulus zugeschriebenes Gesetz beschränkte in dieser Beziehung das väterliche Recht, indem es allen Bürgern die Erziehung aller ihrer männlichen Sprösslinge und der ältesten Töchter zur Pflicht machte, die Tödtung eines Kindes unter drei Jahren streng untersagte, und die Aussetzung der missgestalteten und krüppelhaften Kinder nur unter vorheriger Zustimmung der nächsten fünf Anverwandten gestattete[1]. Während die griechische Politik die Richtung hatte, die Bevölkerung zu beschränken, ging die römische stets dahin, sie zu vermehren, und der Kindermord war bis zu den sittenverderbten und sinnlichen Tagen des Kaiserreiches niemals in Rom allgemein. Auch damals verdammte ihn das Gesetz unbedingt, und wirkte ihm mittelbar durch besondere Vorrechte entgegen, die es den Vätern vieler Kinder einräumte, die ärmeren von den meisten Steuern befreiete, und in gewissem Grade für den Schutz der ausgesetzten Kinder sorgte. Die öffentliche Meinung unterschied sich wahrscheinlich nur wenig von derjenigen unserer Zeit in Betreff der Sache, obgleich sie rücksichtlich des Grades ihrer Strafbarkeit davon abwich. Man wird sich wohl erinnern, dass der Kindermord eine der Beschuldigungen war, die am häufigsten gegen die Christen vorgebracht wurden, und niemals verfehlte, den Volksunwillen zu erwecken; allein heidnische und christliche Autoritäten sprachen einstimmig von dem Kindermorde als von einem schreienden Laster des Kaiserreiches, und Tertullian bemerkte, dass keine Gesetze leichter oder beständiger umgangen würden, als diejenigen, welche ihn verboten[2]. Einen weiten Unterschied machte man gemeinhin zwischen Mord und Aussetzung der Kinder. Letztere, obgleich verworfen, blieb sicherlich gesetzlich unbestraft[3] und wurde ausserordentlich häufig ausge-

Zahl der Kinder zu beschränken oder eins der jüngeren zu tödten für einen schändlichen Frevel halten". Er bemerkt auch, dass vom Aussetzen der Kinder sich bei den Juden keine Spur findet, was er ihrem Wunsche, die Bevölkerung zu vermehren, zuschreibt. *(Hist. V., 5.)*

[1]) Dion Halic., *II.*

[2]) *Ad Nat., I., 15.*

[3]) Der Ausspruch des berühmten römischen Rechtsgelehrten Julius Paulus: „Necare videtur non tantum is qui partum perforat, sed et is qui abjicit et qui alimonia denegat et qui publicis locis misericordiae causa exponit quam ipse non habet" wird von Gerhard Noodt als eine bloss moralische Vorschrift, von seinem Landsmann Bynkershoek

übt; die Schriftsteller sprachen mit Gleichgültigkeit davon, und betrachteten sie, mindestens bei armen Eltern, als ein sehr leichtes Vergehen[1]). Oft gingen die ausgesetzten Kinder ohne Zweifel zu Grunde, aber häufiger rettete gerade die weite Verbreitung der Sitte das Leben der Opfer, welche grundsätzlich an die Milchsäule nahe dem Velabrum ausgesetzt und dort von Speculanten aufgenommen wurden, welche dieselben zu Sklaven, oder sehr häufig zu Prostituirten erzogen[2]).

als ein positives, verpflichtendes Gesetz dargestellt, und dies veranlasste einen bitteren Streit zwischen den beiden Professoren, in welchem sie in die entgegengesetzten Extreme abwichen. Vergl. Gibbon, *Decline and Fall, ch. XLIV.*, und Troplong, *Influence du Christianisme sur le Droit, p. 271.*

[1]) Quintilian spricht von der Aussetzung der Kinder armer Eltern in einem apologetischen, wenn nicht rechtfertigenden Tone *(Decl. CCCVI.)* und sogar Plutarch spricht davon ohne Tadel *(De Amor. Prolis)*. Terenz schildert den Chremes, wie er selbstverständlich seiner schwangeren Frau befiehlt, ihr Kind, wenn es ein Mädchen sei, tödten zu lassen. Die Mutter schrickt aus Mitleid vor der That zurück und übergiebt im Geheimen das Kind einer alten Frau zur Aussetzung, in der Hoffnung, es auf diese Weise am Leben zu erhalten. Als Chremes von dem Vorfalle hört, macht er seiner Gattin Vorwürfe über ihr weibisches Mitleid und sagt, sie hätte nicht bloss ungehorsam, sondern auch unvernünftig gehandelt, denn sie habe ihre Tochter nur zum Leben einer Prostituirten erhalten. *(Heauton., Act. III., Scen. 5.)* Eine ähnliche Schilderung von einem Manne macht Apulejus (*Metamorph. lib. X.*). Bei kranken und missgestalteten Kindern scheint der Mord gewöhnlich gewesen zu sein. Denn Sencea sagt: „Ungestaltete Geburten schaffen wir aus der Welt, auch Kinder, wenn sie gebrechlich und missgestaltet zur Welt kommen, ertränken wir. Es ist nicht Zorn, sondern Vernunft, das Unbrauchbare von dem Gesunden abzusondern.“ (Portentos foetus extinguimus, liberos quoque, si debiles monstrosique editi sunt, mergimus. Non ira, sed ratio est, a sanis inutilia secernere.) *De Ira, I, 15.* Auch in der *Andria, Act. IV., Scen. 5.* schildert Terenz den Vorgang einer Kinderaussetzung. Nach Suetonius *(Calig. V.)* setzten die Frauen beim Tode des Germanicus zum Zeichen der Trauer ihre Kinder aus. Ovid spricht mit vielem Gefühle über die Grausamkeit dieses Brauches, und Warburton machte die richtige Bemerkung, es sei eine merkwürdige Thatsache, dass Terenz gerade demselben Chremes den berühmten Ausspruch in den Mund legt: „Homo sum, humani nihil a me alienum puto“.

[2]) Dass dies das gewöhnliche Schicksal der ausgesetzten Kinder war, bemerken mehrere Schriftsteller. Heidnische und christliche (Quintilian, *Decl. CCCVI.*, Lactantius, *Div. Inst.*, *VI.*, *20 etc.*) sprechen auch von blutschänderischen Ehen in Folge der Kinderaussetzung. Bei den griechischen Dichtern kommen mehrere Anspielungen darauf vor, dass reiche kinderlose Männer Findlinge adoptirten, und Juvenal sagt, dass die römischen Frauen ihren Männern gewöhnlich Findlinge anstatt eigener Kinder vorhielten. *(Sat. VI., 603.)* Vergl. noch Seneca's des Rhetors *Controvers., lib. V., 33,* wo davon die Rede ist, dass Kinder in verstümmeltem Zustande ausgesetzt wurden, entweder um ihrer Wiedererkennung vorzubeugen oder damit sie ihren Herren Geld als Bettler verdienen könnten.

Im Ganzen fehlte es also nicht an der richtigen sittlichen Würdigung der Sache, sondern an einer stärkeren Einschärfung der längst über den Kindermord ausgesprochenen Aechtung und an einem vermehrten Schutze der ausgesetzten Kinder. Beides suchte die Kirche mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln durch Wort und Schrift zu bewirken[1]). Auch in der bürgerlichen Gesetzgebung machte sich ihr Einfluss, obgleich, wie ich glaube, in nicht vortheilhafter Weise geltend. Auf den Rath des Lactantius erliess Constantin im Jahre seiner Bekehrung zunächst für Italien, aber im Jahre 322 auch für Afrika, ein Gesetz zur Verhütung der häufigen Fälle des Kindermordes Seitens dürftiger Eltern, in welchem er bestimmte, dass Kinder, die von ihren Eltern nicht ernährt werden könnten, auf Staatskosten gekleidet und gespeist werden sollten[2]), eine Politik, die bereits von den Antoninen in grossem Massstabe befolgt worden war. Ein Gesetz vom Jahre 331, das die Förderung der Aussichten auf Versorgung der ausgesetzten Kinder durch mildthätige oder betheiligte Personen im Auge hatte, bestimmte, dass der Findling das unbedingte Eigenthum seines Lebensretters bleibe, ohne Rücksicht darauf, ob er ihn als Sohn adoptire oder als Sklaven verwende, dass aber dem Vater in aller Zukunft kein Recht zustehe, ihn wieder zu beanspruchen[3]). Dieses ohne Zweifel in bester Absicht erlassene Gesetz war ein offenbarer Rückschritt, da nach römischen Gesetzen der Vater zu jeder Zeit sein ausgesetztes Kind durch Erstattung der verursachten Unterhaltungskosten aus der Sklaverei ziehen[4]), und nach einer Verordnung des Trajanus sogar das ausgesetzte Kind unter keinerlei Umständen zum Sklaven gemacht werden konnte[5]). Constantin's Gesetz verdammte das ausgesetzte Kind zu ewiger Sklaverei, und es blieb bis zum Jahre 529 in Kraft, wo dann Justinianus, auf das Princip des Trajanus zurückgreifend, bestimmte, dass nicht bloss der Vater alle legitime Autorität über sein Kind durch dessen Aussetzung verliere, sondern dass auch Derjenige, welcher es rette, es hierdurch nicht seiner natürlichen Freiheit berauben könne. Aber dieses Gesetz galt nur im östlichen Reiche, während wenigstens in

[1]) Siehe die Belege in Godefroy's Commentar zum Gesetze *De Expositis, Codex Theod., lib. V., tit. 7.*

[2]) *Codex Theod., lib. XI., tit. 27.*

[3]) *Ibid. lib. V., tit. VII., lex I.*

[4]) Godefroy's Commentar zu diesem Gesetze.

[5]) Siehe Plinius des Jüngeren *Epist., X., 72.*

einem Theile des westlichen die Sklaverei der ausgesetzten Kinder Jahrhunderte lang andauerte[1]), und erst mit dem allgemeinen Erlöschen der Sklaverei in Europa ein Ende genommen zu haben scheint. Auch das im Jahre 329 von Constantin erlassene Gesetz, welches bestimmte, dass der Vater sein verkauftes Kind gegen Erstattung des Kaufpreises wieder an sich bringen konnte[2]), war ein wenn vielleicht auch nothwendiger Rückschritt. Eine Reihe von Kaisern, unter denen Caracalla hervorragte, hatte den Kinderhandel als „schmachvoll“ gebrandmarkt und zu unterdrücken gesucht, und Diocletianus hatte ihn unbedingt verboten[3]). Das grosse Elend indessen, welches aus den Bürgerkriegen unter Constantin hervorging, hatte den alten, zwar verdammten, aber wahrscheinlich niemals vollständig erloschenen Gebrauch des Kinderverkaufes im Falle völliger Dürftigkeit wieder gestattet. Theodosius der Grosse suchte einen Schritt vorwärts zu thun, indem er bestimmte, dass die aus diesem Grunde verkauften Kinder, ohne Erstattung des Kaufgeldes, ihre Freiheit wieder erlangen sollten, da die zeitweilige Dienstleistung eine hinlängliche Entschädigung für das Kaufgeld sei[4]); aber diese Massregel wurde von Valentinianus III. wieder aufgehoben, und so dauerte denn der Kinderverkauf, trotz dessen Verdammung Seitens der Kirchenväter[5]), lange nach der Zeit des Theodosius fort, und kein christlicher Kaiser scheint das humane Gesetz des Diocletianus erneuert zu haben. Nützlicher waren entschieden die Gesetze gegen den Kindermord, welchen die römische Gesetzgebung als einen minder grausamen Menschenmord betrachtete, und daher nicht mit Tod, sondern mit Verbannung bestrafte[6]). Ein Gesetz Constantin's, das hauptsächlich und vielleicht ausschliesslich für Afrika bestimmt war, wo Kinderopfer für den Saturn sehr häufig vorkamen, stellte den Kindermord dem Elternmorde gleich[7]); und schliesslich erklärte ihn Valentinianus im Jahre 374 für ein Criminalverbrechen[8]), und verschärfte besonders die Strafe für die Kinderaussetzung[9]). Ein Gesetz

[1]) Siehe Muratori, *Antich. Italian.*, *Diss. XXXVII.*

[2]) *Codex Theod.*, *lib. V.*, *tit. 8.*, *lex 1.*

[3]) Siehe über diese Gesetze Wallon, *Hist. de l'Esclavage*, *tome III.*, *pp. 52—53.*

[4]) Siehe *Codex Theod.*, *lib. III.*, *tit. 3*, *lex I.* und den Commentar.

[5]) Die Aussprüche der Kirchenväter findet man bei Terme et Monfalcon.

[6]) Siehe den Commentar zu *Codex Theod.*, *lib. IX.*, *tit. 14.*, *lex I.*

[7]) *Ibid. lib. IX.*, *tit. 15.*

[8]) *Ibid. lib. IX. tit. 14.*, *lex I.*

[9]) *Corp. Juris*, *lib. VIII.*, *tit. 52.*, *lex. 8.*

der spanischen Westgothen aus dem siebenten Jahrhundert bestrafte Kindermord und Geburtabtreibung mit Tod oder Blendung[1]). In den Capitularien Karl's des Grossen wurde das erste Verbrechen als Menschenmord bestraft[2]).

Welche Verringerung des Kindermordes diese Massregeln zur Folge hatten, lässt sich unmöglich mit irgend einem Grade von Sicherheit ermitteln: wohl aber kann man bestimmt behaupten, dass die Oeffentlichkeit des Handels mit ausgesetzten Kindern unter dem Einflusse des Christenthumes unmöglich wurde, und dass die Ueberzeugung von der ernsten Natur des Verbrechens beträchtlich zugenommen hatte. Der grossen Armuth, welche eine seiner Hauptursachen war, steuerte zum Theil die christliche Mildthätigkeit, und viele einzelne Christen scheinen sich der Erziehung der ausgesetzten Kinder angenommen zu haben[3]). Findelhäuser und Waisenhäuser gehören zu den ältesten Wohlthätigkeitsanstalten der Kirche, es ist aber nicht gewiss, ob ausgesetzte Kinder darin Aufnahme fanden. Es geschah dies erst allmälig zu Anfang des Mittelalters. Eine derartige Anstalt soll im sechsten Jahrhundert zu Trier, und im siebenten zu Angers bestanden haben; in Mailand bestand sicher eine im achten Jahrhundert[4]). Im neunten Jahrhundert lud das Concil von Rouen Frauen ein, ihre im Geheimen geborenen Kinder an die Kirchenthüre zu setzen, und unternahm es, für sie zu sorgen, wenn sie nicht zurückgefordert wurden. Wahrscheinlich wurden sie als Sklaven oder Leibeigene für die Kirchengüter erzogen, denn ein Decret des Concils von Arles im fünften Jahrhundert und ein späteres Gesetz Karl's des Grossen hatten die Verordnung Constantin's aufs Neue eingeschärft, und die ausgesetzten Kinder für Sklaven ihrer Beschützer erklärt. Als die Sklaverei verfiel, wurden diese Sündensprösslinge gleich vielen anderen ungesunden Bestandtheilen der mittelalterlichen Gesellschaft ohne Zweifel in die Klöster aufgenommen und geweiht. Der grosse Abscheu, welchen die Kirche immer gegen die Unkeuschheit bekundete, machte den Klerus vorsichtig in der Errichtung von Rettungsanstalten für verlassene Kinder; sie entstanden nur langsam. Selbst Rom, die Mutter vieler

[1]) *Leges Wisigothorum* (lib. VI., tit. 3., lex 7), und andere Gesetze (lib. IV., tit. 4) verdammten die Aussetzung.

[2]) „Si quis infantem necaverit ut homicida teneatur.“ *Capit. VII., 168.*

[3]) Siehe Terme et Monfalcon, *Hist. des Enfans trouvés, p. 74.*

[4]) Vergl. Labourt, *Rech. sur les Enfans trouvés, pp. 32—33;* Muratori, *Antichità Italiane, Dissert. XXXVII.* und dessen *Carità Christiana, cap. XXVII.*

milden Stiftungen, hatte keine bis zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts aufzuweisen[1]). Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts finden wir in Mailand Gesellschaften, denen unter anderen Aufgaben auch die Aufsuchung ausgesetzter Kinder oblag. Gegen Ende desselben Jahrhunderts stiftete ein Mönch von Montpellier, dessen eigentlicher Name zweifelhaft ist, der aber gewöhnlich Bruder Guy genannt wird, eine Brüderschaft des heiligen Geistes zum Schutze und zur Erziehung von Kindern, die sich in den folgenden zwei Jahrhunderten über einen grossen Theil Europas verzweigte[2]). Obgleich sie hauptsächlich, und anfangs wohl ausschliesslich, zum Wohle der Waisen aus legitimer Ehe gestiftet war, obgleich die Pflegeanstalt des heiligen Geistes zu Paris im funfzehnten Jahrhundert sogar die Zulassung von verlaufenen Kindern verweigerte, ging doch die Obhut der Findlinge bald in grossem Massstabe in ihre Hände über, wozu namentlich die vielen Klagen über die Häufigkeit des Kindermordes bedeutend beitrugen. Endlich trat St. Vincent de Paula auf, der diesem Zweige der Wohlthätigkeit einen so grossen Impuls gab, dass er als der zweite Urheber betrachtet werden kann, und sein Einfluss machte sich auch in den gesetzlichen Bestimmungen fühlbar. Dass nun die Anstalten, welche bestimmt waren, das Verbrechen des Kindermordes zu unterdrücken, eine Ermuthigung des Lasters der Unkeuschheit wurden, brauche ich nicht näher zu erörtern; wir haben es hier mit den Grundsätzen, und nicht mit der Angemessenheit der Organisation der christlichen Mildthätigkeit zu thun. Welche Fehlgriffe auch gemacht worden sind, die ganze Bewegung zeigt eine Besorgniss nicht bloss für das Leben, sondern auch für die sittliche Wohlfahrt der aus der Gesellschaft Ausgestossenen, wie sie die humansten Völker des Alterthumes nimmer erreicht hatten. Die genaue und gewissenhafte Sorge für das menschliche Leben und die menschliche Tugend des Sklaven, des Gladiators, des Wilden, oder des neugeborenen Kindes war dem Geiste des Heidenthumes fremd; sie war eine Folge der christlichen Lehre von dem unschätzbaren Werthe

[1]) Die erste scheint die Sta. Maria in Sassia gewesen zu sein — ein Armenhaus, das seit dem achten Jahrhunderte unter verschiedenen Veränderungen bestand, aber 1204 zum Findelhause eingerichtet und unter die Leitung Guy's von Montpellier gestellt wurde. Vergl. Remacle, *Hospices d'Enfans trouvés, pp. 36—37,* und Amydemus, *Pietas Romana* (verfasst 1624, und 1687 theilweise ins Englische übersetzt), engl. Uebers., *pp. 2 — 3.*

[2]) Vergl. Remacle, *pp. 34—44,* und Labourt, *Recherches historiques sur les Enfans trouvés, pp. 38 — 41.*

jeder unsterblichen Seele, und ist das unterscheidende und erhabene Merkmal jeder Gesellschaft, in die der Geist des Christenthumes eingedrungen ist.

Ist nun auch, wie ich glaube, der eigentliche Einfluss des Christenthumes auf den Schutz des Kinderlebens oft übertrieben worden, so lässt er sich schwerlich in Bezug auf die Unterdrückung der Gladiatorenspiele überschätzen, die beinahe ausschliesslich das Werk der Kirche war. Wenn wir erwägen, wie äusserst wenige der besten und grössten Römer die Spiele des Amphitheaters unbedingt verdammt hatten, so können wir unmöglich die standhafte und unerschütterliche Ausdauer der kirchlichen Anklagen dagegen ohne die tiefste Bewunderung betrachten. Und vergleichen wir die Behandlung dieses Gegenstandes Seitens der Kirchenväter mit derjenigen der erleuchtetsten heidnischen Sittenlehrer, so werden wir gewöhnlich einen höchst bedeutenden Unterschied finden. Der heidnische Philosoph ächtete diese Spiele als unmenschlich, entsittlichend, entwürdigend oder grausam. Der Christ stellte sie im Geiste der Kirche als eine entschiedene Sünde, als die Sünde des Mordes dar, wofür die Zuschauer sowohl, als auch die Darsteller dem Himmel offenbar verantwortlich seien. Sogar in den spätesten Tagen des heidnischen Kaiserreiches entstanden noch prächtige Amphitheater[1]), und selbst Constantin hatte zahlreiche ausländische Gefangene zum Kampfe mit wilden Thieren verdammt[2]). Es war im Jahre 325, unmittelbar nach der Berufung des Concils von Nicäa, dass der erste christliche Kaiser das erste gesetzliche Verbot gegen die Gladiatorenspiele im römischen Reiche erliess[3]). Es wurde zu Berytus in Syrien, und wie Einige glauben, bloss für die Provinz Phönicien erlassen[4]); aber es blieb selbst dort unwirksam, denn vier Jahre später spricht Libanius von den Spielen als solchen, die gewohnheitsmässig in Antiochien aufgeführt wurden[5]). Im westlichen Reiche war ihre Fortdauer vollkommen anerkannt, obgleich einige

1) Das Amphitheater in Verona wurde z. B. erst unter Diocletianus erbaut.

2) „Quid hoc triumpho pulchrius? . . . Tantam captivorum multitudinem bestiis objicit ut ingrati et perfidi non minus doloris ex ludibrio sui quam ex ipsa morte patiantur.“ Incerti *Panegyricus Constant.* „Puberes qui in manus venerunt, quorum nec perfidia erat apta militiae, nec ferocia servituti ad poenas spectaculo dati saevientes bestias multitudine sua fatigarunt.“ Eumenius, *Paneg. Constant., XI.*

3) *Cod. Theod., lib. XV., tit. 12., lex. I.* Sozomen. *I., 8.*

4) Dies ist wenigstens die Meinung Godefroy's, der den Gegenstand sehr umständlich erörterte. *Cod. Theod., lib. XV., tit. 12.*

5) Libanius, *De Vita Sua, 3.*

ganz unbedeutende Beschränkungen ihnen auferlegt wurden. Constantin verbot im Jahre 357 den Lanistae, Palastdiener zu bestechen und zum Gladiatorendienste zu verlocken[1]). Valentinianus verbot im Jahre 365, christliche Verbrecher, und 367, Palastdiener zum Fechtkampfe zu verurtheilen[2]). Honorius verbot den Senatoren, Sklaven, die Gladiatoren waren, in den Dienst zu nehmen; doch war, wie ich glaube, der wahre Zweck dieser Massregel nicht so sehr, den Gladiator zu brandmarken, als sich gegen die Gefahr eines bewaffneten Adels zu schützen[3]). Eine viel wichtigere Thatsache ist es, dass die Spiele niemals in die neue Hauptstadt Constantin's eingeführt wurden. In Rom wurden sie zwar weniger zahlreich, dauerten aber bis zu ihrer schliesslichen Unterdrückung fort. Die Leidenschaft für die Gladiatorenspiele war der schlimmste, während die religiöse Freiheit wohl der beste Zug der alten heidnischen Gesellschaft war; und es ist eine traurige Thatsache, dass der edlere von diesen beiden zuerst im christlichen Kaiserreiche vernichtet wurde. Theodosius der Grosse, der alle Glaubensverschiedenheit im ganzen Reiche unterdrückte, und sich bei vielen Gelegenheiten als den gelehrigen Sklaven des Klerus zeigte, gewann dadurch den Beifall des Heiden Symmachus, dass er seine heidnischen Gefangenen in den Gladiatorenkampf trieb[4]), und wir wissen, dass auch in den Jahren 385 und 391, und später unter der Herrschaft des Honorius Gladiatorenspiele aufgeführt wurden, und dass der Gebrauch, Verbrecher zur Arena zu verurtheilen, noch immer andauerte[5]).

Obgleich aber die Unterdrückung der Gladiatorenkämpfe in der Hauptstadt des Reiches erst beinahe neunzig Jahre nach Erhebung des Christenthumes zur Staatsreligion bewirkt wurde, blieb doch der Unterschied zwischen der Lehre der Christen und der Heiden über diesen Gegenstand ungeschwächt. Bis zuletzt scheinen die schätzenswerthesten Heiden sie mit Vergnügen oder Gleichgültigkeit angesehen zu haben. Wahr ist es, dass Julian mit einer seltenen, seiner überaus edlen Natur würdigen Seelengrösse standhaft es verweigerte, in seinem Kampfe mit dem Christenthume, wie er es sehr leicht hätte thun können, sich der Volksleidenschaft für

[1]) *Cod. Theod., lib. XV., tit. 12., lex 2.*

[2]) *Ibid. lib. IX., tit. 40., 1. 8. 11.*

[3]) *Ibid. lib. XV., tit. 12., 1. 3.*

[4]) Symmachus, *Epist., X., 61.*

[5]) Die betreffenden Einzelheiten findet man in Wallon's *Hist. de l'Esclavage, tome III., pp. 421 — 429.*

die von der Kirche verdammten Spiele zu bedienen; aber Libanius erwähnt ihrer mit einem gewissen Beifall[1]), und Symmachus veranstaltete und pries sie, wie wir gesehen haben. Die Christen andererseits weigerten sich standhaft, einen Gladiator zur Taufe zuzulassen, bis er sich verpflichtet hatte, seinen Beruf aufzugeben, und schlossen jeden Christen, der den Spielen beiwohnte, von dem Abendmahl aus. Prediger und Schriftsteller klagten die Spiele mit leidenschaftlicher Heftigkeit an, und der Dichter Prudentius richtete an den Kaiser geradezu das ernste Gesuch, sie zu unterdrücken. Im Osten, wo sie niemals sehr tiefe Wurzel gefasst hatten, scheinen sie um die Zeit des Theodosius aufgehört zu haben, und an ihre Stelle trat eine Leidenschaft für Wettfahrten, die in Konstantinopel und vielen anderen Städten zur überspanntesten Höhe stieg. Im Westen wurde das letzte Gladiatorenspiel in Rom unter Honorius im Jahre 404 zu Ehren von Stilicho's Triumphzug aufgeführt, wobei ein von dem edelsten Heldenmuthe der Menschenliebe beseelter asiatischer Mönch Telemachus sich in die Arena stürzte, und die Kämpfer auseinander zu bringen suchte. Er verschied unter den Steinwürfen der wüthenden Zuschauer, aber sein Tod führte zur schliesslichen Beseitigung der Spiele[2]). Menschenkämpfe mit wilden Thieren dauerten jedoch noch viel später fort, und waren besonders im Morgenlande beliebt. Die Schwierigkeit, inmitten der allgemeinen Armuth wilde Thiere zu beschaffen, trug mit vielen anderen Ursachen zu ihrem Verfalle bei. Zuletzt sanken sie zu grausamen Thierhetzen herab, und wurden schliesslich am Ende des siebenten Jahrhunderts von dem Concil von Trullo verdammt[3]). Die Scheinkämpfe, welche durch das ganze Mittelalter in Italien üblich und, wie Petrarca erklärt, zu seiner Zeit manches Mal von bedeutendem Blutvergiessen begleitet waren, lassen sich vielleicht in gewissem Grade auf die Traditionen des Amphitheaters zurückführen[4]).

Die Unterdrückung der Gladiatorenspiele ist von allen Resultaten des ältesten christlichen Einflusses dasjenige, welches der Geschichtschreiber mit der tiefsten und reinsten Befriedigung betrachten kann. So schrecklich das Blutvergiessen war, welches sie

[1]) Bei einer Gelegenheit jedoch verdammte er sie, Wallon, *tome III.*, *p. 423.*

[2]) Theodoret, *V.*, *26.*

[3]) Peter Erasmus Müller, *De Genio Aevi Theodosiani* (1797), *vol. II.*, *p. 88*; Milman, *Hist. of Eearly Christianity*, *vol. III. pp. 343 — 347.*

[4]) Siehe über diese Kämpfe Ozanam's *Civilisation in the Fifth Century* (engl. Uebers.), *vol. I., p. 130.*

verursachten, so waren diese Spiele vielleicht noch verderblicher wegen der Gefühlsverhärtung, welche sie durch alle Klassen verbreiteten, wegen des unheilvollen Hindernisses, welches sie der allgemeinen Entwickelung der Humanität in den Weg legten. Das Verhalten der Heiden ihnen gegenüber während einer langen Zeit beweist entschieden, dass kein Fortschritt der Philosophie oder der gesellschaftlichen Bildung sie vertilgt hätte, und man kann kaum zweifeln, hätten sie, wie in den Tagen Trajan's, unbehelligt fortbestanden, als die rohen Krieger des Nordens die Herrschaft über Italien erlangten, so würden sie von den Eroberern eifrig angenommen worden sein, würden tiefe Wurzel in das mittelalterliche Leben geschlagen und den Fortschritt der Humanität sehr lange verzögert haben. Dem Christenthume gebührt das Verdienst, diese Giftpflanze aus dem römischen Boden gerissen zu haben. Die christliche Sitte der Legate für Dürftige und Leidende trat an die Stelle der heidnischen, Geld für Spiele zur Ehre des Todten zu hinterlassen, und der December, auf welchen die ganze römische Welt als auf die Saison der Gladiatorenkämpfe gespannt war, wurde durch die Kirche einem andern Feste geweiht, das an die Geburt Christi erinnerte.

Der Begriff von der Heiligkeit des menschlichen Lebens, welcher die ersten Christen zur Bekämpfung und schliesslich zur Unterdrückung der Gladiatorenspiele veranlasste, wurde von Vielen bis zu einem mit der nationalen Unabhängigkeit und mit dem herrschenden Strafsystem unvereinbaren Umfange erweitert: sie lehrten, kein Christ dürfe weder als Soldat, noch durch eine den Tod herbeiführende Anklage, noch als Scharfrichter einem Menschen das Leben nehmen. Den ersten Punkt werde ich später bei Erörterung des Verhältnisses des Christenthumes zu dem militärischen Geiste beleuchten, rücksichtlich der beiden anderen werden wenige Worte genügen. Die Vorstellung, dass etwas Unreines und Befleckendes selbst in einer gesetzmässigen Hinrichtung liege, lässt sich durch viele Jahrhunderte verfolgen, und Henker, als Vollstrecker des Gesetzes, wurden schon im hohen Alterthume für unrein gehalten. In Griechenland sowohl, wie in Rom schrieb ihnen das Gesetz vor, ausserhalb der Stadtmauern zu wohnen, und in Rhodus wurde ihnen niemals gestattet, die Stadt auch nur zu betreten[1]). Derartige Vorstellungen wurden in der ersten Kirche sehr fest gehalten; und eine, sogar gegen

[1]) Nieupoort, *De Ritibus Romanorum*, *p. 169*.

Kaiser und Feldherren eingeschärfte, Verordnung der Kirchenzucht verbot Jedem, dessen Hände mit Blut befleckt waren, selbst wenn das Blut in einem für rechtmässig anerkannten Kriege vergossen wurde, den Zutritt zum Altare ohne eine vorausgegangene Busszeit. Die Christen der ersten drei Jahrhunderte bildeten gewöhnlich ihre religiösen Ansichten ohne jede Rücksicht auf die Bedürfnisse des bürgerlichen oder staatlichen Lebens; als aber die Kirche eine Ueberlegenheit erlangte, fand man es nothwendig, solche Ansichten rasch zu modificiren, und obgleich Lactantius im vierten Jahrhundert die Gesetzwidrigkeit alles Blutvergiessens ebenso nachdrücklich verfocht[1]), wie Origenes im dritten und Tertullian im zweiten, so war doch die allgemeine Lehre bloss, dass kein Priester oder Bischof sich irgendwie bei einem Todesurtheile betheiligen dürfe. Durch diese Ausnahmsstellung wurden die Priester bald amtliche Anwälte für Verbrecher, sowie Gnadenvermittler, wenn ihre Stadt oder Gegend wegen Aufruhr oder einer anderen Ursache mit einer blutigen Invasion bedroht war. Das ehemalige Schirmrecht der kaiserlichen Standbilder und heidnischen Tempel wurde auf die Kirchen übertragen. Während der Fasten- und Osterzeit durfte kein Criminalprocess verhandelt und kein Verbrecher gefoltert oder hingerichtet werden[2]). Wunder sollen bisweilen zur Bezeugung der Unschuld der Angeklagten oder Verurtheilten geschehen sein, aber niemals geschahen welche, um Verbrecher der Bestrafung durch die weltliche Macht zu überliefern[3]).

Dies Alles hatte einen über seine unmittelbare Wirkung weit hinausgehenden Einfluss auf die Milderung der Gesetzesstrenge, es trug sehr viel dazu bei, die innige Beziehung der Heiligkeit zur Barmherzigkeit dem Volksbewusstsein klar zu machen, und die Hochachtung des menschlichen Lebens zu vergrössern. Es hatte auch

[1]) Siehe die betreffende Stelle in *Inst. Div.*, *VI.*, *20.* Mehrere ältere bezügliche Zeugnisse giebt Barbeyrac's *Morale des Pères.*

[2]) Siehe *Cod. Theod.*, *IX.*, *tit. 35.*, *l. 4.* und *5.*

[3]) Es geschahen natürlich unzählige Wunder, um Schuldige zu bestrafen, jedoch keine, soviel mir bekannt, zur Unterstützung der weltlichen Macht bei solcher Bestrafung. Als Beispiel von Wundern zur Vertheidigung der Unschuld will ich ein durch den heiligen Macarius bewirktes anführen. Ein Unschuldiger, des Mordes angeklagt, flüchtete zu ihm. Er führte den Angeklagten und die Ankläger zum Grabe des Gemordeten und fragte ihn, ob der Gefangene der Mörder wäre. Der Leichnam antwortete, nein; die Zuschauer baten den Heiligen, ihn zu ersuchen, den wirklichen Schuldigen zu offenbaren, aber Macarius verweigerte, dies zu thun. (*Vitae Patrum*, *lib. II.*, *Cap. XXVIII.*)

noch eine andere merkwürdige Wirkung, worauf ich in einem früheren Werke hingewiesen habe[1]). Der Glaube, dass es unrecht sei, wenn ein Priester eine Anklage erhebe, die ein Todesurtheil herbeiführen könnte, machte den hohen Klerus vor der Verfolgung der Ketzer bis zum Tode zurückschaudern, und zwar zu einer Zeit, als in allen anderen Beziehungen die Theorie der Verfolgung zu voller Reife gediehen war. Als man willig zugab, dass die Ketzerei im höchsten Grade strafbar sei und zum Verbrechen gestempelt werden müsse, als Bestimmungen über Verbannung, Geldbussen, oder Einkerkerung der Ketzer das Strafgesetzbuch füllten, und als jede Spur von religiöser Freiheit auf Anstachelung der Geistlichkeit vertilgt war, schraken die Bischöfe noch immer vor dem letzten und unvermeidlichen Schritte zurück, nicht weil er eine grausame Verletzung der Gewissensfreiheit war, sondern weil er im Widerspruche zu der Kirchenzucht stand, welche ihnen unter allen Umständen die Begünstigung des Blutvergiessens verbot. Aus diesem Grunde geschah es, dass während der heilige Augustinus die Verfolgung der Donatisten eifrig befürwortete, er mehr als einmal den Wunsch aussprach, sie nicht mit dem Tode zu bestrafen, und dass Ambrosius und der heilige Martin von Tours, die beide eifrige Verfolger waren, ihren Abscheu vor den spanischen Bischöfen ausdrückten, welche die Hinrichtung mehrerer Priscillianer veranlassten. Ich habe an einem anderen Orte die nichtswürdige Ausflucht der späteren Inquisitoren angeführt, welche die Vollstreckung des Todesurtheils der weltlichen Macht überwiesen, mit der Bitte, die Ketzer „ohne Blutvergiessen", oder mit anderen Worten, durch den Feuertod zu bestrafen[2]); aber ich will hier hinzufügen, dass diese schreckliche Gaukelei nicht vereinzelt in der Kirchengeschichte dasteht. Plutarch führt an, dass ein Grund, unkeusche Vestalinnen lebendig zu begraben, der sei, dass sie zu heilig seien, um gewaltsam Hand an sie zu legen. Die Circumcellionen hüteten sich in der ersten Zeit der donatistischen Unruhen vor Blutvergiessen, und trugen aus Rücksicht auf eine Stelle im Evangelium kein Schwert, bedienten sich aber statt des Eisens grosser Prügel, die sie selbst Israeliten nannten[3]).

[1]) *Geschichte der Aufklärung in Europa.*

[2]) *„Ut quam clementissime et ultra sanguinis effusionem puniretur."*

[3]) Tillemont, *Mém. d'Hist. ecclés.*, *tome VI.*, *pp. 88—98.* Nach einiger Zeit sollen übrigens auch die Donatisten ihre Scrupel aufgegeben und sich der Schwerter bedient haben.

Die Zeit kam, wo die christlichen Priester Blut vergossen. Die grosse Aengstlichkeit jedoch, welche sie anfangs an den Tag legten, steht nicht bloss in auffallendem Gegensatze zu ihrer späteren Geschichte, sondern war auch durch die von ihr hervorgerufene Ideenassociation sehr günstig für die Humanität. Indessen ist es merkwürdig, dass, während einige der älteren Kirchenväter die unbezweifelten Vorläufer Bonesana Beccaria's waren, ihre Lehre, ungleich jener der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, wenig oder keinen merkbaren Einfluss auf die Milderung der Strenge der Strafgesetze hatte. In der That, je sorgfältiger man die christliche Gesetzgebung des Kaiserreiches untersucht, und je umständlicher man sie mit dem vergleicht, was unter dem Einflusse des Stoicismus von den heidnischen Gesetzgebern geschah, desto augenfälliger, meine ich, tritt es zu Tage, dass das goldene Zeitalter des römischen Gesetzes nicht christlich, sondern heidnisch war. Grosse Gesetzsammlungen wurden unter dem jüngeren Theodosius und unter Justinianus veranstaltet, aber unter den heidnischen Kaisern, und besonders unter Hadrianus und Alexander Severus geschah es, dass alle die wichtigsten Massregeln zur Beseitigung der Ungerechtigkeit, zur Hebung der unterdrückten Klassen und zur Einführung des Princips der natürlichen Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen als Grundlage der gesetzlichen Verordnungen getroffen wurden. Die Christen, welche die Erbschaft dieser Gesetze antraten, fügten ohne Zweifel etwas hinzu; aber eine genaue Untersuchung zeigt, dass es überraschend wenig war. In keiner Beziehung ist die Grösse der stoischen Philosophen augenfälliger, als in dem Gegensatze zwischen den Riesenschritten, welche die Verbesserung der Gesetzgebung in wenigen Jahren unter ihrem Einflusse machte, und den fast nichtsbedeutenden Schritten, als das Christenthum die Herrschaft im Kaiserreiche erlangt hatte, nicht zu sprechen von der langen Zeit des Verfalles, welche darauf folgte. Zur Milderung der harten Strafen erliess Constantin allerdings drei wichtige Gesetze, welche die Brandmarkung der Verbrecher im Gesichte, die Verdammung der Verbrecher zum Gladiatorenstande und die fernere Vollziehung der einst schändenden, jetzt aber heilig gewordenen Strafe der Kreuzigung verboten; aber diese Massregeln wurden mehr als aufgewogen durch die ausserordentliche Strenge, mit welcher die christlichen Kaiser Kindermord, Ehebruch, Verführung, Entführung und verschiedene andere Verbrechen bestraften, und die Zahl der Capitalverbrechen

wurde bedeutend grösser, als vorher[1]). Wahrlich, die übergrosse Zahl von Gesetzen im Codex Theodosianus, welche einerseits den Klerus zu einer besonderen und heiligen Kaste zu erheben, und andererseits Alle, die von der engen Grenze der katholischen Rechtgläubigkeit abwichen, in jeder Weise und mit jedem Grade der Strenge zu verfolgen den Zweck hatten, beweist aufs schlagendste, welchen höchst beklagenswerthen Einfluss die Kirche auf das römische Recht hatte[2]).

Die letzte Folge der christlichen Würdigung des menschlichen Lebens war eine sehr nachdrückliche Verdammung des Selbstmordes. Wir haben bereits gesehen, dass die Gründe, aus welchen die heidnischen Sittenlehrer sich einer solchen That widersetzten, von viererlei Art waren. Der religiöse Grund des Pythagoras und Plato war, dass ein Verlassen des uns von Gott angewiesenen Postens eine Auflehnung gegen den Schöpfer sei. Der bürgerliche Grund des Aristoteles und der griechischen Gesetzgeber war, dass wir durch unsere Natur zur Gemeinschaft, zum Leben im Staate und für denselben bestimmt sind, und dass daher ein freiwilliger Tod ein Preisgeben unserer Pflicht gegen das Vaterland sei. Der Grund, welchen Plutarch und andere Schriftsteller aus der Würde des Menschen herleiteten, war, dass der wahre Muth sich in der mannhaften Erduldung des Leidens zeigt, während der Selbstmord, als Act der Flucht, eine Feigheit ist, die eines Menschen unwürdig sei. Der mystische oder quietistische Grund der Neuplatoniker war, dass der Selbstmord als Folge der Gemüthsunruhe die Seele beflecke und ihre Vereinigung mit Gott verhindere. Von diesen vier Argumenten kann man, denke ich, nicht sagen, das letzte hätte irgend eine Stelle in den christlichen Abmahnungen vom Selbstmorde eingenommen, und der Ein-

[1]) Unter den christlichen Königen vermehrten die Barbaren die Zahl der Capitalverbrechen, aber dies ist gewöhnlich als ein Fortschritt betrachtet worden. Abbé Mably sagt: „Quoiqu'il nous reste peu d'ordonnances faites sous les premiers Mérovingiens, nous voyons qu'avant la fin du sixième siècle, les François avoient déjà adopté la doctrine salutaire des Romains au sujet de la prescription; et que renonçant à cette humanité cruelle qui les enhardissoit au mal, ils infligèrent peine de mort contre l'inceste, le vol et le meurtre qui jusques-là n'avoient été punis que par l'exil, ou dont on se rachetoit par une composition. Les François, en réformant quelques-unes de leurs lois civiles, portèrent la sévérité aussi loin que leurs pères avoient poussé l'indulgence." Mably, *Observat. sur l'Hist. des François, liv. I. ch., III.* Siehe auch Gibbon's *Decline and Fall, ch. XXXVIII.*

[2]) Der ganze sechste Band von Godefroy's (Folio) Ausgabe des Codex Theodosianus handelt von derartigen Gesetzen.

fluss des zweiten war fast unmerklich. Der Gedanke, dass der Patriotismus eine sittliche Pflicht sei, wurde in der ersten Kirche gewohnheitsmässig niedergehalten, und sie konnte den staatsbürgerlichen Grund gegen den Selbstmord unmöglich geltend machen, ohne zu gleicher Zeit das Einsiedlerleben zu verdammen, welches in dem dritten Jahrhundert ihr Ideal war. Die Pflicht des Mannes, für den Unterhalt seiner Familie zu sorgen, welche ein heutiger Moralist für den handgreiflichsten und vielleicht entscheidendsten Beweis von der allgemeinen Frevelhaftigkeit des Selbstmordes halten würde, und welchen man den Stellvertreter des staatsbürgerlichen Arguments nennen könnte, wurde weder von den Heiden noch von den ersten Christen irgendwie in Betracht gezogen. Die ersten waren gewöhnt, so viel Gewicht auf die Autorität zu legen, dass sie die Pflichten des Vaters kaum anerkannten, und die letzten waren zu sehr darauf bedacht, ihre ganze Sittenlehre mit den Interessen einer anderen Welt zu verbinden, um das Familienwohl zu berücksichtigen. Die christliche Hochschätzung der Pflicht der Demuth und Selbsterniedrigung des Menschen hinderte einigermassen die Kirchenschriftsteller, sich auf die Würde des Menschen zu berufen; dennoch priesen sie häufig den ächten Muth der Ausdauer in einer Sprache, der ihr eigener Heldenmuth unter der Verfolgung einen edlen Nachdruck gab. Dem Beispiele Cato's stellten sie die des Regulus und Hiob, den Muth, welcher im Leiden ausharrt, dem Muthe gegenüber, welcher dem Tode die Stirn bietet. Die platonische Lehre, dass wir die Diener Gottes sind, hienieden dazu berufen, unsere bestimmte Aufgabe unter seinem Auge, mit seinem Beistande und nach seinem Willen zu vollbringen, schärften sie fortwährend aufs tiefste ein, und diese Lehre war an sich in den meisten Fällen ein hinreichendes Schutzmittel; denn wie eine grosse Schriftstellerin gesagt hat: „Zwar giebt es viele Verbrechen von schwärzerer Farbe, als den Selbstmord, aber es giebt kein anderes, durch das die Menschen auf den Schutz Gottes so augenfällig zu verzichten scheinen" [1]).

Ausser dieser allgemeinen Lehre aber führten die christlichen Theologen hier noch zwei Elemente des Terrorismus und der Ueberredung ein, die von entscheidendem Einfluss auf das Urtheil der Menschen waren. Sie trieben ihren Satz von der Heiligkeit des menschlichen Lebens so weit, dass sie in dogmatischer Weise behaupteten, dass ein Mensch, der sein eigenes Leben vernichtet, ein

[1]) Mme. de Staël, *Réflexions sur le Suicide.*

eben so grosses Verbrechen begehe, wie ein gewöhnlicher Mörder[1]), und sie gaben zugleich dem Tode einen neuen Charakter durch die Lehre, dass er eine Strafe sei, und durch ihre Lehre von den künftigen Geschicken der Seele. Andererseits haben sich als hinreichender Schutz gegen Verzweiflung bewiesen die hohe Stellung, welche der Resignation auf der moralischen Scala angewiesen wurde, die Hoffnung auf zukünftiges Glück, welche auf die dunkelsten Nöthen des Lebens einen Lichtstrahl wirft, die tieferen und feineren Tröstungen, die aus dem Gefühl des Vertrauens und aus dem Erguss des Gebets entspringen, und vor Allem die christliche Lehre von dem heilenden und providentiellen Charakter des Leidens. Die christliche Lehre, dass der Schmerz ein Gut sei, hat in dieser Hinsicht einen Einfluss gehabt, wie ihn die heidnische Lehre, dass der Schmerz kein Uebel sei, niemals erreicht hat. Zwei Arten von Selbstmord jedoch betrachtete die erste Kirche mit einer gewissen Nachsicht. Während des durch die Verfolgung erregten Wahnsinns und unter dem Einflusse des Glaubens, der Märtyrertod verwische in einem Augenblicke die Sünden eines ganzen Lebens, und versetze den triumphirenden Dulder sofort in die Gefilde der himmlischen Freuden und in den unmittelbaren Genuss der ewigen Seligkeit, war es nicht ungewöhnlich, dass Männer in der Hitze der Begeisterung zu den heidnischen Richtern liefen und um den Märtyrertod baten, oder ihn herausforderten, und einige Kirchenväter haben von ihnen mit hoher Bewunderung gesprochen[2]), obgleich der allgemeine Ton der patristischen Schriften und der Concilien sie verdammte. Anders sah man die Sache an, wenn Christinnen zum Schutze ihrer, durch die schändlichen Verurtheilungen ihrer Verfolger, oder häufiger durch die Wollust der Kaiser oder der barbarischen Eindringlinge bedroheten Unschuld, sich freiwillig den Tod gaben. Die funfzehnjährige Jungfrau Pelagia wurde von der Kirche heilig gesprochen und von Ambrosius und Chrysostomos hoch gepriesen, weil sie, in Gefangenschaft von

[1]) Die theologische Doctrin lautete so: „Est vere homicida et reus homicidii, qui se interficiendo innocentem hominem interfecerit.“ Lisle, *Du Suicide*, *p. 400.* Vergl. Augustin, *De Civ. Dei, I. 19.*

[2]) Justin der Märtyrer, Tertullian und Cyprian sind besonders feurig in dieser Beziehung. Vergl. Barbeyrac, *Morale des Pères, ch. II.*, §. *8.*, *ch. VIII.*, §§. *34—39.* Donne's *Biathanatos* (ed. 1644), *pp. 58—67.* Cromaziano, *Istoria critica e filosofica del Suicidio ragionato* (Venezia, 1788), *pp. 135—140.* Der Verfasser Buonafede war ein Celestinermönch und starb im Jahre 1743 zu Rom. Sein Buch wurde 1841 ins Französische übersetzt.

Soldaten gerathen, einen Augenblick zu benutzen wusste, um auf das Dach ihres Hauses zu steigen, von wo sie sich hinunterstürzte und so umkam[1]). Eine gleiche Bewunderung zollt Eusebius dem Selbstmorde der tugendhaften Domnina und ihrer zwei durch blühende körperliche Schönheit wie durch Frömmigkeit ausgezeichneten jungfräulichen Töchter, die während der diocletianischen Verfolgung von Soldaten zu Antiochien gefangen, dadurch ihre Unschuld retteten, dass sie sich selbst ins Wasser stürzten[2]); und ebenso bewundert er die That der Frau des Präfecten von Rom, welche, um der Brutalität des Tyrannen Maxentius zu entgehen, sich den Dolch in die Brust stiess[3]). Einige protestantische und einige katholische Streithähne haben an dieser unverhüllten Bewunderung Anstoss genommen, sie bedarf jedoch Denen gegenüber keiner Entschuldigung, deren natürlicher Verstand nicht durch theologische Meinungen getrübt ist.

Höchst interessant ist nun zu sehen, wie die Ansicht der Kirche über diesen Selbstmord sich mit der Zeit änderte. Ambrosius tadelte ihn mit etwas Zurückhaltung, Hieronymus verdammte ihn nachdrücklicher; als aber der Einbruch Alarich's in Italien die Frage zu einer von drängendem Interesse machte, unterzog Augustinus den Gegenstand einer umständlichen Erörterung, und während er seine bemitleidende Bewunderung für den Selbstmord der Jungfrauen ausdrückte, verdammte er ihre That entschieden[4]), und seine Ansicht über die unbedingte Sündhaftigkeit des Selbstmordes ist seitdem von den katholischen Theologen angenommen worden, welche behaupten, Pelagia und Domnina hätten unter dem Antriebe einer besonderen Offenbarung gehandelt[5]). In auffallendem, obgleich natürlichem Widerspruche rühmte man zu gleicher Zeit Niemanden mit mehr Begeisterung, als die Einsiedler, welche ihren Körper gewöhnlich die zur Gesundheit unumgänglich nöthige Nahrung entzogen und ihr Leben offenbar verkürzten. Eine interessante Beleuchtung des Gefühls, mit welchem diese langsamen Selbstmorde von der Laienwelt betrachtet wurden, hat uns der heilige Hieronymus in seinem Berichte über das Leben und den Tod einer jungen Nonne, Namens Blesilla aufbewahrt. Sie hatte, nach den religiösen Anschauungen

1) Ambrosius, *De Virginibus, III.*, 7.

2) Eusebius, *Eccles. Hist., VIII., 12.*

3) *Ibid. VIII., 14*, P. Bayle, *Diction. art. Sophronia;* Tillemont, *Hist. ecclés., tome V., pp. 404—405.*

4) *De Civ. Dei, I., 22—27.*

5) Tillemont, *Hist. ecclés., tome V., pp. 401—402.*

des vierten Jahrhunderts, sich der Frivolität schuldig gemacht, zu heirathen, wurde aber nach sieben Monaten Wittwe, und hatte also „die Krone der Jungfräulichkeit und zugleich das Vergnügen der Ehe verloren“ [1]). In Folge einer Krankheit von starken religiösen Gefühlen ergriffen, zog sie sich im Alter von zwanzig Jahren in ein Kloster zurück. Sie erlangte einen so hohen Grad der Frömmigkeit, dass sie, nach der sehr charakteristischen Lobeserhebung ihres Lebensbeschreibers, „sich mehr um den Verlust ihrer Jungfräulichkeit, als um den Tod ihres Mannes betrübte“ [2]), und eine lange Reihe grausamer Bussen beschleunigten ihren Tod [3]). Die Ueberzeugung, dass sie durch Fasten getödtet worden war, und der Anblick des unbezähmbaren Schmerzes ihrer Mutter erfüllten das Volk mit Wuth, und das Leichenbegängniss wurde durch tumultuarische Rufe gestört: „die verfluchte Race der Mönche muss aus der Stadt verbannt, gesteinigt oder ertränkt werden“ [4]). In der Kirche finden wir wenige Spuren einer Verurtheilung der Gewohnheit, die Gesundheit durch Kasteiungen zu untergraben [5]), und wenn wir nur einen kleinen Theil von dem glauben, was von der Lebensweise der ersten und der mittelalterlichen Mönche berichtet wird, müssen grosse Schaaren, unter ihnen der heil. Franz von Assisi, auf diese Art ihre Tage verkürzt haben.

Der unmittelbare und überlegte Selbstmord, welcher eine so hervorragende Stelle in der Sittengeschichte des Alterthumes einnimmt, verschwand nur allmälig unter dem Einflusse des Christenthumes. Die schwärmerischen Circumcellionen des vierten Jahrhunderts waren Apostel des Todes, sie hielten den Märtyrertod für das höchste Gut, suchten ihn auf alle mögliche Weise herauszufordern, und tödteten sich selbst in grossen Massen im Glauben, dass diese Art Märtyrerthum ihnen das ewige Heil sichern würde. Der heilige Augustinus sagt, dass sie zu Hunderten, ja zu Tausenden mit wahnsinniger Freude von den Kämmen überhängender Klippen sprangen, bis die Felsen darunter von ihrem Blute geröthet waren. In einer viel späteren Zeit finden wir bei den Albigensern

[1]) „Et virginitatis coronam et nuptiarum perdidit voluptatem.“ *Ep. XXII.*

[2]) „Quis enim siccis oculis recordetur viginti annorum adolescentulam tam ardenti fide crucis levasse vexillum ut magis amissam virginitatem quam mariti doleret interitum?“ — *Epist. XXXIX.*

[3]) Die Beschreibung dieser Bussen giebt *Epist. XXXVIII.*

[4]) *Epist. XXXIX.*

[5]) *Epist. CXXV.*

den Gebrauch, bei gefährlichen Krankheiten durch Fasten und bisweilen durch Aderlass den Tod zu beschleunigen[1]). Die unglücklichen Juden, die durch die Verfolgungen der Katholiken zur Raserei gestachelt wurden, liefern während des Mittelalters die zahlreichsten Beispiele von Selbstmord. Eine Menge derselben entleibte sich 1095 in Frankreich, um der Tortur zu entgehen; fünfhundert sollen einst so in York umgekommen sein, andere fünfhundert 1320 bei der Belagerung durch die Shepherds. Die alten heidnischen Gesetze über diesen Gegenstand blieben unter Theodosius und Justinianus unverändert, aber als ein Concil von Arles im fünften Jahrhundert den Selbstmord für die Wirkung teuflischer Eingebung erklärt hatte, bestimmte ein Concil von Bragues im nächsten Jahrhundert, dass keine religiösen Riten am Grabe des Schuldigen gefeiert und keine Seelenmessen für ihn gelesen werden durften; und diese, von späteren Concilien wiederholten Bestimmungen wurden allmälig in die Gesetze der Barbaren und Karl's des Grossen aufgenommen. Ludwig IX. oder der Heilige von Frankreich verordnete, dass das Eigenthum des Todten für den Staat eingezogen werde, und bald wurde die Leiche argen und mannigfachen Beschimpfungen unterworfen. In manchen Ländern konnte sie bloss durch eine zu diesem Zwecke in die Mauer besonders gebrochene Oeffnung aus dem Hause geschafft werden, sie wurde auf einem Karren durch die Strasse geschleift, an den Füssen aufgehängt und schliesslich in die Kloake geworfen, oder verbrannt, oder im Sande verscharrt oder an den Galgen an der Landstrasse festgenagelt[2]).

Diese ganz abscheulichen und zu gleicher Zeit widernatürlichen Gewohnheiten, sowie die grosse Ungerechtigkeit, die Verwandten des Todten zu Bettlern zu machen, hatten die sehr natürliche Wirkung, im achtzehnten Jahrhundert einen starken Geist des Widerspruches wach zu rufen. Der Selbstmord ist gewiss eine derjenigen Hand-

[1]) Siehe Todd's *Life of St. Patrick, p. 462.*

[2]) Die ganze Geschichte des Selbstmordes in den finsteren Jahrhunderten ist aufs umständlichste und sorgfältigste von Bourquelot in einer sehr interessanten Reihe von Abhandlungen in dem dritten und vierten Bande der *Bibliothèque de l'École des Chartes* untersucht worden. Ich verdanke diesen Abhandlungen sehr viel Belehrung. Siehe auch Lisle, *Du Suicide, Statistique, Médecine, Histoire et Législation* (Paris, 1856). Die im Texte angeführten Gesetze contrastiren merkwürdig mit einem Gesetze in den Capitularien *(lib. VI., lex 70)*, das bestimmt, dass, obschon keine Messe für einen Selbstmörder gelesen werden dürfe, es doch jeder Privatperson gestattet sei, aus Mitleid für seine Seele beten zu lassen. „Quia incomprehensibilia sunt judicia Dei, et profunditatem consilii ejus nemo potest investigare."

lungen, die der Sittenlehrer als eine Sünde verdammen darf, die aber, wenigstens in neuerer Zeit, nicht als innerhalb der eigentlichen Sphäre des Gesetzes liegend betrachtet werden kann; denn eine Gesellschaft, die ihren Mitgliedern vollständige Auswanderungsfreiheit zugesteht, kann vernünftiger Weise die einfache Verzichtleistung auf das Leben nicht zu einem gegen sie begangenen Verbrechen stempeln. Wenn jedoch Bonesana Beccaria und seine Anhänger weiter gingen und behaupteten, die betreffenden mittelalterlichen Gesetze wären ebenso zwecklos wie empörend, so fielen sie, meine ich, in einen starken Irrthum. Die argen Beschimpfungen, welche die Leiche des Selbstmörders erfuhr, obgleich in erster Linie eine Kundgebung des vom Volke gehegten Abscheues vor dieser That, trugen durch die hervorgerufenen Ideenverbindungen zur Kräftigung des Gefühls bei, durch welches sie erzeugt wurden, und waren besonders geeignet, die kranken, aufgeregten und überspannten Einbildungen zu scheuchen, welche meistens zum Selbstmorde neigen. In den seltenen Fällen, wo die That mit umsichtiger Ueberlegung geschah, muss das Bewusstsein, dass religiöse, gesetzliche und gesellschaftliche Einflüsse zusammengenommen den herben Schmerz der überlebenden Verwandten aufs äusserste verschärfen würden, ein grosses Gewicht gehabt haben. Die Thätigkeit der Gesetzgebung ist ein Beweis von der Dauer des Uebels. In Spanien kamen in der letzten und verderbtesten Zeit des westgothischen Königthumes viele Selbstmorde vor[1]), ebenso in England während einer grossen Seuche im siebenten[2]) und während des schwarzen Todes im vierzehnten Jahrhundert[3]). Als die Frauen der Priester in grossen Schaaren von ihren Männern durch Hildebrand gewaltsam getrennt, und beschimpft, gebrochenen Herzens und hoffnungslos in die Welt gestossen wurden, verkürzten nicht wenige von ihnen ihre Leidensqual durch Selbstmord[4]). Sonst war er im Allgemeinen bei den Frauen besonders selten, und ein gelehrter Geschichtschreiber des Selbstmordes hat sogar versichert, dass das einzige Beispiel eines Frauenselbstmordes während mehrerer Jahrhunderte eine Spanierin war, die, weil getrennt von ihrem Manne, und sich ausser Stande sehend, der Kraft ihrer Leidenschaften zu

[1]) Siehe das sehr belehrende Werk des Abbé Bourret *l'École chrétienne de Séville sous la monarchie des Visigoths* (Paris 1855), *p. 196*.

[2]) Roger of Wendover, A. D. 665.

[3]) Esquirol, *Maladies mentales, tome I., p. 591*.

[4]) Lea, *History of Sacerdotal Celibacy* (Philadelphia, 1867), *p. 248*.

widerstehen, sich lieber tödtete als der Versuchung nachgab[1]). In den Ritterromanzen wird indess diese Todesart häufig ohne Scheu geschildert[2]), während Abelard und Thomas von Aquino ihre Frevelhaftigkeit weitläufig erörterten, und Dante in einigen schönen Zeilen den Zustand der Selbstmörder in der Hölle schilderte, wo sie auch auf den Basreliefs der Kathedralen häufig dargestellt werden. Ein zur Verzweifelung führender Trübsinn, bei den Theologen unter dem Namen „acedia" bekannt, war in den Klöstern nicht ungewöhnlich, und die meisten geschichtlich beglaubigten Selbstmorde im Mittelalter wurden von Mönchen begangen, bisweilen, um der Welt zu entfliehen, manchmal aus Verzweifelung über ihre Unfähigkeit, die Neigungen des Fleisches zu unterdrücken, zuweilen aus religiösem Wahnsinn und Furcht vor bösen Geistern[3]); daran reihen sich noch einige wenige Fälle von Selbstmorden in Folge der Bitterkeit einer hoffnungslosen Liebe, oder in Folge der aus übergrosser Kasteiung entstandenen Seelenstörung[4]). Dennoch haben die Klöster, als Zufluchtsstätten für Hoffnungslose und Tiefbetrübte, wahrscheinlich mehr Selbstmorde verhindert, als veranlasst, und die That war während der Blüthezeit des Katholicismus wohl seltener, als vorher oder später, was zum grossen Theile auch dem Einflusse des damals in Europa eingedrungenen Muhammedanismus zuzuschreiben ist, der in diesem, wie in manchen andern Punkten seine Lehre von der christlichen Kirche entlehnte, ja sie noch höher spannte. Denn der Selbstmord, welchen die Bibel niemals ausdrücklich verdammt, wird mehr als einmal im Koran verboten, und der Muhammedaner steigerte die christliche Pflicht der Resignation zum vollständigen Fatalismus.

[1]) „Per lo corso di molti secoli abbiamo questo solo suicidio donnesco, e buona cosa è non averne più d'uno; perchè io non credo che la impudicizia istessa sia peggiore di questa disperata castità." Cromaziano, *Ist. del Suicidio, p. 126*. Mariana, der unter dem Jesuitenrock das Herz eines alten Römers trug, behandelt den Fall in einer sehr verschiedenen Weise. „Ejus uxor Maria Coronelia cum mariti absentiam non ferret, ne pravis cupiditatibus cederet, vitam posuit, ardentem forte libidinem igne extinguens adacto per muliebria titione; dignam meliori seculo foeminam, insigne studium castitatis." *De Rebus Hispan., XVI., 17.*

[2]) Die betreffenden Stellen führt Bourquelot an.

[3]) Siehe Migne's Ausgabe der griechischen Kirchenväter, *tome XXXVII., p. 1459*, und Neander, *Ecclesiastical Hist., vol. III., pp. 319—320.*

[4]) Pinel (*Traité médico-philosophique sur l'Aliénation mentale* (2 ed.), *pp. 44—46*) zeigt aufs schlagendste, wie auch heutiges Tages die religiöse Schwärmerei zum Wahnsinn führe, und dass dieser religiöse Wahnsinn sich besonders zum Selbstmorde neige (*p. 265*).

So hörte denn der Selbstmord während vieler Jahrhunderte in dem civilisirten, thätigen und fortschreitenden Theile der Menschen auf. Erwägt man nun, wie warm er in Griechenland und Rom gepriesen, oder wie schwach er dort verurtheilt wurde, erwägt man noch, dass es von Dänemark bis Spanien kaum einen Barbarenstamm gab, der ihn nicht gewohnheitsmässig übte[1]), so kann man sich die vollständige Umwälzung vergegenwärtigen, welche in dieser Beziehung durch den Einfluss des Christenthumes bewirkt wurde.

Einige Worte über die spätere Geschichte dieser traurigen Erscheinung mögen hier noch hinzugefügt werden. Die Reformation scheint keine unmittelbare Wirkung auf die Vermehrung des Selbstmordes gehabt zu haben, denn Protestanten und Katholiken pflegten mit gleichem Nachdrucke die religiösen Gefühle, welche am meisten geeignet sind, ihn zu verhindern, und in keiner der Verfolgungen zeigte sich der Lebensüberdruss in hohem Grade. Zu jener Zeit trat der Selbstmord hauptsächlich in der neuen Welt zu Tage, wo die unglücklichen, zur Sklaverei verdammten, und mit scheusslicher Grausamkeit von ihren Besiegern behandelten Indianer sich in grossen Massen den Tod gaben, bis die Spanier auf den geistreichen Gedanken gekommen sein sollen, sie dadurch davon abzuhalten, dass sie ihnen einredeten, sie selbst würden sich tödten, und ihre Strenge im Jenseits fortsetzen[2]). In Europa war die That bei den Hexen sehr gewöhnlich, welche die schwersten Leiden aber keine der Tröstungen des Märtyrerthumes erfuhren. Ohne Enthusiasmus, ohne Hoffnung, sogar ohne das Bewusstsein der Unschuld, geschwächt am Körper und gestört im Geiste, gezwungen in dieser Welt Folterqualen zu erdulden, vor denen der leidenschaftlichste Heroismus verzagen mochte, und verurtheilt, wie sie oft glaubten, zu ewiger

[1]) Orosius bemerkt *(Hist., V., 14)*, dass es unter den von Marius besiegten Galliern keinen gab, der nicht den Tod der Sklaverei vorzog. Die Spanier waren dafür bekannt, dass sie sich selbst tödteten, um ein beschwerliches Alter oder die Sklaverei zu vermeiden. Odin, der höchste Gott der Nordländer, endete sein irdisches Leben durch Selbstmord. Boadicea, die grossartigste Figur in der alten britischen Geschichte, und Cordeilla oder Cordelia, die pathetischste Figur in der britischen Romantik, waren beide Selbstmörderinnen. (Vergl. über die erste Tacitus, *Annal. XIV., 35—37*, und über die zweite Geoffrey von Monmouth, *II.*, *15*, ein Bericht, von dem Shakespeare bedeutend abwich, dem aber Spenser sich treu anschloss. *(Fairy Queen, book II., canto 10.)*

[2]) Donne's *Biathanatos, p. 56* (ed. 1644). Ueber die bezüglichen Zeugnisse der ältesten Reisenden siehe die Abhandlung „On England's Forgotten Worthies" in Froude's *Short Studies.*

Verdammniss in der zukünftigen, entleibten sie sich häufig in der Seelenangst der Verzweifelung. Der Hexenrichter Remy von Nancy erzählt, dass er nicht weniger als funfzehn Hexen kannte, die sich in einem einzigen Jahre entleibten[1]). In diesen Fällen drängten Furcht und Wahnsinn zugleich die Opfer zur That. Auch Selbstmordepidemieen aus reinem Wahnsinn kamen häufig vor. Sowohl die Frauen von Marseille, wie die von Lyon waren von einer ähnlichen Volkskrankheit befallen, wie die, welche man im Alterthume bei den Mädchen in Milet bemerkt hatte[2]). In jener sonderbaren Tanzwuth, welche vom Ende des funfzehnten bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Italien wüthete, und welche man allgemein dem Bisse der Tarantel (einer Erdspinne) zuschrieb, fühlten sich die Erkrankten zur unabsehbaren blauen Meeresfläche hingezogen, und stürzten sich, wenn dieser unerklärbare Reiz auf das Aeusserste gestiegen war, unter Gesang in blinder Wuth in die blauen Wellen[3]). Aber nächst diesen Fällen, deren Würdigung eher in die Geschichte der Heilkunde als in die der Moral gehört, finden wir viele Thatsachen, die eine erschreckende Zunahme des überlegten Selbstmordes, und eine nicht minder erschreckende Umgestaltung der Anschauungen zeigen, mit welchen er betrachtet wurde. Die Wiederauflebung der classischen Wissenschaft und die zunehmende Gewohnheit, die griechischen und römischen Heroen als Ideale anzusehen, mussten die Sache in den Vordergrund stellen. Die katholischen Casuisten, und in späterer Zeit, die Philosophen aus der Schule eines Grotius und Pufendorf billigten gewisse Fälle des Selbstmordes, zum Beispiel den zur Vermeidung der Entehrung oder einer wahrscheinlichen Sünde begangenen, oder den des Soldaten, welcher eine Mine sprengt mit dem Bewusstsein, er müsse durch die

[1]) Lisle, *pp. 427—434.* Sprenger hat bei den von ihm verurtheilten Hexen dieselbe Neigung bemerkt. Siehe Calmeil, *De la Folie* (Paris, 1845), *tome I., pp. 161, 303—305.*

[2]) Ueber neuere Selbstmorde vgl. Winslow, *Anatomy of Suicide;* das Buch von Lisle und Esquirol *Maladies mentales* (Paris 1838) *t. I. pp. 526—676.*

[3]) Hecker, *Die grossen Volkskrankheiten des Mittelalters* (Berlin, 1865), *S. 163 ff.* Eine Strophe des noch aufbehaltenen Gesanges lautete:

„Allu mari mi portati,
Se voleti che mi sanati.
Allu mari, allu via:
Cosi m'ama la Donna mia.
Allu mari, allu mari:
Mentre campo, t'aggio amari."

Explosion unvermeidlich umkommen, oder den eines zum Tode Verurtheilten, der, um sich den Folterqualen zu entziehen, dem unabwendbaren Geschicke zuvorkommt, oder den eines Menschen, der sich für seinen Freund dem Tode weihet[1]). Die Wirkung der heidnischen Beispiele kann man häufig in den letzten Worten oder Schriften der Selbstmörder entdecken. Als Philipp Strozzi der Ermordung Alexander's I. von Toscana angeklagt wurde, tödtete er sich aus Furcht, die Tortur könnte ihm Geständnisse erpressen, die seinen Freunden gefährlich werden dürften, und liess ein Schreiben zurück, in dem er, unter Anderem, seine Seele Gott empfahl mit der Bitte, wenn ihm keine höhere Gnade gewährt werden könnte, so möge ihm sein Platz wenigstens bei Cato von Utica und den anderen grossen Selbstmördern des Alterthumes eingeräumt werden[2]). Im siebenzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts scheint der Selbstmord in England häufiger gewesen zu sein, als auf dem Festlande[3]), und es erschienen Apologieen desselben, die ihn theilweise oder auch ohne Rücksicht billigten. Sir Thomas More billigte ihn bei unheilbaren Kranken[4]); der gelehrte und fromme Dechant von St. Paul, Dr. Donne, hatte in seiner Jugend ein sehr interessantes, spitzfindiges und gelehrtes, aber zu gleicher Zeit schwaches und unklares Buch zur Vertheidigung des Selbstmordes geschrieben, das er auf dem Sterbebette seinem Sohne übergab mit dem Auftrage, es weder zu veröffentlichen, noch zu vernichten, das aber der Sohn im Jahre 1644 doch herausgab. Zwei oder drei englische Selbstmörder hinterliessen ausführliche Vertheidigungsschriften, was auch ein Schwede, Namens Robeck that, der sich im Jahre 1735 ertränkte, und dessen im darauf folgenden Jahre veröffentlichte Abhandlung grosse Berühmtheit erlangte[5]). Aber die einflussreichsten Schriften

[1]) Cromaziano, *Ist. del Suicidio, cap. VIII., IX.*

[2]) *Ibid. pp. 92—93.*

[3]) Montesquieu und viele Schriftsteller des Festlandes haben dies bemerkt, und viele englische Schriftsteller scheinen die Thatsache zuzugeben. Genaues statistisches Material ist jedoch nicht vorhanden, und die allgemeinen Angaben sind nicht sehr zuverlässig. Man hat behauptet, die Selbstmorde seien in England besonders häufig zur Zeit der Winternebel; allein die in diesem Jahrhundert geführte Statistik stellt es ausser Frage, dass sie am häufigsten im Sommer vorkommen.

[4]) *Utopia, book II., ch. VI.*

[5]) Eine Skizze seines etwas sonderbaren Lebens giebt Cromaziano, *pp. 148—151.* Ueber die ältere Literatur zur Vertheidigung des Selbstmordes vergleiche Dumas, *Traité du Suicide* (Amsterdam 1723), *pp. 148—149.* Dumas war ein protestantischer Prediger, der gegen den Selbstmord schrieb. Zu den englischen Vertheidigern des Selbst-

über den Selbstmord waren die der französischen Philosophen und Revolutionäre. Ohne seine abstracte Rechtmässigkeit zu erörtern, erzählt Montaigne mit vieler Bewunderung eine Reihe von Fällen aus dem Alterthume von Neuem[1]). Montesquieu vertheidigte ihn in einer Jugendarbeit mit brennender Begeisterung[2]). Rousseau widmete dem Gegenstande zwei Briefe voll feuriger und leidenschaftlicher Beredsamkeit[3]), in dem ersten schilderte er mit beispielloser Kraft die Argumente zu seinen Gunsten, in dem zweiten widerlegte er diese Argumente als sophistisch, verbreitete sich über den Frevel, seinen Pflichtposten zu verlassen und über die Feigheit, die in der Verzweifelung liegt, zeigte mit tiefer Kenntniss des menschlichen Herzens, dass den meisten Selbstmorden Selbstsucht zu Grunde läge, und ermahnte Alle, die sich zu einem solchen getrieben fühlten, etwas Gutes für Andere zu thun, worin sie gewiss Trost finden würden. In einem seiner bekanntesten Gedichte vertheidigte Voltaire die That in Fällen der äussersten Noth[4]). Die Atheisten priesen sie mit Wärme und Holbach und Deslandes waren ihre hervorragendsten Vertheidiger. Die rasche Zersetzung der religiösen Meinungen schwächte die volksthümliche Ansicht von ihrer Frevelhaftigkeit, und die Humanität des Zeitalters, sowie der klarere Begriff von den wahren Grenzen der Gesetzgebung erzeugten zu gleicher Zeit einen Rückschlag gegen die schrecklichen gesetzlichen Bestimmungen über den Gegenstand. Grotius hatte diese vertheidigt. Montesquieu trat anfangs mit überschwänglicher Energie als ihr öffentlicher Ankläger auf, modificirte aber in späteren Jahren

mordes gehörten (der Selbstmörder) Carl Blount, Uebersetzer des Lebens des Apollonius von Tyana, und Creech, ein Herausgeber des Lucretius. Ueber den ersten vergleiche P. Bayle's *Dict. art. „Apollonius“, Anm. 7.* Ueber den zweiten spricht Voltaire in seinen *Lettres philos.* Am Rande seines Lucretius schrieb er die Bemerkung: „NB. Wenn ich meinen Commentar beendigt habe, muss ich mich tödten“, was er auch sofort that, sagt Voltaire, um seinem Lieblingsschriftsteller nachzuahmen. (Voltaire, *Dict. phil. art. „Caton“.*)

[1]) *Essais, liv. II., ch. XIII.*

[2]) *Lettres persanes, LXXVI.*

[3]) *Nouvelle Héloïse, partie III., let. 21—22.* Esquirol führt einen schlagenden Beweis davon an, wie der Einfluss Rousseau's alle Klassen durchdrang. Ein dreizehnjähriges Kind entleibte sich und hinterliess ein Schreiben, das mit den Worten begann: „Je lègue mon âme à Rousseau, mon corps à la terre.“ *Maladies mentales, tome I., p. 588.*

[4]) Im Allgemeinen jedoch war Voltaire ein entschiedener Gegner der Philosophie der Verzweifelung, aber er billigte gewiss manche Arten des Selbstmordes. Siehe die Artikel „*Caton*“ und „*Suicide*“ in seinem *Dict. philos.*

seine Meinungen in gewissem Grade. Beccaria, der mehr, als irgend ein anderer Schriftsteller der Vertreter der bezüglichen Ansichten der französischen Schule war, verurtheilte sie theils als ungerecht gegen die unschuldigen Hinterbliebenen, theils als unzureichend, um Jemanden, der zur That entschlossen sei, davon abzuhalten. Selbst während der vollen Gluth der philosophischen Bewegung wurde im Jahre 1749 ein Selbstmörder Portier mit dem Gesichte zur Erde gekehrt durch die Strassen von Paris geschleift, mit den Füssen an den Galgen gehängt, und dann in die Kloake geworfen [1]); und diese Schmachgesetze wurden erst durch die Revolution beseitigt, welche, nachdem sie so viele andere Formen der Freiheit begründete, auch die Freiheit des Todes sicher stellte. Inmitten der dramatischen Wandlungen und der überschwänglichen Begeisterung dieser Periode der politischen Kämpfe nahm der Selbstmord stark überhand. „Die Welt“ hiess es, „sei leer gewesen seit den Römern“ [2]). Die Wirksamkeit des Christenthumes schien auf kurze Zeit und in diesem einen Lande unterbunden, die Menschen schienen wieder in die Zeit des Heidenthumes zurückgefallen zu sein, und die Selbstmorde, obgleich theatralischer, wurden mit nicht weniger Ueberlegung verübt und mit nicht weniger Begeisterung gepriesen, als bei den Stoikern. Aber die Fluth der Revolution schwand allgemach, und die alten Meinungen erlangten, mit einigen Beschränkungen, ihr Ansehen wieder. Die Gesetze gegen den Selbstmord blieben aber meistentheils abgeschafft. In Frankreich und manchen anderen Ländern bestehen keine über diesen Gegenstand. In anderen Ländern schreibt das Gesetz bloss ein Begräbniss ohne religiöse Ceremonieen vor. In England wurden die Beerdigung auf einer Landstrasse und die Annagelung an den Schandpfahl unter Georg IV. abgeschafft; aber die monströse Ungerechtigkeit, dass das gesammte Vermögen des entschlossenen Selbstmörders der Krone anheimfalle, schändet noch immer das Strafgesetzbuch, obgleich die Kraft der öffentlichen Meinung und der barmherzige Meineid der Geschworenen sie unwirksam machen. Das allgemeine Gefühl der Christenheit hat indessen das Urtheil, welches die christlichen Lehrer über die That sprachen, gut geheissen, obgleich es die Strenge der alten Rüge milderte, und einige der alten Argumente preisgab. Madame de Staël, die in einer Jugendschrift über die Leidenschaften dem Selbstmorde das

[1]) Lisle, *Du Suicide, pp. 411—412.*

[2]) „Le monde est vide depuis les Romains.“ St. Just, *Procès de Danton.*

Wort geredet hatte, war es vorbehalten, diesen Theil der Sittenlehre, welcher durch die französische Revolution etwas gelitten hatte, wieder zurecht zu stellen, und sie that es in einer kleinen Abhandlung, die ein Muster ruhiger, aufrichtiger und philosophischer Frömmigkeit ist. Unumwunden die alten theologischen Ansichten preisgebend, dass die That ein wesentlicher Mord, das schlimmste Verbrechen, und immer oder auch nur meist ein Kind der Feigheit sei, auch alle Versuche, die Menschen durch religiösen Terrorismus einzuschüchtern, preisgebend, ging sie daran, nicht so sehr im Einzelnen die besonderen Argumente der Vertheidiger zu widerlegen, als das Ideal eines wahrhaft tugendhaften Menschen zu skizziren, und zu zeigen, wie sehr ein solcher Charakter die Menschen gegen jede Versuchung zum Selbstmorde sicher stellen würde. In den schönsten und rührendsten Zügen zeichnete sie den Einfluss des Leidens auf die Besänftigung, Läuterung und Vertiefung des Charakters, und zeigte, wie eine gewohnheitsmässige, demüthige Resignation nicht bloss die höchste Pflicht, sondern auch die Quelle des reinsten Trostes und zu gleicher Zeit die rechte Bedingung zur sittlichen Besserung sei. Nachdem sie die Frage vom biblischen Gesichtspunkte genau erörtert, zeigte sie, wie der wahre Massstab für die Würde des Menschen seine Selbstlosigkeit sei. Sie stellte den Märtyrer dem Selbstmörder — den Tod veranlasst durch Hingabe an die Pflicht, dem Tode aus Empörung wider die Verhältnisse — entgegen. Den Selbstmord Cato's, welchen ein Haufe von Kirchenschriftstellern abgeschmackter Weise als eine That der Feigheit angeklagt, und viele Selbstmörder ebenso albern als eine Rechtfertigung ihrer Flucht vor dem Schmerz oder der Armuth angeführt hatten, schilderte sie als ein Martyrium — als einen Tod, wie den des Curtius, edel erduldet zum Wohle Roms. Das Auge des guten Menschen soll stets auf das Interesse Anderer gerichtet sein. Für sie das Leben mit allen seinen Segnungen hinzugeben, soll er vorbereitet sein; für sie soll er das Leben ertragen, selbst wenn es für ihn ein Fluch scheint. Gefühle dieser Art haben durch den Einfluss des Christenthumes die europäische Gesellschaft durchdrungen, und in neueren Zeiten ist der Selbstmord beinahe immer entweder aus vollständigem Wahnsinn, oder aus Krankheiten, die das Urtheil trüben, oder aus jenem äussersten Uebermass der Sorge entsprungen, wo Resignation und Hoffnung erloschen sind.

Wenn wir den Selbstmord in diesem Lichte betrachten, so kenne ich wenige Dinge, die geeigneter wären, die häufig vorgebrachten

optimistischen Anschauungen zu dämpfen, als die Thatsache, dass die Statistik nicht nur die rasche Zunahme des Selbstmordes nachweist, sondern auch, dsss er die Völker besonders kennzeichnet, welche in intellectueller Entwickelung und allgemeiner Civilisation am höchsten stehen[1]). In einem und dem andern Lande hat ein starkes religiöses Gefühl dieser Tendenz entgegengewirkt, allein die Vergleichung von Stadt und Land, von verschiedenen Ländern und von verschiedenen historischen Perioden miteinander thut mit Evidenz dar, dass die Tendenz wirklich vorhanden ist. Es giebt viele Gründe zur Erklärung dafür. Geistige Beschäftigungen sind besonders geeignet, Wahnsinn zu erzeugen[2]), und der Schimmer der Publicität, welcher in neuerer Zeit einen Act des Selbstmordes umgiebt, kann leicht schwache Gemüther zur Nachahmung verleiten. Wenn wir von dem Zustande der wirklichen Wilden absehen, so ist es nur zu wahrscheinlich, dass eine hochentwickelte Civilisation freilich die durchschnittliche Wohlfahrt erhöht, aber auch mehr tiefes Elend und herbes Leid im Gefolge hat, als die vorangegangenen Stadien grösserer Einfachheit. Wanderlust, die ungeheure Anhäufung von Menschen in Städten, der heisse Drang der Concurrenz und die plötzlichen Schwankungen, welchen namentlich die Industrie unterworfen ist, sind die Bedingungen grossen Gedeihens aber auch die Ursachen schlimmsten Elends. Die Civilisation macht das, was früher zum Ueberfluss gerechnet wurde, zum Bedürfniss, und wenn dieses nicht befriedigt wird, so entsteht grosses Missbehagen, nachdem der vermisste Genuss lange aufgehört hat, als solcher empfunden zu werden. Auch macht die Civilisation, indem sie den Charakter mildert, denselben empfindlicher für Schmerz, und bringt eine Menge von Antipathien, Leidenschaften und krankhaften Einbildungen mit sich, welche den einfachen Bauer kaum jemals behelligen. Das Fortschreiten des religiösen Skepticismus und die Lockerung religiöser Disciplin haben den Abscheu vor dem Selbstmorde geschwächt und oft vernichtet; und die Gewohnheit sich geltend zu machen, der rastlose Ehrgeiz, den Politik, Geistesarbeit und Industrie, jede in ihrer Weise, fördern, bilden gewiss die Grundlagen und Bedingungen

[1]) Vgl. die Bücher von *Lisle*, *Du Suicide*, und Winslow, *Anatomy of Suicide*.

[2]) Wir dürfen mit gutem Grunde annehmen, dass mit dem Fortschritt geistiger Entwickelung im Laufe der Zeiten auch, wie in andern Formen organischer Entwickelung, eine entsprechende Degeneration Platz greift, und dass eine Zunahme des Wahnsinns eine Strafe ist, welche durch die Zunahme unserer Civilisation bedingt wird. Maudslay's *Physiology of Mind*, p. 201.

unseres Fortschritts, machen aber auch die Tugend der Zufriedenheit überaus selten, und widerstreben jenem Geiste demüthiger und unterwürfiger Resignation, der allein die Qualen hoffnungsloser Leiden mildern kann.

Indem wir nunmehr daran gehen, den Einfluss des Christenthumes auf die Förderung eines brüderlichen und philanthropischen Gefühls unter den Menschen zu prüfen, wollen wir zuerst seine Wirkungen auf die Sklaverei in Betracht ziehen. Die Rechtmässigkeit der Sklaverei war im Alterthume bekanntlich vollkommen anerkannt, aber Seneca und andere stoische Sittenlehrer hatten in den schärfsten Worten die natürliche Gleichheit der Menschen verfochten, das Nichtige des Unterschiedes zwischen dem Sklaven und seinem Herrn hervorgekehrt, und die Pflicht der gewissenhaftesten Menschenfreundlichkeit gegen den ersten eingeschärft. Beispiele einer sehr warmen Sympathie zwischen Herren und Sklaven waren häufig, aber es mögen ihnen leider nicht wenige Beispiele der schrecklichsten Grausamkeit das Gleichgewicht gehalten haben. Zum Schutze gegen solche Grausamkeit war unter Hadrianus, den Antoninen und Alexander Severus eine lange Reihe von Verordnungen erlassen, die eingestandenermassen auf dem stoischen Princip der wesentlichen Gleichheit der Menschen begründet waren. Um nicht des Breiteren das zu wiederholen, was in einem früheren Kapitel hierüber gesagt worden ist, wird es genügen, den Leser zu erinnern, dass das Recht über Leben und Tod dem Herrn entschieden entzogen worden war, und dass die Ermordung eines Sklaven vom Gesetze gebrandmarkt und bestraft wurde. Der grosse Rechtslehrer Paulus hatte aber den Grundsatz zur Geltung gebracht, dass Mord eine Absicht zu tödten in sich schliesse, und dass demnach der Herr sich nicht dieses Verbrechens schuldig machte, wenn der Sklave unter einer Züchtigung starb, die nicht in dieser Absicht auferlegt wurde. Um nun der Willkür der Bestrafung, welche aus diesem Rechtsspruche erwachsen konnte, entgegen zu treten, verbot das Gesetz übermässige Grausamkeit gegen Sklaven, bestimmte, dass, wenn solche erwiesen war, sie an einen anderen Herrn verkauft werden sollten, unterdrückte die Privatgefängnisse, in welche sie eingesperrt worden waren, und ernannte besondere Beamte zur Entgegennahme ihrer Klagen.

Auf dem Gebiete der Gesetzgebung war ungefähr zweihundert Jahre nach der Bekehrung Constantin's der Fortschritt ein überaus geringfügiger. Zwar erliessen die christlichen Kaiser in den Jahren

319 und 326 zwei ausführliche Gesetze über den Sklavenmord[1]), aber sie waren bloss nachdrückliche Wiederholungen der früheren Verordnung, und es ist nicht leicht zu ersehen, in welcher Weise sie den Zustand dieser Klasse verbesserten[2]). Sie bestimmten, dass ein Herr, der seinem Sklaven gewisse, näher bezeichnete Torturen auferlegte, in der Absicht ihn zu tödten, als Mörder erachtet werden sollte, wenn aber der Sklave unter einer mässigen, oder unter einer, nicht in der Absicht ihn zu tödten, auferlegten Züchtigung stürbe, sollte der Herr schuldlos sein; nicht die geringste Anklage, wird nachdrücklich hinzugefügt, sollte gegen ihn vorgebracht werden. Einige Commentatoren haben behauptet, obgleich ich meine, ohne Beweis, dass dieses Gesetz dem Herrn nur Straflosigkeit gewährte, wenn der Sklave unter Anwendung von „angemessenen" Züchtigungen, das heisst von Geisselhieben, Ketten oder Einsperrung starb[3]); allein die Anwendung der Tortur nicht in der Absicht zu tödten war in keinem Grade beschränkt, auch deutet nichts in dem Gesetze darauf hin, dass der Herr strafbar war, wenn sein Sklave gegen seine Absicht unter der Folter starb, oder dass Constantin eine Strafe über masslose, aber nicht zum Tode führende Grausamkeit verhängt hätte. Es dürfte vielleicht nicht unangemessen sein, hier zu bemerken, dass dieses Gesetz in merkwürdigem Einklange stand mit der allbekannten Bestimmung des mosaischen Rechts, welche besagt: So Jemand seinen Sklaven züchtigt, und dieser erst einen oder zwei Tage darauf stirbt, so soll er nicht bestraft werden, denn es ist sein Geld[4]).

Der vollständige Mangel einer gesetzlichen Anerkennung der Sklavenehe und die dem Herrn noch immer zugestandene Berechtigung zur Anwendung der Tortur waren die zwei empörendsten Züge der Sklaverei, als sie von den heidnischen zu den christlichen Kaisern überging. Die christlichen Kaiser vor Justinian thaten keine entschiedenen Schritte zur Abstellung eines dieser Uebel, und die gesetzlichen Bestimmungen gegen den Ehebruch fanden auf die Sklavenehen keine Anwendung[5]). Doch hatte die Abschaffung der

1) *Cod. Theod., lib. IX., tit. 12.*

2) Siehe Muratori, *Antich. Ital., Diss. XIV.*

3) Siehe Godefroy's *Commentary* zu diesen Gesetzen.

4) *Exodus, XXI., 21.*

5) „Quas vilitates vitae dignas legum observatione non credidit". *Cod. Theod., lib. IX., tit. 7.* Siehe über dieses Gesetz Wallon, *tome III., pp. 417, 418.* Milman bemerkt: „In der alten römischen Gesellschaft im östlichen Kaiserreiche war dieser

Strafe des Kreuzigens für die Sklavenwelt besonderen Werth, auch verbot ein barmherziges Gesetz Konstantin's die Trennung von Sklavenfamilien [1]. Noch wichtiger war es vielleicht, dass der Freilassung ein heiliger Charakter verliehen wurde durch das Gebot, sie in der Kirche vorzunehmen [2], was selbst an Sonntagen erlaubt wurde. Es wurden Massregeln ergriffen, um christliche Sklaven jüdischer Herren frei zu machen; in vereinzelten Fällen wurde auch den Sklaven die Freiheit angeboten, wenn sie gegen Verbrecher aussagen würden. Die Ehe zwischen Freien und Sklaven blieb streng verboten, und bei unerlaubtem Umgange einer Freien mit einem Sklaven wurde, nach einem Gesetze Constantin's, die Frau hingerichtet und der Sklave lebendig verbrannt [3]; während das heidnische Gesetz die Frau bloss zur Sklavin gemacht hatte. Auch die Gesetze gegen flüchtige Sklaven wurden verschärft [4]. Im Ganzen war ungefähr zweihundert Jahre lang ein fast vollständiger Stillstand in der Gesetzgebung über diesen Gegenstand. Doch wurden einige geringe Beschränkungen der Anwendung der Tortur bei Untersuchungen auferlegt, einige unbedeutende Erleichterungen der Manumission eingeführt, und einige strenge Verordnungen erlassen, um die Anklagen der Sklaven gegen ihre Herren zu verhindern. Nach der Verordnung Gratian's sollte jeder Sklave, der seinen Herrn eines Verbrechens, wenn es nicht Hochverrath war, anklagte, sofort, ohne jede Untersuchung der Richtigkeit der Beschuldigung, lebendig verbrannt werden [5].

Unter Justinianus wurden jedoch neue und sehr wichtige Massregeln getroffen. Auf keinem anderen Gebiete waren die Gesetze dieses Kaisers so unbestreitbar ein Fortschritt gegen die seiner Vorgänger. Die Massregeln Justinian's waren von dreierlei Art. Erstens wurden alle bisherigen gesetzlichen Beschränkungen der Sklavenbefreiung beseitigt; der Gesetzgeber bekundete in der nachdrück-

Unterschied zwischen der Ehe des Freien und dem Concubinat des Sklaven lange vom Christenthume selbst anerkannt. Diese Verbindungen wurden nicht, wie die Ehen der höhern Klassen, von der Kirche eingesegnet. Basilius, der Macedonier (867—886), verordnete zuerst, dass die priesterliche Einsegnung die Sklavenehe weihen sollte; aber der Autorität des Kaisers wirkten die tiefgewurzelten Vorurtheile von Jahrhunderten entgegen." *Hist. of Latin Christianity, vol. II., p. 15.*

[1]) *Cod. Theod. lib. II. tit. 25.*

[2]) *Ibid. lib. IV. tit. 7.*

[3]) *Cod. Theod., lib. IX., tit. 9.*

[4]) *Corpus Juris, VI., 1.*

[5]) *Cod. Theod., lib. VI., tit. 2.*

lichsten Sprache und durch die Bestimmungen vieler Gesetze seinen Wunsch, die Manumission zu ermuthigen, und die Kirche erhielt auf diese Weise einen freien Spielraum der Thätigkeit. Zweitens wurde der Stand der Freigelassenen, oder die Mittelklasse zwischen Sklave und Bürger thatsächlich beseitigt, da die dem Bürger zugestandenen Vorrechte fast alle auch dem emancipirten Sklaven eingeräumt wurden. Dies war der wichtigste Beitrag der christlichen Kaiser zu der grossen Amalgamation der Völker und Klassen, welche sich seit den Tagen des Augustus immer weiter vollzog, und eine der Wirkungen war, dass Jedermann, sogar der Senator, eine Sklavin heirathen konnte, wenn er sie vorher emancipirte. Drittens wurde einem Sklaven gestattet, mit Zustimmung seines Herrn eine Freie zu heirathen, und die in der Sklaverei geborenen Kinder wurden die rechtmässigen Erben ihres emancipirten Vaters. Die Entführung einer Sklavin wurde ebenso wie die einer Freien mit dem Tode bestraft[1]).

Aber, so wichtig diese Massregeln waren, so ist doch das Gebiet der Gesetzgebung nicht dasjenige, wo wir hauptsächlich den Einfluss des Christenthumes auf die Sklaverei suchen müssen. Dieser Einfluss war allerdings sehr gross, aber um ihn zu würdigen, ist es nothwendig, seine Natur genau zu bestimmen. Das Verbot aller Sklaverei, welches die Essener streng beobachteten, und die Unrechtmässigkeit der erblichen Sklaverei, welche der Stoiker Dio Chrysostomos lehrte, hatten keine Stelle in der Kirchenlehre. Die Sklaverei wurde vom Christenthume entschieden und formell anerkannt[2]), und keine Religion arbeitete je mehr darauf hin, Unterwürfigkeit und leidenden Gehorsam zur Gewohnheit zu machen. Wohl sprachen die Kirchenväter viel von der natürlichen Gleichheit der Menschen, von der Pflicht, die Sklaven als Brüder oder Gefährten zu betrachten, und von der Abscheulichkeit, sie grausam zu behandeln; aber dies Alles war mit wenigstens gleichem Nachdrucke von Seneca und Epiktetos gesagt, und das Princip der ursprünglichen Freiheit aller Menschen war wiederholt von den heidnischen Rechtsgelehrten verfochten worden. Die Dienste des Christenthumes in dieser Sphäre

[1]) Siehe über alle diese Gesetze Wallon, *tome III.*, Champagny, *Charité chrétienne*, *pp. 214—224.*

[2]) Es verdient bemerkt zu werden, dass die Kirchenväter ebenso wie die neueren Vertheidiger der Sklaverei deren Rechtmässigkeit durch den über Ham verhängten Fluch begründeten. Siehe eine Anzahl von Belegstellen in Moehler's *Le Christianisme et l'Esclavage* (trad. franç.), *pp. 151—152.*

waren von dreierlei Art. Es tilgte erstens den Klassenunterschied durch die Kirchenceremonieen und die Strafzucht. In diesen Kreisen, aus denen das christliche Gemüth seine ersten, tiefsten und dauerndsten Eindrücke zog, war der Unterschied zwischen Herr und Sklave unbekannt; gemeinschaftlich empfingen sie den Religionsunterricht, sassen beim Liebesmahl neben einander und gingen zusammen zum öffentlichen Gebete. In dem Strafsystem der Kirche war der Unterschied zwischen Missethaten eines Freien und Missethaten eines Sklaven, welcher der ganzen bürgerlichen Gesetzgebung zu Grunde lag, nicht anerkannt. Zu einer Zeit, als nach dem bürgerlichen Gesetze ein Herr, dessen Sklave in Folge einer übermässigen Geisselung starb, völlig ungestraft blieb, schloss das Concil von Illiberis diesen Herrn für immer vom Abendmahl aus[1]. Die Keuschheit der Sklavinnen, für deren Schutz das bürgerliche Gesetz nur wenig Vorsorge traf, wurde von der Gesetzgebung der Kirche eifrig bewacht. Ueberdies war die Geburt als Sklave keine Schranke für den Eintritt in den Priesterstand, und oft sah ein emancipirter Sklave als Geistlicher die Grössten und Reichsten demüthig zu seinen Füssen knieen, und um seine Sündenvergebung oder seinen Segen bitten[2].

Das Christenthum verlieh, zweitens, der dienenden Klasse eine sittliche Würde. Es bewirkte dies nicht bloss durch Vereinigung von Armuth und Arbeit mit dem so tief verehrten Klosterleben, sondern auch durch Einführung neuer Gestaltungen in den idealen Typus der Moral. Keine Thatsache ist bei den römischen Schriftstellern augenfälliger, als die tiefe Verachtung, mit welcher sie die Sklaven, nicht sowohl wegen ihrer Stellung, als wegen des Charakters, welchen diese Stellung gebildet hatte, betrachteten. Cicero hatte erklärt, dass nichts Grosses oder Edles in einem Sklaven existiren könnte, und die Schauspiele des Plautus bekunden dieselbe Ansicht in jeder Scene. Es ist wahr, es gab Ausnahmen. Epiktetos

[1]) Die Strafe scheint jedoch auf zwei Jahre herabgesetzt worden zu sein. Muratori sagt: „In più consili si truova decretato, „excommunicationi vel poenitentiae biennii esse subjiciendum qui servum proprium sine conscientia judicis occiderit.“ *Antich. Ital., Diss. XIV.* Ausser den Werken über die Kirchenzucht möge der Leser noch mit vielem Nutzen Wright's Brief *On the Political Condition of the English Peasantry*, und Moehler, *p. 186* nachlesen.

[2]) Ueber die grosse Zahl emancipirter Sklaven, welche in den Priesterstand traten, und ihn zu einer Zeit beinahe ganz ausfüllten, vergleiche Moehler, *Le Christianisme et l'Esclavage, pp. 177—178.* Leo der Grosse suchte es zu verhindern, dass Sklaven zum Priesteramt zugelassen würden, weil letzteres dadurch entwürdigt würde.

war nicht bloss, sondern wurde auch als einer der edelsten Charaktere Roms anerkannt. Die Treue der Sklaven gegen ihre Herren war häufig gepriesen worden, und Seneca war in dieser, wie in anderen Beziehungen der Anwalt der Unterdrückten gewesen. Dennoch kann kein Zweifel sein, dass diese Verachtung allgemein, und dass sie in der heidnischen Welt bis zu einem hohen Grade auch gerecht war. Jede Zeit hat ihr eigenes Sittenideal, dem alle Tugendhaften nachstreben. Ebenso hat jeder Lebenskreis eine Richtung, einen bestimmten Typus zu erzeugen, der einer besonderen Klasse von Tugenden besonders förderlich, anderen besonders nachtheilig ist. Die volksthümliche Schätzung und selbst der wahre sittliche Zustand jeder Klasse hängt hauptsächlich von dem Grade ab, in welchem der Charaktertypus, den ihre Stellung naturgemäss entwickelt, mit dem idealen Typus der Zeit zusammentrifft. Erwägt man nun, dass Grossmuth, Selbstvertrauen, Würde, Unabhängigkeit, mit Einem Worte, Erhabenheit des Charakters das römische Ideal der Vollkommenheit bildete, so erscheint es handgreiflich, dass dies vorzüglich der Typus der Freien, und dass der Zustand der Sklaverei seiner Entwickelung im allerhöchsten Grade nachtheilig war. Das Christenthum wies zum ersten Male den servilen Tugenden einen hervorragenden Platz in dem sittlichen Typus an. Demuth, Gehorsam, Sanftmuth, Geduld, Ergebung sind Haupt- oder Grundtugenden in dem christlichen Charakter; sie wurden sämmtlich von den Heiden vernachlässigt oder unterschätzt, sie können in einem servilen Kreise zur Entwickelung und Blüthe gelangen, und zum Klassentypus werden. Es giebt, nach meinem Dafürhalten, kaum irgend einen anderen einzelnen Umstand, der einen so tiefen Einfluss auf die socialen und politischen Verhältnisse einer Religion übt, als der Klassentypus, mit dem sie sich am schnellsten verschmelzen kann, oder die Varietät von Tugenden, denen sie den ersten Platz anweist. Die der dienenden Klasse angemessensten Tugenden fanden im Alterthume nicht die geringste Beachtung und Pflege. Die Bestrebungen der guten Menschen bewegten sich in einer verschiedenen Richtung. Die Tugend des Stoikers, welche unter Missgeschick sich siegreich erhob, erblasste beinahe immer unter Erniedrigung. Unter dem Einflusse des Christenthumes ging zum ersten Male eine grosse sittliche Bewegung durch die dienende Klasse, eine grosse Anzahl von Sklaven nahm den neuen Glauben an, und die Namen Blandina, Potamiaena, Eutyches, Victorinus und Nereus zeigen, wie vollständig sie sich bei den Leiden

und dem Ruhme des Märtyrerthumes betheiligten [1]). Das erste und grossartigste Gebäude byzantinischer Architektur in Italien — die herrliche St. Vitalkirche in Ravenna — wurde von Justinianus dem Andenken eines Sklaven geweihet, der den Märtyrertod erduldet hatte.

Während das Christenthum auf diese Weise die Verachtung brach, mit welcher der Herr seine Sklaven angesehen hatte, und in diese ein Princip sittlicher Neubelebung verpflanzte, das in keinem anderen Kreise mit gleicher Vollkommenheit sich entfaltete, dauerte seine Thätigkeit, die Freiheit der Sklaven zu bewirken, ununterbrochen fort. Das Gesetz Konstantin's, welches die Manumission unter die Oberaufsicht des Klerus stellte [2]), und die vielen Gesetze, welche sie besonders bei Denen erleichterten, die in die Klöster oder in den Priesterstand zu treten wünschten, versinnbildlichten den religiösen Charakter, welchen die Handlung angenommen hatte. Sie wurde an Kirchenfesten, besonders zu Ostern vollzogen, und obgleich sie nicht für eine Sache der Pflicht oder Nothwendigkeit erklärt wurde, war sie doch immer als eine der willkommensten Gelegenheiten zur Sühne vergangener Sünden angesehen worden. Die heilige Melania soll 8,000, der heilige Ovidius, ein reicher Märtyrer Galliens, 5,000, Chromatius, ein römischer Präfect unter Diocletianus, 1,700, Hermes, ein Präfect unter der Herrschaft Trajan's, 1,250 Sklaven freigelassen haben [3]). Papst Gregorius und viele Kleriker in Hippo, die unter der Herrschaft des heiligen Augustinus standen, sowie eine grosse Anzahl Privatpersonen befreiten ihre Sklaven aus Antrieb der Frömmigkeit [4]). Es wurde Sitte, dies an nationalen oder privaten Busstagen, bei Genesung von schwerer Krankheit, bei der Geburt eines Kindes, in der Todesstunde, und vor Allem in testamentlichen Vermächtnissen zu thun [5]). Zahlreiche, noch vorhandene Urkunden und Grabschriften aus dem ganzen Mittelalter erwähnen, dass der Erblasser oder Verstorbene „zu seinem Seelenheile" den Sklaven die Freiheit

[1]) Siehe hierüber eine höchst vortreffliche Abhandlung in Le Blant, *Inscriptions chrétiennes de la Gaule, tome II., pp. 284—299;* Gibbon's *Decline and Fall, ch. XXXVIII.*

[2]) *Cod. Theod., lib. IV., tit. 7.*

[3]) Champagny, *Charité chrétienne, p. 210.* Diese Zahlen sind ohne Zweifel übertrieben; siehe Wallon, *Hist. de l'Esclavage, tome III., p. 38.*

[4]) Siehe Schmidt, *La Société civile dans le Monde romain, pp. 246—248.*

[5]) Muratori hat der mittelalterlichen Sklaverei zwei werthvolle Abhandlungen gewidmet (*Antich. Ital., XIV., XV.)*.

geschenkt habe. Im dreizehnten Jahrhundert, als es in Frankreich keine Sklaven zu emancipiren gab, liess man in vielen Kirchen an den hohen Festtagen Tauben aus den Käfigen fliegen, zum Andenken an die alte Liebesthat, und damit die Gefangenen noch immer im Namen Christi befreit werden möchten[1]).

Die Sklaverei dauerte indessen ungefähr 800 Jahre nach Constantin in Europa fort, und obgleich während des Zeitraumes, von welchem dieser Band handelt, ihr Charakter gemildert wurde, war doch die Zahl der Menschen, welche ihr anheimgefallen waren, vielleicht grösser als im heidnischen Kaiserreiche. Im Westen veranlassten die Eroberungen der Barbaren eine Umgestaltung der Arbeiterverhältnisse in zwei Richtungen. Das Aufhören der massenhaften Einbringung barbarischer Sklaven, die Verarmung der angesehenen Familien, welche sich mit einem grossen Sklavengefolge umgeben hatten, der allgemeine Verfall des städtischen Lebens, und die auf persönlicher Unabhängigkeit begründete Lebensweise der Barbaren, beschränkten die alte Form der Sklaverei, während die Noth und der schwankende Zustand der freien Bauern diese veranlasste, in grossen Massen ihre Freiheit gegen Schutz an den benachbarten Herrn zu verkaufen[2]). Im Osten verminderte die durch übermässige Besteuerung herbeigeführte Vernichtung des grossen Reichthumes die Zahl der überflüssigen Sklaven, und sowohl das Rentensystem des byzantinischen Kaiserthumes, wonach die Ackerbausklaven nach ihren Beschäftigungen abgeschätzt wurden[3]), als auch der Wunsch der Kaiser, den Ackerbau zu ermuthigen, veranlasste die Gesetzgeber, die Sklaven dauernd an den Boden zu fesseln. Im Verlaufe der Zeit gerieth beinahe die gesammte freie Bauernschaft und die grössere Zahl der alten Sklaven in eine mildere oder beschränktere Form des Sklaventhumes, die Leibeigenschaft, welche die Grundlage des grossen Gebäudes des Lehnswesens bildete. Gegen Ende des achten Jahrhunderts war der Verkauf der Sklaven ausserhalb

[1]) Ozanam's *Hist. of Civilisation in the Fifth Century* (Engl. trans.), *vol. II., p. 43.* Am Ende des zehnten Jahrhunderts war der heilige Adelbert, Erzbischof von Prag, wegen seines Widerstandes gegen den Sklavenhandel besonders berühmt. In Schweden wurde die Sklaverei im dreizehnten Jahrhundert ausdrücklich aus christlichen Principien abgeschafft. (Moehler, *Le Christianisme et l'Esclavage*, *pp. 194—196;* Ryan's *History of the Effects of Religion upon Mankind*, *pp. 142—143.*)

[2]) Vergleiche Silvianus, *De Gubernatione Dei, lib. V.*, und Guizot, *Hist. de la Civilisation en France, ch. VII., VIII.*

[3]) Siehe Finlay's *Hist. of Greece, vol. I., p. 241.*

ihrer heimathlichen Provinzen in den meisten Ländern verboten[1]). Die Entstehung der freien Städte Italiens, die Freilassung der in das Heer eingetretenen Sklaven und die wirthschaftlichen Veränderungen, welche die freie Arbeit nutzenbringender, als die Sklavenarbeit machten, bewirkten in Gemeinschaft mit religiösen Motiven die schliessliche Freiheit der Arbeit. Nur die Geistlichen gehörten, da sie sich wohl nicht berechtigt glaubten, corporatives Eigenthum, an dem sie nur ein lebenslängliches Interesse hatten, zu veräussern, zu den Letzten, welche den frommen Rathschlägen folgten, die sie so bereitwillig den Laien ertheilten[2]). Doch im zwölften Jahrhundert waren Sklaven in Europa sehr selten; im vierzehnten Jahrhundert war die Sklaverei beinahe unbekannt[3]).

Eng verbunden mit dem Einflusse der Kirche auf die Zerstörung der erblichen Sklaverei war ihr Einfluss auf die Befreiung der Gefangenen aus der Knechtschaft, wobei sie ihren mildthätigen Charakter aufs herrlichste entfaltete. Während der langen und traurigen Heimsuchungen durch die Einfälle der Barbaren, als der ganze Bau der Gesellschaft aus den Fugen gehoben war, als ungeheure Landstrecken und mächtige Städte in einigen Monaten entvölkert wurden, und als die Blüthe der Jugend Italiens durch das Schwert vernichtet, oder in die Gefangenschaft fortgeschleppt wurde, liessen die Bischöfe es niemals an Anstrengungen fehlen, die Leiden der Gefangenen zu mildern. Ohne auf das Geschrei der Arianer zu achten, verkaufte Ambrosius die kostbaren Kirchenornamente Mailands, um einige, in die Hände der Gothen gefallene Gefangene zu befreien, und dieses Verfahren — welches nachmals von Gregorius dem Grossen formell gebilligt wurde — kam schnell in allgemeinen Gebrauch. Als die römische Armee siebentausend Perser zu Gefangenen machte, aber sie nicht ernähren wollte, liess sich Acacius, Bischof von Amida, durch die bittere Feindseligkeit der Perser gegen das Christenthum nicht abhalten,

[1]) Moehler, *p. 181.*

[2]) Non v'era anticamente signor secolare, vescovo, abbate, capitolo di canonici e monastero che non avesse al suo servigio molti servi. Molto frequentemente solevano i secolari manometterli. Non cosi le chiese, e i monasteri, non per altra ragione, a mio credere, se non perchè la manumissione è una spezie di alienazione, ed era dai canoni proibito l'alienare i beni delle chiese." Muratori, *Dissert. XV.* Einige Concilien haben jedoch den Bischöfen das Recht zugesprochen, die Kirchensklaven emancipiren zu dürfen. Moehler, *Le Christianisme et l'Esclavage, p. 187.*

[3]) Muratori; Hallam's *Middle Ages., ch. II., part II.*

die reichen Kirchengeräthe seines Sprengels zu verkaufen, die ungläubigen Gefangenen einzulösen und unbewaffnet ihrem Könige zurückzuschicken. Während des Schreckens des Vandaleneinfalles that Deogratias, Bischof von Karthago, einen ähnlichen Schritt, um die römischen Gefangenen loszukaufen. Augustinus, Gregorius der Grosse, Cäsarius von Arles, Exuperius von Toulouse, der heilige Hilarius, der heilige Remi veräusserten sämmtlich ihre Kirchengefässe, um Gefangene zu befreien. Cyprian schickte zu diesem Zwecke eine grosse Summe an den Bischof von Nikomedien. Der heilige Epiphanius und der heilige Avitus sollen in Gemeinschaft mit einer reichen Gallierin Syagria Tausende losgekauft haben. Der heilige Eloi verwendete zu diesem Zwecke sein ganzes Vermögen. Der heilige Paulinus von Nola entfaltete eine ähnliche Grossmuth, und die Legenden versichern sogar, obgleich fälschlich, dass er, gleich dem heiligen Peter Teleonarius und dem heiligen Serapion, nach Erschöpfung aller Hilfsquellen der Mildthätigkeit, als letzte Gabe sich selbst in die Sklaverei verkauft habe. Als viel später die Eroberungen der Muhammedaner in einem gewissen Grade die Trübsale der Barbareneinfälle erneuerten, entfaltete sich dieselbe unermüdliche Barmherzigkeit. Der von Johannes von Matha im zwölften Jahrhundert gestiftete geistliche Orden der Trinitarier widmete sich der Loskaufung gefangener Christensklaven, und Peter Nolasco gründete im nächsten Jahrhundert eine andere Gesellschaft zu gleichem Zwecke[1]).

Der Unterschied zwischen der heidnischen und der christlichen Gesellschaft rücksichtlich der Stiftung von Wohlthätigkeitsanstalten ist sehr gross, es liegen ihm aber meistentheils andere Ursachen als religiöse Meinungen zu Grunde. Die Barmherzigkeit findet nur da einen weiten Spielraum zur Thätigkeit, wo eine grosse Klasse abhängiger und verarmter Menschen besteht. In den alten Gesellschaften nahm die Sklaverei ungefähr die Stelle des Pauperismus ein, und verengte dadurch den Kreis der Wohlthätigkeit, dass sie den Lebensunterhalt eines sehr grossen Theiles der Armen sicher stellte. Und was die Sklaverei für die eigentlichen Armen, das that das Clientenwesen in Rom für den etwas höheren Stand. Der Bestand dieser zwei Institute zeigt zur Genüge, wie ungerecht

[1]) Siehe hierüber Ryan, *pp. 151—152*; Cibario, *Economica politica del Medio Evo, lib. III., cap. 11.*, und besonders Le Blant, *Inscriptions chrétiennes de la Gaule, tome II., pp. 284—299.*

es ist, die heidnische und die christliche Gesellschaft nach einem blossen Vergleiche ihrer Wohlthätigkeitsanstalten zu beurtheilen, wobei man noch erwägen muss, dass bei den Alten die Armenunterstützung eine der wichtigsten Amtshandlungen des Staates war. Um uns nicht bei den vielen Massregeln aufzuhalten, die in dieser Beziehung im alten Griechenland getroffen wurden, so tritt uns bei Betrachtung des Zustandes der römischen Armen sofort die Thatsache entgegen, dass die überwiegende Mehrzahl derselben mehrere Jahrhunderte lang durch unentgeltliche Getreidevertheilungen unterstützt wurde. Schon seit alter Zeit versorgte der Staat die Bewohner Roms mit dem nöthigen Getreide, indem er dasselbe aus den öffentlichen Magazinen zu mässigen Preisen verkaufen liess. Getreidespenden, das heisst Verkauf des Getreides unter dem Preise und ganz freie Lieferungen, beginnen erst mit Cajus Gracchus, dessen Lex frumentaria 163 (123 v. Chr.) jedem Hausvater monatlich fünf Scheffel (Modius) Weizen gegen die geringe Bezahlung von $6\,^1/_3$ As für den Modius bewilligte, so dass die Staatskasse dabei etwa 50 pro Cent Einbusse hatte. L. Appulejus Saturninus versuchte den Preis des Modius sogar auf $^5/_6$ As herabzusetzen, ebenso Livius Drusus, aber bald wurde der Preis durch M. Octavius wieder erhöht, und Sulla scheint diese Spenden ganz abgeschafft zu haben. Doch schon 682 (72 v. Chr.) wurde die Lex Sempronia durch die Lex Cassia Terentia wieder hergestellt, und der berüchtigte Clodius Pulcher hob die Bezahlung des Getreides gänzlich auf. Die Zahl der Getreideempfänger stieg bis 320,000, welche Cäsar auf 150,000 reducirte, sowie er überhaupt mehrere treffliche Einrichtungen in dieser Rücksicht machte. Diese geriethen aber bald in Vergessenheit, und unter Augustus fanden sich wieder 200,000, 250,000 und sogar 320,000 Getreideempfänger. Der Kaiser wünschte die Vertheilung auf drei oder vier Mal das Jahr zu beschränken, fügte sich jedoch schliesslich dem Volkswillen und fuhr damit monatlich fort. Die Austheilungen geschahen durch eine grosse Zahl dazu angestellter Beamten, die unter scharfer gesetzlicher Beaufsichtigung standen, und es wurde die Hauptaufgabe der Provinzialgouverneure der Hauptstadt, einen regelmässigen und reichlichen Getreidevorrath zu sichern. Unter den Antoninen hatte sich die Zahl der Empfänger beträchtlich gesteigert, sie soll bisweilen über 500,000 betragen haben. Septimus Severus fügte zum Getreide noch eine Ration Oel hinzu. Aurelianus liess statt der monatlichen Spende ungemahlenen Getreides täglich Brod mit etwas Schweinefleisch

vertheilen. Nachgerade wurden unentgeltliche Spenden in Konstantinopel, Alexandrien und Antiochien vertheilt, und waren auch wohl in kleineren Städten nicht ganz und gar unbekannt[1]).

Wir haben bereits gesehen, dass diese unentgeltlichen Spenden nächst der Sklaverei und den Gladiatorenspielen zu den hauptsächlichsten entsittlichenden Einflüssen des Kaiserreiches gehörten. So verderblich auch die unbesonnenste Wohlthätigkeit für die Klassen ist, denen sie helfen will, hat sie doch gewöhnlich einen wohlthätigen und mildernden Einfluss auf den Spender, und durch ihn auf die Gesellschaft im Grossen. Aber da die römische Getreidevertheilung bloss ein politischer Kunstgriff war, hatte sie keinen solchen Einfluss auf das Volk, und war, weil sie ohne Rücksicht auf das Unvermögen oder den Charakter des Empfängers geschah, eine unmittelbare und durchgreifende Ermuthigung zum Müssiggange. Versorgt mit den nothwendigen Lebensmitteln und mit einer reichen Fülle von Vergnügungen, entzogen sich die römischen Armen rasch der redlichen Arbeit, aller Handel in der Hauptstadt stockte, jede Unterbrechung in der Getreidevertheilung hatte furchtbare Leiden zur Folge, die freie Landvertheilung genügte oft nicht, die Bürger auf biedere Arbeit hinzulenken, und der Vermehrung der Geburten, durch welche die Staatshülfe unzulänglich wurde, thaten Abtreibung, Aussetzung und Kindermord Einhalt.

Bedenkt man nun, dass die Bevölkerung Roms wohl niemals über ein und eine halbe Million betrug, dass ein grosser Theil der Dürftigen als Sklaven versorgt waren, und dass über 200,000 Freie gewöhnlich mit dem nothwendigsten Lebensbedarf unterstützt wurden, so kann man, meine ich, die heidnische Gesellschaft der Hauptstadt keiner Engherzigkeit und Sparsamkeit in der Armenunterstützung beschuldigen, zumal ausser der Getreidevertheilung noch andere Massregeln in dieser Beziehung getroffen waren. Salz, das während der Republik ein Monopol des Staates war, wurde den Armen zu einem geringen, kaum mehr als nominellen Preise abgegeben, und manchmal in grosser Quantität geschenkt[2]). Die unentgelt-

[1]) Die Geschichte dieser Vertheilungen ist mit vieler Gelehrsamkeit von Naudet in seinem *Mémoire sur les Secours publics dans l'Antiquité* (Mém. de l'Académie des Inscrip. et Belles-Lettres, tome XIII.) behandelt, dem ich auch gefolgt bin. Siehe auch Monnier, *Hist. de l'Assistance publique*; B. Dumas, *Des Secours publics chez les Anciens*, und Schmidt, *Essai sur la Société civile dans le Monde romain et sur sa Transformation par le Christianisme.*

[2]) Livius, *II., 9;* Plinius, *Hist. Nat., XXXI., 41.*

liche Landvertheilung erhielt durch die von Julius Cäsar[1]), Nerva[2]) und Septimus Severus[3]) eingeführte Umgestaltung der Ackergesetze einen weiteren Umfang. Julius Cäsar, Augustus und Andere hinterliessen dem Volke grosse Vermächtnisse, und hin und wieder wurden ihm bei Gelegenheit grosser Freudenfeste beträchtliche Geschenke gemacht. Eine grosse Zahl öffentlicher Badeanstalten wurde eingerichtet und den Armen gegen ein Geringfügiges zugänglich gemacht. Vespasianus begründete und die Antonine erweiterten ein System der Volkserziehung, und die bereits erwähnte Anregung zur Unterstützung der Kinder armer Eltern erlangte einen sehr beträchtlichen Umfang. Die erste Spur hiervon findet man in Rom unter Augustus, der Geld und Getreide zur Unterstützung der Kinder hergab, welche bei den öffentlichen Vertheilungen früher nicht bedacht worden waren[4]). Dies scheint indessen eine Handlung vereinzelter Mildthätigkeit gewesen zu sein, und die Ehre, den ersten Grund zu einer systematischen Anstrengung in dieser Richtung gelegt zu haben, gebührt Nerva, der nicht bloss in Rom, sondern in allen Städten Italiens die Unterstützung der armen Kinder anordnete[5]). Trajanus erweiterte das System bedeutend. Unter seiner Herrschaft wurden 5,000 arme Kinder in Rom allein von der Regierung unterstützt[6]), und ähnliche Massregeln, deren Umfang wir zwar nicht kennen, wurden in anderen italienischen und sogar afrikanischen Städten getroffen. In der kleinen Stadt Velleia bestand eine von Trajanus begründete Wohlthätigkeitsanstalt zum theilweisen Unterhalte von 270 Kindern[7]). Die Privatwohlthätigkeit, deren Geschichte wir zwar nicht verfolgen können, nahm dieselbe Richtung, wie dies mehrere noch vorhandene Inschriften zur Genüge beweisen. Ausserdem, dass der jüngere Plinius die Schulen eifrig beförderte, widmete er ein kleines Grundstück der Unterstützung

[1]) Dio Cassius, *XXXVIII., 1—7.*

[2]) Xiphilin, *LXVII., 2;* Plinius, *Epist. VII., 31.*

[3]) Spartian, *Sept. Severus.*

[4]) Sueton, *August. 41.*; Dio Cassius, *LI., 21.*

[5]) Afflictos civitatis relevavit; puellas puerosque natos parentibus egestosis sumptu publico per Italiae oppida ali jussit." Sext. Aurelius Victor, *Epitome,* „Nerva." Obgleich kein anderer Schriftsteller dieser Massregel Nerva's erwähnt, wird sie doch durch das Zeugniss von Medaillen bestätigt. (Naudet, *p. 75.*)

[6]) Plinius, *Panegyr., XXVI., XXVIII.*

[7]) Wir wissen von diesen Anstalten durch eine noch vorhandene bronzene Tafel. Siehe Schmidt, *Essai historique sur la Société romaine, p. 428.*

der armen Kinder seiner Geburtsstadt Como[1]. Der Name der Cälia Macrina ist als Stifterin einer Anstalt für 100 Kinder in Terracina erhalten[2]. Hadrianus vergrösserte die für diese Anstalten bestimmten Getreidespenden und zeichnete sich auch durch seine Freigebigkeit gegen arme Frauen aus[3]. Antoninus lieh den Armen Geld zu vier pro Cent, was weit unter dem gewöhnlichen Zinsfuss war[4], und er sowohl, als auch Marcus Aurelius stifteten zum Andenken an ihre Frauen Anstalten zur Unterstützung bedürftiger Mädchen[5]. In gleicher Weise widmete Alexander Severus dem Andenken seiner Mutter eine Anstalt zur Kinderpflege[6]. Oeffentliche Krankenhäuser waren vor dem Christenthume wahrscheinlich unbekannt; es sind aber Spuren von Vertheilung von Arzneien an arme Kranke vorhanden[7], es gab Privatkrankenhäuser für Sklaven und wie man glaubt, auch Militärlazarethe[8]. Provinzialstädte erhielten in Zeiten grosser Noth Staatshülfe, und es gab auch Privatvermächtnisse für diese Fälle[9].

Diese mannichfachen Massregeln sind keineswegs unbedeutend, und es lässt sich nicht ohne Grund behaupten, dass viele ähnliche Vorkehrungen getroffen waren, deren Andenken verloren gegangen ist. Die Geschichte der Wohlthätigkeit bietet so wenige hervorspringende Züge, so wenig, was die Einbildung beschäftigen oder die Aufmerksamkeit fesseln kann, dass sie gewöhnlich von den Geschichtschreibern ganz und gar vernachlässigt wird; und es ist leicht zu begreifen, welche unangemessene Begriffe von unseren bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten man sich aus den zufälligen Andeutungen in Schauspielen oder Gedichten, in politischen Geschichten oder Hofmemoiren bilden könnte. Es kann jedoch keine Frage sein, dass die Wohlthätigkeit des Alterthumes weder in der Praxis, noch in der Theorie, weder in den gegründeten Anstalten, noch in der ihr in der Scala der Pflichten

1) Plinius, *Epist.*, *I.*, *8; IV.; 13.*

2) Schmidt, *p. 428.*

3) Spartianus, *Hadrianus.*

4) Capitolinus, *Antoninus.*

5) Capitolinus, *Anton.*, *Marc. Aurel.*

6) Lampridius, *A. Severus.*

7) S. Friedländer, *Hist. des moeurs romaines VII.*, *p. 157.*

8) Seneca, *De Ira*, *lib. I.*, *cap. 16.* Die Meinung, dass die Römer öffentliche Krankenhäuser hatten, wird in einem sehr gelehrten und schätzbaren, aber wenig bekannten Buche, *Collections relative to the Systematic Relief of the Poor* (London, 1815) vertheidigt.

9) Siehe Tacitus, *Annal. XII.*, *58*; Plinius, *V.*, *7; X.*, *79.*

angewiesenen Stelle, einen Rang einnahm, der sich überhaupt mit dem vergleichen liesse, den sie durch das Christenthum erlangt hat. Beinahe alle Unterstützung war eine Staatsmassregel, mehr von der Politik als von Wohlwollen dictirt, und die Gewohnheit, junge Kinder zu verkaufen, die unzähligen Aussetzungen, die Bereitwilligkeit der Armen, sich als Gladiatoren anwerben zu lassen, und die häufigen Nothstände zeigen, wie gross der Umfang des nichtunterstützten Elends war. Aus der heidnischen Zeit sind uns allerdings einige wenige Beispiele der Wohlthätigkeit bekannt. Bei den Griechen pflegte Epaminondas Gefangene loszukaufen und Mitgaben für arme Mädchen zu sammeln[1]; Cimon die Hungrigen zu speisen, und die Nackten zu bekleiden[2]; Bias die gefangenen Mädchen Messinas loszukaufen, zu emancipiren, und mit Mitgiften zu versorgen[3]. Tacitus hat mit Begeisterung geschildert, wie nach einer Katastrophe in der Nähe von Rom die Reichen ihre Häuser öffneten, und nach Massgabe ihres Vermögens die Leidenden unterstützten[4]. In Griechenland sowohl, als auch in Rom bestanden unter den Armen gegenseitige Versicherungsgesellschaften zur Versorgung ihrer kranken und schwachen Mitglieder[5]. Die sehr häufige Erwähnung der Bettelei in den römischen Schriften beweist, dass Bettler und Almosenspender zahlreich waren. Auch die Pflicht der Gastfreundschaft wurde nachdrücklich eingeschärft, und stand unter dem besonderen Schutze der höchsten Gottheit. Aber die emsige, gewohnheitsmässige und ins Einzelne gehende Wohlthätigkeit von Privatleuten, welche ein so hervorragender Zug in allen christlichen Gesellschaften ist, war im Alterthume kaum bekannt, und es giebt nicht mehr als zwei oder drei Moralisten, die überhaupt davon Notiz genommen haben. Von diesen gebührt Cicero, der zwei sehr sinnreiche aber etwas kühle Kapitel dem Gegenstande widmete, der erste Rang. Nichts, sagte er, ist der Natur des Menschen angemessener, als Mildthätigkeit und Grossmuth, aber ihre Ausübung erheischt viele Vorsicht. Wir müssen Sorge tragen, dass unsere Wohlthat ein wirklicher Segen für den Menschen werde, den wir unterstützen, dass sie nicht über unsere eigenen Mittel hinausgehe, dass sie nicht, wie es bei Sulla und Cäsar der Fall war, aus der Beraubung

1) Cornelius Nepos, *Epaminondas*, *cap. 3*.

2) Plutarch, *Cimon*.

3) Diog. Laërt., *Bias*.

4) Tacitus, *Annal. IV.*, *63*.

5) Siehe Plinius, *Epist.*, *X.*, *94* und die Bemerkungen Naudet's, *pp. 38—39*.

Anderer hervorgehe, dass sie aus dem Herzen und nicht aus Prahlsucht entspringe, und dass sowohl auf den Charakter als auch auf die Bedürfnisse des Empfängers genaue Rücksicht genommen werde[1]).

Das Christenthum machte zum ersten Male die Wohlthätigkeit zu einer fundamentalen Tugend, indem es ihr einen ersten Platz in dem sittlichen Typus und in den Ermahnungen seiner Lehrer anwies. Ausser durch seinen allgemeinen Einfluss auf Erregung der sympathischen Gefühle bewirkte es dadurch auf diesem Gebiete eine vollständige Umwälzung, dass es die Armen als die besonderen Repräsentanten Christi darstellte, und auf diese Weise mehr die Liebe zu Christo als die Liebe zum Menschen zum Princip der Wohlthätigkeit machte. Selbst in den Zeiten der Verfolgung wurden bei den Sonntagszusammenkünften Sammlungen zur Unterstützung der Armen veranstaltet, die Liebesmahle wurden hauptsächlich für sie veranstaltet und die durch die Fasten erzielten Ersparnisse zu ihrem Besten verwendet. Bald verzweigte sich unter Aufsicht und Leitung der Bischöfe und Decane eine grosse Organisation der Wohlthätigkeit über die Christenheit und wurde das Band der Vereinigung, indem die entferntesten Abtheilungen der Kirche durch den Austausch der Liebesgaben mit einander in Verbindung standen. Lange vor der Zeit Constantin's waren die Wohlthätigkeitsanstalten der Christen so umfangreich, man könnte vielleicht sagen, so übertrieben, dass sie sehr viele Betrüger zur Kirche zogen[2]); und als der Sieg des Christenthumes vollendet war, entfaltete sich die Begeisterung für die Wohlthätigkeit in der Errichtung zahlreicher Anstalten, die der heidnischen Welt ganz und gar unbekannt waren.

Eine Römerin, Namens Fabiola, gründete im vierten Jahrhundert zu Rom, als eine That der Busse, das erste öffentliche Krankenhaus, eine Wohlthat, die bald allgemeine Nacheiferung fand. Herbergen für Wanderer (Xenodochia) entstanden rasch, besonders die Pilgerstrassen entlang. Pammachus gründete eine in Ostia, Paula und Melania andere in Jerusalem. Das Concil von Nicäa verordnete, dass eine in jeder Stadt errichtet werden sollte. Zur Zeit des Chrysostomos unterstützte die Kirche von Antiochien ausser Fremden und Kranken 3,000 Wittwen und Jungfrauen. Vermächtnisse für

[1]) *De Officiis*, *I.*, *14—15.*

[2]) Lucian beschreibt dies in seiner berühmten Schilderung des Peregrinus, und Julianus beschuldigt viel später die Christen, durch ihre Wohlthätigkeit die Menschen zur Kirche zu verlocken.

die Armen wurden allgemein, und es geschah nicht selten, dass Männer und Frauen, die ein Leben besonderer Heiligkeit zu führen wünschten, und besonders Priester, die Bischöfe wurden, als erste That ihr gesammtes Vermögen Wohlthätigkeitsanstalten überwiesen. Sogar die ersten morgenländischen Mönche, welche den thätigen socialen Tugenden zum grössten Theile sehr fern standen, lieferten viele edle Beispiele der Wohlthätigkeit. Der Syrer Ephrem wurde in einer Hungersnoth, die kurze Zeit vor seinem Tode das arme Volk von Edessa zur Verzweiflung trieb, der Schutzengel der Bedrängten, indem er zu Edessa ein Hospital gründete und beaufsichtigte. Ein Mönch Thalasius sammelte blinde Bettler in einem Asyl an den Ufern des Euphrat. Ein Kaufmann Apollonius gründete auf dem Berge Nitria eine Anstalt, wo die Mönche Arznei und ärztlichen Beistand den Armen unentgeltlich gewährten. Oft unterstützten die Mönche durch ihre Arbeiten Provinzen, die von der Pest oder Hungersnoth litten. Die ersten Spuren eines reinen Socialismus treten deutlich in der nachdrücklichen Sprache hervor, mit welcher einige Kirchenväter die Wohlthätigkeit nicht für eine Sache der Barmherzigkeit, sondern der Gerechtigkeit erklärten, indem sie behaupteten, dass alles Eigenthum auf Usurpation gegründet sei, dass die Erde von Rechts wegen allen Menschen gleich gehöre, und dass Niemand einen grossen Ueberfluss ihrer Güter, ausser als Verwalter für Andere, beanspruchen kann. Man behauptete, ein Christ müsse mindestens ein Zehntel seines Verdienstes den Armen widmen[1]).

Die auf solche Weise in der Kirche zu Tage getretene Begeisterung für die Wohlthätigkeit zog rasch die Aufmerksamkeit der Heiden auf sich. Der Spott Lucian's und die vergeblichen Anstrengungen Julian's, innerhalb der Grenzen des Heidenthumes ein Rivalsystem der Wohlthätigkeit hervorzurufen[2]), bezeugen nachdrücklich ihr Uebergewicht und ihre Allgemeinheit. Während die Heiden zur Zeit der Seuchen, die 326 Karthago und unter den

[1]) Siehe über diesen Gegenstand Chastel, *Étude historique sur la Charité* (Paris 1853); Martin Doisy, *Hist. de la Charité pendant les quatre premiers Siècles* (Paris 1848); Tollemer, *Origines de la Charité catholique* (Paris 1863); Ryan, *History of the Effects of Religion upon Mankind* (Dublin 1820) und die Werke Bingham's und Cave's. Auch den Schriften von Milman, Neander und Migne *(Encyclopédie)* verdanke ich viel hierher Gehöriges.

[2]) Siehe den berühmten Brief Julian's an Arsacius, worin er erklärt, es sei schmachvoll, dass die Galiläer nicht bloss ihre eigenen, sondern auch die heidnischen Armen unterstützten. Sozomenus, *Hist. eccles.*, *V.*, *16* und die Commentare dazu.

Regierungen des Gallienus und Maximinianus Alexandrien verwüsteten, aus Furcht vor Ansteckung die Flucht ergriffen, erzwangen sich die Christen die Bewunderung ihrer Landsleute durch den Muth, mit welchem sie sich um ihre Bischöfe sammelten, die letzten Stunden der Leidenden trösteten und die verlassenen Todten begruben [1]). Bei der raschen Zunahme der Verarmung in Folge der Freilassung zahlreicher Sklaven fand ihre Mildthätigkeit einen grossen Spielraum zur Thätigkeit, und ihre Leistungen steigerten sich bei den Schrecken der Barbareneinfälle bald aufs höchste. Die Eroberung Afrikas durch Genserich beraubte Italien der Getreidezufuhren, von welchen es beinahe vollständig abhing, hemmte die unentgeltlichen Vertheilungen, durch welche die römischen Armen hauptsächlich erhalten wurden, und erzeugte die schrecklichsten Nothstände [2]). Die Geschichte Italiens wurde eine Kette von Unfällen, die mit furchtbarem Gewichte auf die Bevölkerung drückten. Aber inmitten dieses Chaos der Auflösung sehen wir überall die hehre Gestalt des christlichen Priesters zwischen den feindlichen Parteien vermitteln, und alle Kraft zur Erleichterung der ihn umgebenden Missgeschicke anspannen. Als nach dem Tode Stilicho's Alarich nach Italien zurückkehrte und Rom im Jahre 410 eroberte, unterlag die ewige Stadt der Plünderung der Gothen, die christlichen Heiligthümer blieben jedoch verschont. Als der wildere Weltstürmer Attila Rom sich zur Beute ersehen hatte, vermochten nicht Waffen, sondern eine Gesandtschaft, an deren Spitze Papst Leo I. stand, ihn zum Rückzuge zu bewegen, und desselben Papstes furchtloser Geist, sein Ansehen und seine Beredsamkeit milderten zwei Jahre später abermals die Wildheit eines barbarischen Eroberers: der Vandalenkönig Genserich versprach, die wehrlose Bevölkerung Roms zu schonen, die Gebäude vor Feuer zu bewahren und den Gefangenen die Folter zu erlassen. Des Archidiakonus Pelagius Vermittelung hatte einen ähnlichen Erfolg, als Rom von

[1]) Das Benehmen der Christen bei dem ersten dieser Vorfälle ist von Pontius, *Vit. Cypriani, IX., 19.* beschrieben. Cyprian organisirte ihre Anstrengungen. Ueber die Hungersnoth und die Pest in Alexandrien siehe Eusebius, *Hist. Eccl. VII., 22.; IX., 8.*

[2]) Die Wirkungen dieser Eroberung sind von Sismondi, *Hist. de la Chute de l'Empire romain, tome I., pp. 258—260* sehr gut geschildert. Theodorich machte später einige Anstrengungen, die Getreidevertheilung wieder herzustellen, aber sie erlangte niemals ihren früheren Umfang. Ueber die damalige Hungersnoth und Entvölkerung Italiens siehe Gibbon, *Decline and Fall, ch. XXXVI.;* Chateaubriand, *VIme Disc., 2. partie.*

dem Ostgothenkönig Totila erobert worden war. In Gallien soll Troyes durch den Einfluss des heiligen Lupus, und Orleans durch den Einfluss des heiligen Agnan vor der Zerstörung gerettet worden sein. In Britannien wurde ein Einbruch der Picten durch St. Germain d'Auxerrois abgewendet. Die Beziehungen der Herrscher zu ihren Unterthanen und der Gerichtsbehörden zu den Armen wurden durch dieselbe Vermittlung gemildert. Im Jahre 387 war in Antiochien, in Folge der Zumuthung unerschwinglicher Steuern, ein Aufstand ausgebrochen, nach dessen Beseitigung die ganze Stadt in bangen Sorgen schwebte, weil man nicht ohne Grund die Rache des Kaisers Theodosius erwartete. Die Bürgerschaft eilte zu dem Bischof Flavianus und bat ihn um seine Verwendung. Der Greis begab sich, obwohl krank, nach Konstantinopel, und erlangte vom Kaiser unbeschränkte und allgemeine Verzeihung. Der Erzbischof Ambrosius legte dem Kaiser Theodosius wegen des Gemetzels zu Thessalonika eine Kirchenbusse auf. Synesius excommunicirte den Statthalter von Libyen, Andronicus, wegen seiner Erpressungen, und zwei französische Concilien verhängten im sechsten Jahrhundert dieselbe Strafe über alle Grossen, welche die Armen willkürlich verstiessen. Man fand nöthig, besondere Gesetze zu erlassen gegen die ungestüme Barmherzigkeit einiger Priester und Mönche, welche den Lauf der Gerechtigkeit hemmten und sogar Verbrecher den Händen des Gesetzes entrissen[1]). Ueberhaupt betrachtete man es als eine natürliche Folge der obersten Aufsicht über kirchliche Zucht und Sitte, dass die Bischöfe sich an die Spitze von Allem stellten, was irgend geschehen konnte, um den rauhen Ernst des Lebens und den Druck des Staates zu mildern. Sie besuchten von Zeit zu Zeit die Kerker und wachten über eine menschliche Behandlung der Gefangenen. Wie als Vertreter der allgemeinen Menschenrechte zu Gunsten der Gefangenen, so betrachteten sich die Bischöfe als natürliche Beschützer der Wittwen und Waisen. Sterbende, welche verwaiste Kinder hinterliessen, empfahlen dieselben der Vorsorge des Bischofs. Güter von Wittwen oder Waisen, die durch die Raubsucht der Mächtigen bedroht waren, wurden den Kirchenhäuptern zur Verwahrung übergeben. Im Verlaufe der Zeit nahm die Wohlthätigkeit viele Formen an, und jedes Kloster wurde ein Mittelpunkt, von dem sie ausstrahlte. Die Mönche beschützten die Armen,

[1]) *Cod. Theod. IX. XL. 15—16.* Das erste Gesetz der Art rührt von Theodosius aus dem J. 392, das zweite von Honorius aus dem J. 398 her.

warteten die Kranken, beherbergten die Reisenden, kauften die Gefangenen los und suchten die entferntesten Kreise des Leidens auf. Während der finstersten Zeit des Mittelalters gründeten die Mönche eine Zufluchtsstätte inmitten der Schrecken der Alpengletscher. Einsiedler stellten sich oft mit einem kleinen Boote an brückenlose Flüsse um Reisenden als Fährleute zu dienen[1]. Als die schreckliche Krankheit des Aussatzes sich über Europa verbreitete, und nicht bloss durch ihre Ekelhaftigkeit und Ansteckung, sondern durch den Glauben, sie sei übernatürlichen Charakters, die Gemüther der Menschen mit Schrecken erfüllte[2], entstanden überall neue Krankenhäuser, worin Schaaren von Mönchen den Wärterdienst versahen[3].

Es giebt keine Thatsache, deren sich der Geschichtschreiber rascher und schmerzlicher bewusst wird, als des grossen Unterschiedes zwischen der Wichtigkeit und dem dramatischen Interesse des Gegenstandes, den er behandelt. Kriege oder Menschenniedermetzelungen, die Schrecken des Märtyrerthumes und der Glanz der persönlichen Tapferkeit sind einer solchen strahlenden Färbung empfänglich, dass sie mit nur wenig schriftstellerischer Geschicklichkeit so geschildert werden können, dass ihre Bedeutsamkeit angemessen veranschaulicht wird, und sie wirken daher mächtig auf die Gefühle des Lesers. Aber die weit ausgedehnte und bescheidene Entwickelung der Wohlthätigkeit, welche in der Dorfhütte und in dem einsamen Hospital wirkt, die Thränen der Wittwe stillt und all den Windungen der Schmerzen des Armen folgt, bietet wenige Züge für die Beschäftigung der Einbildung und hinterlässt keinen tiefen Eindruck auf den Geist. Die grössten Dinge sind oft diejenigen, welche man sich am unvollkommensten vergegenwärtigen kann, und wahrlich, keine Thaten der Kirche sind wahrhaft grösser, als die, welche sie auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit vollbracht hat. Zum ersten Male in der

[1] Cibario, *Economica politica del Medio Evo*, *lib. II.*, *cap. III.* Der merkwürdigste dieser Heiligen war St. Julien l'Hospitalier, der aus Busse über den aus Irrthum an seinen Eltern begangenen Mord, Fährmann an einem grossen Flusse wurde, und in einer sehr stürmischen und gefahrvollen Nacht, auf den Ruf eines in Noth schwebenden Reisenden, Christus in sein Boot aufnahm. Seine Geschichte ist auf einem Fenster aus dem dreizehnten Jahrhundert in der Kathedrale zu Rouen gemalt. Siehe Langlois, *Essai historique sur la Peinture sur verre*, *pp. 32—37.*

[2] Der Aussatz wurde für ein Bild der Sünde angesehen, und viele Legenden der Heiligen erzählen, dass man ihn durch die Taufe heilte. Siehe Maury, *Légendes pieuses du Moyen Age*, *pp. 64—65.*

[3] Siehe über diese Krankenhäuser, Cibario, *Econ. polit. del Medio Evo*, *lib. III.*, *cap. II.*

Geschichte der Menschheit hat sie viele Tausende von Männern und Frauen ermuthigt, mit Aufopferung aller weltlichen Interessen, und oft unter Umständen der höchsten Betrübniss oder Gefahr, ihr ganzes Leben einzig und allein der Linderung der menschlichen Leiden zu widmen. Sie hat den Erdkreis mit unzähligen Wohlthätigkeitsanstalten bedeckt, die der gesammten Heidenwelt durchaus unbekannt waren; sie hat in dem Geiste der Menschen den Begriff der höchsten Güte mit dem der thätigen und beständigen allgemeinen Menschenliebe unlöslich vereinigt; sie hat in jedem Sprengel einen Pfarrer angestellt, der nächst seinen anderen Berufspflichten, in der Beaufsichtigung und Pflege der Wohlthätigkeit die wichtigste Aufgabe seines Lebens erkennt.

Es giebt jedoch zwei wichtige Beschränkungen der Bewunderung, mit welcher wir die Geschichte der christlichen Wohlthätigkeit betrachten müssen — die eine bezieht sich auf eine besondere Form des Leidens und die andere ist von allgemeinerer Art. Von den ältesten Zeiten legte man dem Wahnsinn einen übernatürlichen Charakter bei; aber besondere Umstände machten das Benehmen der Kirche gegen Diejenigen, welche entweder zu diesem Unglücke disponirt, oder damit behaftet waren, besonders ungünstig. Die Realität sowohl der Hexerei als auch der Besessenheit von Teufeln war in den biblischen Schriften ausdrücklich anerkannt. Die angenommenen Meinungen über die ewige Höllenqual, über die stets gegenwärtigen Dämonen, und der andauernde Druck auf die Einbildung durch den beständigen Hinblick auf eine unsichtbare Welt, waren im höchsten Grade dazu angethan, den Wahnsinn bei Denen hervorzurufen, die überhaupt dazu disponirt waren, und wo er thatsächlich zum Vorschein kam, die Form und Eigenthümlichkeit der Hallucinationen zu bestimmen[1]). Da nun alle Bilder, welche auf die Phantasie am mächtigsten wirkten, der Theologie entstammten, so nahm der meiste Wahnsinn, Jahrhunderte lang, eine theologische Färbung an, und hatte sein Gebiet hauptsächlich im Leben der

[1]) Calmeil bemerkt: „On a souvent constaté depuis un demi-siècle que la folie est sujette à prendre la teinte des croyances religieuses, des idées philosophiques ou superstitieuses, des préjugés sociaux qui ont cours, qui sont actuellement en vogue parmi les peuples ou les nations; que cette teinte varie dans un même pays suivant le caractère des événements rélatifs à la politique extérieure, le caractère des événements civiles, la nature des productions littéraires, des représentations théatrales, suivant la tournure, la direction, le genre d'élan qu'y prennent l'industrie, les arts et les sciences." *De la Folie, tome I., pp. 122—123.*

Heiligen. Menschen von lebhafter Einbildung und vollständiger Unwissenheit, die getrennt von aller Gesellschaft inmitten der Schrecken einer wüsten Wildniss lebten, sich Kasteiungen auflegten, durch die ihr körperlicher Gesundheitszustand völlig zerrüttet wurde, und fest überzeugt waren, dass unzählige Teufel ihre Zellen beständig umschwebten und ihre Andachten störten, erlagen sehr natürlich bald fortwährenden Hallucinationen, die wahrscheinlich den Kern der Wahrheit in den Legenden ihres Lebens bilden. Aber der Wahnsinn beschränkte sich nicht bloss auf die orthodoxen Formen der himmlischen Visionen oder auf die Erscheinungen und Niederlagen der Teufel, er verleitete den unglücklichen Verrückten sehr oft zu einer Täuschung, welche das rasche Verdammungsurtheil der Kirche auf ihn niederrief. Bisweilen bildete er sich ein, er wäre mit den Gegenständen seiner religiösen Verehrung identisch. So erschien im Jahre 1300 ein schönes englisches Mädchen in Mailand, das sich einbildete, zur Erlösung der Frauen der Fleisch gewordene heilige Geist zu sein, und wurde in Folge dessen hingerichtet[1]). Im Jahre 1359 erklärte ein Spanier, der Bruder des Erzengels Michael und für den Platz im Himmel bestimmt zu sein, den der Satan eingebüsst hätte, und fügte hinzu, dass er gewohnt sei, jeden Tag sowohl in den Himmel empor, als auch in die Hölle hinunter zu steigen, dass das Ende der Welt herbeigekommen und ihm vorbehalten sei, den Zweikampf mit dem Antichrist zu bestehen. Der unglückliche Irrsinnige fiel in die Hände des Erzbischofs von Toledo und wurde lebendig verbrannt[2]). In anderen Fällen nahm die Hallucination die Form einer regellosen Begeisterung an, auf Grund deren Johanna von Arc, und ein anderes Mädchen, das, von ihrem Beispiele angefeuert, offenbar im Zustande eines wirk-

[1]) „Venit de Anglia virgo decora valde, pariterque facunda, dicens, Spiritum Sanctum incarnatum in redemptionem mulierum, et baptisavit mulieres in nomine Patris, Filii et sui. Quae mortua fuit in Mediolanum, ibi et cremata.“ *Annales Dominicanorum Colmariensium* (in Rerum Germanic. Scriptores).

[2]) „Martin Goncalez, du diocèse de Cuenca, disoit qu'il étoit frère de l'archange S. Michel, la première vérité et l'échelle du ciel; que c'étoit pour lui que Dieu réservoit la place que Lucifer avoit perdue; que tous les jours il s'élevoit au plus haut de l'Empirée et descendoit ensuite au plus profond des enfers; qu'à la fin du monde, qui étoit proche, il iroit au devant de l'Antichrist et qu'il le terrasseroit, ayant à sa main la croix de Jésus-Christ et sa couronne d'épines. L'archevêque de Tolède, n'ayant pu convertir ce fanatique obstiné, ni l'empêcher de dogmatiser, l'avoit enfin livré au bras séculier.“ Touron, *Hist. des Hommes illustres de l'ordre de St. Dominique,* Paris 1745 (vie d'Eymericus), *tome II., p. 635.*

lichen Wahnsinns, ihrem Beispiele zu folgen suchte, lebendig verbrannt wurde [1]). Ein berühmter spanischer Arzt und Gelehrter, Namens Torralba, der im sechzehnten Jahrhundert lebte, und sich einbildete, ein Engel sei sein ständiger Begleiter, kam mit öffentlicher Busse und Beichte davon [2]); aber ein Professor der Theologie in Lima, der an demselben Wahnsinn litt und noch einige wilde Vorstellungen von seinen geistigen Würden hatte, war weniger glücklich: er wurde von der Inquisition Peru's verbrannt [3]). Am gewöhnlichsten jedoch erzeugten die theologischen Begriffe von der Hexerei entweder den Wahnsinn oder bestimmten seine Form, und durch den Einfluss der Geistlichkeit der verschiedenen christlichen Sekten wurden viele Tausende von unglücklichen Frauen, die wegen ihres Alters, ihrer Einsamkeit und ihrer Gebrechlichkeit das höchste Mitleid verdienten, dem Hasse der Menschen gewidmet, und nachdem sie mit schrecklicher und ausgesuchter Grausamkeit waren gemartert worden, schliesslich lebendig verbrannt.

Die Existenz einiger Arten natürlichen Wahnsinns wurde zwar allgemein zugegeben, aber die Massregeln zur Linderung der Leiden dieser Unglücklichen waren sehr wenige und sehr schlecht berechnet. Bei den Alten wurden die Kranken in die Tempel gebracht und ihre Melancholie durch angenehme Zerstreuungen und mannichfache Aufreizung der Phantasie zu heilen versucht. Die grossen griechischen Aerzte hatten dieser Krankheit bedeutende Aufmerksamkeit zugewendet, und einige ihrer Verordnungen anticipirten bereits die neueren Entdeckungen, aber kein besonderes Irrenhaus scheint im Alterthume bestanden zu haben [4]). In der ersten Zeit des Einsiedlerthumes, als viele Anachoreten durch ihre Kasteiungen wahnsinnig wurden, soll eine Wartestätte für sie in Jerusalem eröffnet worden sein [5]). Dies scheint jedoch ein vereinzelter Fall gewesen zu sein, der aus den Bedrängnissen einer einzelnen Klasse hervorging, und keine Irrenanstalt bestand im christlichen Europa bis zum funfzehnten Jahrhundert. Die Muhammedaner scheinen in dieser Art Mildthätigkeit die Vorgänger der Christen gewesen zu sein. Benjamin von Tudela, der Bagdad im zwölften Jahrhundert besuchte, beschreibt einen Palast dieser Stadt, der „Haus der Barm-

[1]) Calmeil, *De la Folie, tome I., p. 134.*

[2]) *Ibid. pp. 242—247.*

[3]) *Ibid. p. 247.*

[4]) Siehe Esquirol, *Maladies mentales.*

[5]) Gibbon, *Decline and Fall, ch. XXXVII.*

herzigkeit" hiess, worin alle Irren, die man im Lande fand, verwahrt und mit eisernen Ketten gefesselt waren. Sie wurden alle Monat sorgfältig untersucht, und nach ihrer Genesung freigelassen [1]. Das Asyl von Kairo soll im Jahre 1304 gegründet worden sein [2]. Leo Afrikanus spricht von einer ähnlichen Anstalt in Fez zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Kranken in Ketten lagen [3], und so scheint die Sorge für die Wahnsinnigen eine allgemeine Form der Mildthätigkeit in muhammedanischen Ländern gewesen zu sein. Bei den Christen kommen diese Anstalten zuerst in den Ländern vor, welche mit den Muhammedanern in Berührung kamen, doch lässt sich wohl nicht positiv nachweisen, dass das muhammedanische Beispiel die Veranlassung war. Die Maltheserritter nahmen zwar Irrsinnige in ihre Lazarethe auf, aber bis 1409 bestand keine christliche, ausdrücklich zu ihrer Aufnahme bestimmte Anstalt. Die Ehre, diese Art Wohlthätigkeitsanstalten im Christenthume begründet zu haben, gebührt einem Spanier. Ein Mönch, Namens Juan Gilaberto Joffre, erfüllt von Mitleid über den Anblick der Irren, welche in Schaaren schreiend durch die Strassen von Valencia liefen, gründete daselbst ein Irrenhaus, und sein Beispiel fand in anderen Provinzen rasche Nachahmung. Es wurde 1425 in Saragossa, 1436 in Sevilla und Valladolid und 1483 in Toledo je ein Irrenhaus errichtet. Dies waren die ersten derartigen Anstalten in der Christenheit [4]. Noch zwei andere ehrenwerthe Thatsachen mögen erwähnt werden, welche das Uebergewicht der spanischen Mildthätigkeit auf diesem Gebiete bekunden. Die erste ist, dass das älteste Irrenhaus in der Hauptstadt des Katholicismus von einem Spanier im Jahre 1548 gegründet wurde [5]; die zweite ist, dass, als am Ende des vorigen Jahrhunderts Pinel seine grossen Arbeiten auf diesem Gebiete begann, er Spanien für das Land erklärte, wo die Irren mit der meisten Einsicht und Menschenfreundlichkeit behandelt würden [6].

In den meisten Ländern war ihr Loos, in der That, wahrhaft jammervoll. Während viele Tausende als Hexen verbrannt wurden, mussten Diejenigen, die als wahnsinnig anerkannt wurden, alle

[1] Purchas's *Pilgrims, II. 1452.*

[2] Desmaisons, *Asiles d'Aliénés en Espagne, p. 53.*

[3] Leo Africanus, *Description of Africa, book III.*

[4] Vergleiche die kleine höchst interessante Schrift von Desmaisons, *Des Asiles d'Aliénés en Europe;* Recherches historiques et médicales (Paris 1859).

[5] Amydenus, *Pietas Romana* (Oxford, 1687), *p. 21.* Desmaisons, *p. 108.*

[6] Pinel, *Traité medico-philosophique sur l'Aliénation mentale* (2. ed.), *pp. 241—242.*

Schrecken des rauhesten Gefängnisses erdulden. Schläge, Aderlässe und Ketten waren ihre gewöhnliche Behandlung, und Pinel giebt die schauderhaftesten Berichte über Wahnsinnige, die Jahrzehnte gefesselt in finsteren Zellen zugebracht haben[1]). Diese Behandlung verstärkte natürlich ihre Krankheit, und machte die Resignation und den schliesslichen Stumpfsinn unmöglich, die das Leiden der gewöhnlichen Gefangenen erleichtern. Erst im achtzehnten Jahrhundert erfuhr die Lage dieser unglücklichen Klasse eine entschiedene Besserung. Der gemeinschaftliche Fortschritt des theologischen Skepticismus und der wissenschaftlichen Erkenntniss verwies die Hexerei in die Welt der Phantome, und die Anstrengungen Morgagni's in Italien, Cullen's in Schottland und Pinel's in Frankreich gaben der ganzen Behandlung der anerkannten Wahnsinnigen eine neue Richtung.

Die zweite Beschränkung der Bewunderung, mit welcher wir die Geschichte der christlichen Mildthätigkeit betrachten müssen, entsteht aus der unbezweifelten Thatsache, dass ein grosser Theil der wohlthätigen Anstalten gerade die Armuth vergrössert haben, welcher sie abhelfen wollten. Die Frage über die Nützlichkeit und die Natur der Mildthätigkeit ist eine, die seit den neueren Entdeckungen der politischen Oekonomie viele Erörterungen, und in vielen Fällen, meine ich, viel Uebertreibung zu Tage gefördert hat. Was die politische Oekonomie in Betreff dieses Punktes geleistet hat, ist, dass sie klar zeigte, wo Trägheit unterstützt und eine öffentliche Versorgung für das hohe Alter gemacht wird, die Trägheit allgemein und die vorsorgliche Sparsamkeit vernachlässigt wird, und dass daher diese Arten Wohlthätigkeit durch Ermuthigung der Faulheit und Unvorsichtigkeit das Unglück, welches sie verringern wollen, schliesslich vergrössern. Sie hat ferner den grossen Unterschied zwischen productiven und unproductiven Ausgaben ins gehörige Licht gestellt, und gezeigt, dass die erste Bedingung zur raschen Ansammlung des Kapitals in der Hinüberleitung des Geldes aus unproductiven in productive Kanäle besteht, und dass die Höhe des angehäuften Kapitals einer von den zwei Einflüssen ist, welche den Arbeitslohn regeln. Aus diesen Sätzen haben Manche gefolgert, die Wohlthätigkeit müsste als eine Art unproductive Ausgabe verurtheilt werden. Allein erstens sind alle Wohlthaten, welche vorsorgliche Lebensanschauungen pflegen und neue Fähigkeiten in den ärmeren Klassen

[1]) Pinel, *a. a. O. pp. 200—202.*

entwickeln, zum Beispiel Volksschulen, Sparbanken, Versicherungsgesellschaften, in vielen Fällen auch kleine und vorsichtige Darlehne, im strengsten Sinne productiv; und dasselbe lässt sich von vielen Beschäftigungen sagen, die in ausserordentlichen Krisen aus wohlthätigen Motiven veranstaltet werden. Zweitens braucht man bloss zu erwägen, dass die Glückseligkeit der Menschen, wozu die Anhäufung des Reichthumes lediglich als Mittel betrachtet werden muss, der wahre Zweck der Wohlthätigkeit ist, und es tritt klar zu Tage, dass viele Formen, die im kaufmännischen Sinne nicht streng productiv, diesem Zwecke im höchsten Grade förderlich sind und keinen bedeutenden entgegenwirkenden Nachtheil haben. In der Erleichterung derjenigen Leiden, die nicht aus Unbedachtsamkeit oder Laster entspringen, findet die eifrigste wie die vorsichtigste Wohlthätigkeit einen weiten Kreis für ihre Anstrengungen[1]). Blindheit und andere aussergewöhnliche Unglücksfälle, gegen deren Wirkungen die Klugheit nicht vorbauen kann, die Leiden, welche eine Folge der Seuchen, des Krieges, der Hungersnoth, der plötzlichen, durch neue Erfindungen oder Veränderungen der Handelskanäle erzeugten Stockung der Industrie sind, Lazarethe, die ausser anderen Vortheilen noch den Nutzen haben, die grössten Schulen der Heilwissenschaft zu sein, sie und ihres gleichen werden lange die Grossmuth der Reichen in Anspruch nehmen; während sogar in den Kreisen, welche der politische Oekonomist mit dem ungünstigsten Auge betrachtet, Ausnahmsunterstützungen durch Ausnahmsfälle gerechtfertigt sind. Nicht die höchste, sondern die niedrigste Art Wohlthätigkeit ist gemeinhin verderblich. Der reiche Verschwender, für welchen das Geld wenig Werth hat, und der ganz und gar ausser Stande ist, irgend welche persönliche Aufmerksamkeit dem Zwecke seiner Almosen zu widmen, schadet oft der Gesellschaft durch seine Gaben; aber dies ist selten bei der weit edleren Wohlthätigkeit der Fall, welche den Menschen mit den Stätten des Unglücks vertraut macht, und den Gegenstand ihrer Sorgfalt durch alle Phasen des Lebens verfolgt. Die Frage über die Nützlichkeit der Wohlthätigkeit ist einfach eine Frage über ihre schliesslichen Folgen. Die politische Oekonomie hat ohne Zweifel einige allgemeine Regeln

[1]) Malthus, der zuweilen, obgleich ungerechter Weise, als ein Feind aller Wohlthätigkeit geschildert wird, hat der „Richtung unserer Wohlthätigkeit" ein wunderschönes Kapitel gewidmet (*On Population, book IV., ch. IX.*), aber die umständlichste Untersuchung dieses Gegenstandes, die ich kenne, ist das sehr interessante Werk von Duchâtel, *Sur la Charité*.

von grossem Werthe über den Gegenstand aufgestellt, aber dennoch hätten die ihm von Cicero vor beinahe zweitausend Jahren gewidmeten Blätter von dem aufgeklärtesten der neueren Wirthschaftslehrer geschrieben sein können, und man wird stets finden, dass die protestantische Dame, welche in ihrem Kreise lediglich kraft des gesunden Menschenverstandes und mit einer gewissenhaften und ins Einzelne gehenden Aufmerksamkeit auf den Zustand und den Charakter Derer, welche sie unterstützt, wirkt, unbewusst mit vollkommener Genauigkeit die von Malthus vorgezeichnete Wohlthätigkeit übt.

Für die Nützlichkeit der Wohlthätigkeit ist es also wesentlich, dass das Wohl des Leidenden das eigentliche Ziel des Spenders sei, und ein sehr grosser Theil der Uebel, welche aus der katholischen Wohlthätigkeit entstanden sind, lässt sich auf den Mangel dieser Bedingung zurückführen. Die Substituirung der Frömmigkeit für die Menschenliebe als Beweggrund zur Wohlthätigkeit gab den Gefühlen einen so mächtigen Antrieb, dass sie im Ganzen als eine Wohlthat angesehen werden kann, obgleich sie oft bei den Theologen dadurch eine mehr als gewöhnliche Gleichgültigkeit gegen die Leiden Aller, die ausserhalb ihrer religiösen Gemeinschaft standen, erzeugte, dass sie das Mitgefühl einzig und allein durch ein theologisches Medium wirken machte. Aber das neue Princip entartete rasch in einen Glauben an die sühnende Natur der Spenden, woraus eine Art interessirter Wohlthätigkeit entstand, die schliesslich riesige Verhältnisse annahm und einen höchst verderblichen Einfluss auf die Christenheit übte. Die Menschen gaben Geld an die Armen, einzig und ausschliesslich für ihr eigenes Seelenheil, und die Wohlfahrt des Leidenden blieb ihren Gedanken vollständig fremd[1]).

Das Uebel, welches aus einigen Formen der katholischen Wohlthätigkeit entstand, reicht in seinen Anfängen bis in die älteste Zeit hinauf, erlangte aber seine volle Grösse erst nach einigen Jahrhunderten. Das römische System unentgeltlicher Vertheilungen war, staatswirthschaftlich betrachtet, wohl das möglichst schlechteste und da die kirchliche Wohlthätigkeit bis zu einem gewissen Grade wenigstens prüfte und sonderte, so war sie anfangs

[1]) Selbst ein grosser protestantischer Schriftsteller sagte: „Ich gebe kein Almosen, um den Hunger meines Bruders zu stillen, sondern um den Willen und Befehl meines Gottes zu erfüllen und zu vollziehen.“ Sir T. Brown, *Religio Medici, part II.,* §. 2.

ein grosser, obgleich auch dann nicht ungetrübter Vorzug. Die Kirchenväter schärften häufig die Arbeit als eine Pflicht ein, und in späterer Zeit thaten die Benedictiner durch ihr Beispiel viel für die Zerstörung des Brandmals, welches die Sklaverei ihr angeheftet hatte; dennoch war eine der ersten Folgen der reichlichen Wohlthätigkeit der Kirche die Vermehrung der Betrüger und Bettler, und die Faulheit der Mönche gehörte zu den ältesten Klagen. Valentinianus erliess ein strenges Gesetz, welches kräftige Bettler zu dauernder Sklaverei verurtheilte. Als das Klostersystem sich vergrösserte und besonders nachdem die Bettlerorden das Betteln geweiht hatten, nahm das Uebel riesige Ausdehnungen an. Viele Tausende von kräftigen, vollständig mittellosen Männern wurden in jedem Lande der productiven Arbeit entzogen und von der Wohlthätigkeit unterstützt. Die Vorstellung von der verdienstlichen Natur des blossen Almosengebens vermehrte die Zahl der Bettler über die Massen, und die Theologen machten es sich zur Hauptaufgabe, das Brandmal von der Bettelei zu entfernen, welches ihr anzuheften das höchste Interesse der Gesellschaft ist. Heilige wanderten durch die Welt und bettelten um Geld, um es Bettlern zu geben, oder beraubten sich ihrer eigenen Anzüge, um die Nackten zu bekleiden, und die Folge ihrer Lehre trat rasch klar zu Tage. In allen katholischen Ländern, wo die kirchlichen Einflüsse sich ungehindert entwickeln durften, haben sich die Klöster als ein tödtlicher, den Wohlstand des Volkes vernichtender Krebsschaden erwiesen. Indem sie grosse Menschenmassen von aller productiven Thätigkeit abzogen, ein blindes und verderbliches Almosengeben ermuthigten, eine unbedachtsame Lebensweise durch die ärmeren Klassen verbreiteten, eine blinde Bewunderung für die heilig gesprochene Armuth und eine ebenso blinde Abneigung gegen die Bestrebungen und Ziele einer industriellen Civilisation pflegten, haben sie alle Thatkraft gelähmt und sich als ein unübersteigliches Hinderniss des materiellen Fortschrittes erwiesen. Die Armuth, welche sie beseitigten, war unbedeutend im Vergleiche zu der Armuth, welche sie veranlasst haben. Nirgendwo wurde die Aufhebung der Klöster in einer rücksichtsloseren Weise, als in England durchgeführt; aber die Uebertragung des einst in grossem Massstabe zur Wohlthätigkeit verwendeten Eigenthumes auf die Höflinge König Heinrich's war schliesslich eine Wohlthat für die Armen; denn keine verkehrte Verwendung dieses Eigenthumes durch Privatpersonen konnte so vielen Nachtheil erzeugen, wie das uneingeschränkte

Klosterwesen. Die Verdienste, welche der Katholicismus sich um die Krankenpflege und die aussergewöhnlicheren Arten des Leidens erworben hat, können nimmer hoch genug geschätzt werden. Der edle Heldenmuth seiner Diener, die sich diesem Berufe widmeten, ist niemals übertroffen worden, und die Vollkommenheit ihrer Organisation hat, nach meinem Dafürhalten, niemals ihres Gleichen gehabt; aber es lässt sich kaum bezweifeln, dass auf dem Gebiete der einfachen Armuth die katholische Kirche mehr Elend geschaffen, als geheilt hat.

Man muss jedoch nicht vergessen, dass auch auf diesem Gebiete die Wohlthätigkeit, wenn auch nicht für den Empfänger, so doch wenigstens für den Wohlthäter selbst von Nutzen war, indem sie einen mildernden und läuternden Einfluss auf seinen Charakter übte. Durch die dunkelste Zeit des Mittelalters, inmitten der Grausamkeit, Glaubensschwärmerei und Unmenschlichkeit können wir den zähmenden Einfluss der katholischen Mildthätigkeit verfolgen, die sich sonderbarer Weise mit jedem Uebermasse von Gewaltthat und jedem Ausbruche der Verfolgung mischte. Es würde schwierig sein, sich ein schrecklicheres Bild einer Gesellschaft zu denken, als das, welches die zehn Bücher fränkischer Geschichte von Gregorius von Tours entwerfen; aber jene lange Reihe grausamer Verbrechen, die mit einer beinahe erschreckenden Ruhe erzählt werden, sind fortwährend mit Berichten von Königen, Königinnen oder Kirchenhäuptern untermengt, die in der Mitte der zerrütteten Gesellschaft die Unterstützungen der Armen zur Hauptaufgabe ihres Lebens machten. Keine Periode der Geschichte zeigt eine grössere Summe von Grausamkeit, Zügellosigkeit und Wahnbegeisterung, als die Kreuzzüge; aber neben der kriegerischen Begeisterung und der fast allgemeinen Sittenverderbniss verbreitete sich eine grosse Bewegung der Wohlthätigkeit, welche die Christenheit mit Krankenhäusern zur Heilung der Lustseuche und anderer eingeschleppten bösen Krankheiten bedeckte. Peter Nolasco, dessen grosse Anstrengungen zur Loskaufung christlicher Gefangenen ich bereits vermerkt habe, war ein thätiger Theilnehmer an der grausamen Niedermetzelung der Albigenser[1]). Von Shane O'Neale, einem der tüchtigsten, aber auch einem der wildesten irländischen Häuptlinge, die jemals der englischen Macht trotzten, wird inmitten einer Menge schrecklicher Verbrechen erzählt, dass er bei Tische,

[1]) Siehe Buller's *Lives of Saints.*

bevor er einen Bissen in den Mund nahm, ausser dem täglichen Almosen, eine Portion abzulegen und sie an einen Bettler an seinem Thore zu senden pflegte, indem er sagte, es zieme sich, erst Christus zu dienen[1]).

Die grossen, durch die Begünstigung der Bettler erzeugten Uebel, welche die uneingeschränkte Entwickelung des Katholicismus stets begleiteten, haben natürlich viele Erörterungen und gesetzliche Massregeln veranlasst. Wilhelm von St. Amour trat im dreizehnten Jahrhundert heftig gegen die Bettlerorden in Paris auf[2]), doch nicht weil sie eine schädliche Wohlthätigkeit ermuthigten, aber ein Schüler Wycliffe's, Namens Nicholas von Hereford, war wegen seines Kampfes gegen die unterschiedslose Unterstützung der Bettler berühmt[3]); und einige Massregeln umfassender Art scheinen sogar noch vor der Reformation getroffen worden zu sein[4]). In England wurden zur Ausrottung der Bettelei die grausamsten Gesetze erlassen. Ein Parlament Heinrich's VIII. erlies vor der Aufhebung der Klöster ein Gesetz zur Organisation der Wohlthätigkeit, und legte Jedem, der einem Bettler Etwas gebe, eine zehnfache Strafe des Werthes der Gabe auf. Ein kräftiger Bettler sollte für das erste Vergehen mit Auspeitschung, für das zweite mit Auspeitschung und Verlust des Ohrläppchens, und für das dritte mit dem Tode bestraft werden[5]). Unter Edward VI. bestimmte ein grausames Gesetz, das jedoch unter derselben Regierung widerrufen wurde, dass jeder kräftige Bettler, der zu arbeiten sich weigerte, gebrandmarkt werde, und Demjenigen zwei Jahre als Sklave verfalle, der die Anklage gegen ihn vorbrachte, und wenn er während der Zeit des Sklavendienstes flüchtig wurde, ward er zum ersten Male mit ewiger Sklaverei und das zweite Mal mit dem Tode bestraft. Der Herr war berechtigt, einen eisernen Ring um den Hals des Sklaven zu legen, ihn zu fesseln und zu geisseln.

[1]) Campion's *Historie of Ireland, book II., ch. X.*

[2]) Er schrieb seine „Gefahren der letzten Zeiten" im Interesse der Pariser Universität, deren Professor er war, und die mit den Bettelmönchen in Streit lag. Siehe Milman's *Latin Christianity, vol. VI., pp. 348—356.* Fleury, *Eccl. Hist. LXXXIV., 57.*

[3]) Henry de Knyghton, *De Eventibus Angliae.*

[4]) Einige bezügliche Gesetze wurden in England nach dem schwarzen Tod erlassen. Eden's *History of the Working Classes, vol. I., p. 34.* Auch in Frankreich bestimmte eine königliche Ordonnanz von 1350, dass Menschen, die dreimal der Bettelei überführt worden seien, mit einem heissen Eisen gebrandmarkt werden sollten. Monteil, *Hist. des Français. tome I., p. 434.*

[5]) Eden, *vol. I., pp. 83—87.*

Jedermann konnte die Kinder eines kräftigen Bettlers als Lehrlinge nehmen, die Knaben bis zum vierundzwanzigsten und die Mädchen bis zum zwanzigsten Jahre behalten[1]). Ein anderes, unter Elisabeth gemachtes Gesetz bestrafte jeden kräftigen Mann unter achtzehn Jahren, der zum dritten Male der Bettelei überführt war, mit dem Tode, aber die Strafe wurde nachher unter derselben Regierung in lebenslänglichen Galeerendienst oder Landesverweisung umgewandelt[2]). Unter derselben Königin wurde das Armengesetzsystem ausgearbeitet, und Malthus zeigte lange nachher, dass es in seinen Wirkungen auf die Entmuthigung der Sparsamkeit kaum weniger verderblich war, als das ihm vorausgegangene Klostersystem. In vielen katholischen Ländern wurden strenge, obgleich weniger grausame Massregeln getroffen, um dem Uebel der Bettelei Einhalt zu thun. Jener schlaue und scharfsinnige Pontifex Sixtus V., der, zwar nicht der grösste Mann, aber bei Weitem der grösste Staatsmann war, der jemals auf dem päpstlichen Throne sass, machte lobenswerthe Anstrengungen, um sie in Rom zu beschränken, wo sie durch den kirchlichen Einfluss immer vorgeherrscht hatte[3]). Karl V. erliess 1531 eine strenge Verordnung gegen die Bettler in den Niederlanden, die jedoch auf Bettelmönche und Pilger keine Anwendung finden sollte[4]). Unter Ludwig XIV. wurden ebenso strenge Massregeln in Frankreich ergriffen. Aber obschon man das thatsächliche Uebel in vollem Masse fühlte, wurden doch wenige oder keine rationelle Untersuchungen seiner Ursachen vor dem achtzehnten Jahrhundert angestellt. Locke in England[5]) und Berkeley in Irland[6]) beleuchteten in Kürze den Gegenstand, und 1704 veröffentlichte Defoe eine sehr merkwürdige Abhandlung unter der Ueberschrift „Almosengeben keine Wohlthätigkeit", worin er auf den grossen Umfang hinwies, den die Bettelei in England hatte, wiewohl hier der Arbeitslohn höher war, als irgend wo auf dem Festlande[7]). Eine noch merkwürdigere, von einem gewissen Ricci

[1]) Eden, *vol. I., pp. 101—103.*

[2]) *Ibid. pp. 127—130.*

[3]) Morighini, *Institutiones pieuses de Rome.*

[4]) Eden, *vol. I., p. 83.*

[5]) Vergleiche Eden, *vol. I., pp. 243—248.*

[6]) In einem sehr scharfen Sendschreiben an den irländischen katholischen Klerus.

[7]) Diese höchst wichtige Abhandlung war gegen eine Bill gerichtet, welche vorschlug, dass die Armen in den Armenhäusern Wolle, Hanf, Eisen und andere Stoffe verarbeiten sollten. Defoe sagt, die Arbeitslöhne in England seien höher, als irgendwo auf dem Festlande, und dabei sei die Bettelei doch ungeheuer gross. „Der Grund,

verfasste Schrift erschien 1787 in Modena und erregte bedeutendes Aufsehen. Der Verfasser wies mit Schärfe die riesenhafte Entwickelung der Bettelei in Italien nach, führte sie auf die übermässige Mildthätigkeit des Volkes zurück und zeigte, dass die aus religiösen Motiven entspringende Wohlthätigkeit das grösste Uebel sei[1]. Der Freidenker Mandeville griff die Armenschulen und das ganze System der Hebung der armen Klassen an[2], und auch die Magdalenen-Hospitäler und Findelhäuser hatten ihre scharfen, wenn auch, wie ich glaube, sehr fehlgehenden Gegner[3]. Die Reformen der Armengesetze und die Schriften eines Malthus haben der Erörterung des Gegenstandes einen neuen Anstoss gegeben; aber ich bin der Ansicht, dass, mit den angegebenen Einschränkungen, keine neueren Fünde einen gerechten Tadel auf das wesentliche Princip christlicher Mildthätigkeit wälzen.

Das Christenthum suchte schliesslich dadurch auf die Milderung des menschlichen Charakters zu wirken, dass es der Einbildung fortwährend Bilder der Zärtlichkeit und des Mitleids vorhielt. Unsere Einbildung, obgleich weniger einflussreich, als unsere Beschäftigung, wirkt auf unseren sittlichen Charakter wahrscheinlich tiefer, als unser Urtheilsvermögen, und bei den ärmeren Klassen besonders ist die Pflege dieses Theiles unserer Natur von unschätzbarer Wichtigkeit. Meistentheils während ihres ganzen Lebens an einen einzelnen Ort festgebannt, durch ihre Unwissenheit und ihre Umstände von den meisten der mannichfachen Interessen ausgeschlossen, welche die Gemüther anderer Menschen beleben, zu

warum so Viele vorgeben, es fehle ihnen Arbeit, ist, dass sie ganz gut bei dem Vorwande des Arbeitsmangels leben können Ich bestätige aus eigener Erfahrung, wenn ich einen Menschen zum Arbeiten brauchte und den an meiner Thüre herumlungernden Burschen neun Schillinge die Woche bot, so sagten sie mir häufig ins Gesicht, sie könnten mehr durch Betteln erwerben."

[1]) *Riforma degl' Instituti pii di Modena* (erschien anonym in Modena). Wiederabgedruckt in der Bibliothek der italienischen Oekonomisten.

[2]) *Essay on Charity Schools.*

[3]) Die Magdalenen-Hospitäler sind von Charles Comte in seinem *Traité de Legislation* sehr heftig angegriffen worden. Ueber die Findelhäuser giebt es eine ganze Literatur. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts trat Lord Brougham als ihr heftiger Gegner in der *Edinburgh Review* auf. Schriftsteller dieses Gepräges und überhaupt die Mehrzahl der Nationalökonomen legen viel zu viel Gewicht auf menschlichen Vorbedacht, besonders wo Leidenschaften im Spiele sind. Es ist fraglich, ob von hundert Frauenzimmern, die in Laster verfallen, ein einziges im geringsten durch die Erwägung beeinflusst werde, ob es wohlthätige Anstalten für alte Büsserinnen giebt oder nicht.

beständiger und mühsamer Arbeit verurtheilt, und für immer von den kleinen Sorgen um eine unmittelbare und bange Gegenwart in Anspruch genommen, würde ihre ganze Natur hoffnungslos verschrumpft sein, gäbe es nicht einen Kreis, in welchem ihre Einbildung sich entfalten könnte. Die Religion allein ist das Romantische für die Armen. Sie allein erweitert den engen Gesichtskreis ihrer Gedanken, verleiht ihren Träumen Bilder, lockt sie zum Uebernatürlichen und Idealen. Die anmuthigen Wesen, mit welchen die schöpferische Phantasie des Heidenthumes die Welt bevölkerte, verbreiteten einen poetischen Glanz über die Arbeit des Landmannes. Jede Stufe des Ackerbaues stand unter dem Schutze eines Gottes, und die Welt war freudenvoll in der Gesellschaft der Götter. Aber es ist die Eigenthümlichkeit der christlichen Typen, dass während sie die Einbildung bezaubern, sie auch das Herz läutern. Die zarte, gewinnende und fast weibliche Schönheit Christi und seiner jungfräulichen Mutter, die Todeskämpfe von Gethsemane oder Golgatha, die vielen Scenen des Mitleids und des Duldens, welche die heiligen Schriften füllen, sind die Bilder, welche seit achzehnhundert Jahren die Einbildung des rohesten und unwissendsten Menschen beherrscht haben. Mehr als jede Beredsamkeit, mehr als jede dogmatische Lehre verwandeln und zähmen sie den Charakter, bis er lernt, sich die Heiligkeit der Schwäche und des Leidens, die höchste Majestät des Mitgefühls und des Wohlwollens zu vergegenwärtigen.

Unvollkommen und mangelhaft wie die gezeichnete Skizze ist, wird sie doch genügen, zu zeigen, wie gross und vielgestaltig die Einflüsse der christlichen Menschenliebe gewesen sind. Die Schatten, welche auf dem Bilde ruhen, habe ich nicht verheimlicht, aber wenn man ihnen jedes gebührliche Zugeständniss gemacht hat, bleibt noch genug übrig, um unsere tiefste Bewunderung zu beanspruchen. Der neue hohe Begriff von der Heiligkeit des menschlichen Lebens, die Beschützung der Kinder, die Erhebung und schliessliche Befreiung der Sklavenklassen, die Unterdrückung der barbarischen Schauspiele, die Schöpfung einer weit umfassenden und mannichfachen Organisation der Wohlthätigkeit, und die Erziehung der Einbildung nach dem christlichen Typus bilden zusammen eine Bewegung der Menschenliebe, die in der Heidenwelt nimmer ihres Gleichen hatte. Die Wirkungen dieser Bewegung auf die Förderung der Glückseligkeit sind sehr gross gewesen; ihre Wirkung auf Bestimmung des Charakters ist wohl noch grösser gewesen. Die zarteren und milderen Tugenden haben durch das Christenthum die erste Stelle

in dem idealen Charakter erhalten. In der ersten und reinsten Periode waren sie besonders vorherrschend, aber im dritten Jahrhundert entstand eine grosse asketische Bewegung, die allmälig einen neuen Charaktertypus in die Höhe brachte, und den Enthusiasmus der Kirche in neue Kanäle leitete.

Tertullian stellt, in einer sehr häufig angeführten Stelle, die Christen seiner Zeit den Gymnosophisten Indiens gegenüber und erklärt, dass, ungleich jenen, die Christen sich der Welt nicht entzogen, sondern auf dem Forum, auf den Marktplätzen, in den öffentlichen Bädern und in dem gewöhnlichen Geschäftsleben mit den Heiden verkehrten[1]). Allein, war auch das Einsiedler- oder Mönchsleben in der Kirche länger als zweihundert Jahre nach ihrer Stiftung unbekannt, so lässt sich doch die Neigung zu strenger Askese bis in die Schriften des neuen Testaments hinauf verfolgen. Die gnostische Lehre, dass die ächte Vollkommenheit sich nur durch asketische Uebung erreichen lasse, führte zum Mönchswesen, welches die gänzliche Unterdrückung des Geschlechtstriebes und die vollständige Verzichtleistung auf die Welt für verdienstlich erklärte und zu seinen Grundsätzen machte. Der erste dieser Grundsätze machte sich schon sehr früh in der Heiligkeit bemerkbar, die man in der Ehelosigkeit sah und besonders bei dem Priesterstande schätzte, obgleich sie ihm nicht als Pflicht auferlegt war. Der zweite zeigte sich in den zahlreichen Anstrengungen, welche gemacht wurden, die christliche Gemeinde so weit wie möglich von der Gesellschaft zu trennen, in welcher sie bestand. Diese beiden Grundsätze waren schon zur Zeit der Stiftung des Christenthumes die Lebensregeln der jüdischen Sekte der Essener gewesen, und bei den Römern zeigte sich eine ähnliche Richtung, da die Cyniker der späteren Kaiserzeit eine vollständige Verzichtleistung auf die bürgerlichen und häuslichen Bande und ein ganz und gar in der Betrachtung der Weisheit verbrachtes Leben empfahlen. Die alexandrinische Philosophie, welche bald darauf ein Uebergewicht in Europa erlangte, anticipirte noch schärfer das mönchische Ideal. Die vielen Sekten der Gnostiker und Manichäer hielten unter verschiedenen Formen die Materie für etwas wesentlich Böses; die Doketen leugneten aus diesem Grunde die Körperlichkeit Christi, die Montanisten und die Novatianer übertrafen die Orthodoxen im Eifer der Selbstpeinigung[2]). Auf diese

[1]) *Apol., cap. XLII.*

[2]) Siehe hierüber Bingham, *Antiqu.*, *book VII.* Nach Bingham zerfällt die Geschichte des Asketismus in drei Perioden, die erste umfasst die Zeit von der Stiftung

Weise war der Boden für das Gedeihen der Askese vollkommen bestellt, es fehlte bloss die Streuung des ersten Samens, was während der Decius'schen Verfolgung geschah. Der Einsiedler Paulus von Theben soll damals sich in die Wüste zurückgezogen haben, und der Stifter der einsam wohnenden Mönche gewesen sein [1]). Sein Freund und Schüler Antonius wusste für das Mönchthum allgemeine Nacheiferung zu wecken, und in wenigen Jahren wurden die Einsiedler eine mächtige Schaar. Die Verfolgung, welche in erster Reihe grosse Massen als Flüchtlinge in die Wüsten trieb, weckte bald einen leidenschaftlichen religiösen Enthusiasmus, der sich in einem brennenden Wunsche nach jenen Leiden kund gab, von welchen man glaubte, sie führten unmittelbar in den Himmel, und dieser Enthusiasmus, welchem der Zeitgeist seine ganze Bewunderung zollte, bevölkerte nach der Bekehrung Constantin's die Wüste mit Hütten von Einsiedlern. Die Einbildung der Menschen wurde durch den poetischen Reiz bezaubert, mit welchem Hieronymus so beredt das Einsiedlerleben ausschmückte. Frauen waren besonders dafür begeistert. Derselbe Geist, welcher früher die Frau des heidnischen Beamten dazu geführt hatte, geheime Beziehungen mit den christlichen Priestern zu unterhalten, veranlasste jetzt die Frau des Christen, die thätige Agentin der Mönche zu werden. Während der Vater seinen Sohn für den Militärdienst oder für ein bürgerliches Amt bestimmte, setzte die Mutter ihre ganze Kraft daran, ihn für das Mönchthum zu gewinnen; die Mönche unterhielten einen geheimen Briefwechsel mit ihr, suchten auf geschickte Weise die Leitung der Erziehung in die Hand zu bekommen, um die Jugend zu beeinflussen: und um der Vorsicht oder dem Zorne des Vaters zu entgehen, verheimlichten sie bisweilen ihren Stand und hüllten sich in das Gewand des Pädagogen [2]). Die Kanzel, welche an Einfluss die Lehrstühle der Rhetoren beinahe überflügelt hatte, und durch Männer wie Ambrosius, Augustinus, Chrysostomos, Basilius und

der Kirche bis 250, wo Männer und Frauen inmitten der Gesellschaft lebend, der Ehe und den Vergnügungen entsagten, sich strenge Fasten auferlegten und ihr Vermögen den Werken der Mildthätigkeit widmeten. Während der zweiten Periode, welche von der Decius'schen Verfolgung begann, vermehrte sich die Zahl der Einsiedler, aber das Zusammenleben der Mönche in Klöstern war noch unbekannt. Dies geschah erst in der dritten Periode zur Zeit Constantin's durch Pachomius.

[1]) Dies behauptet Hieronymus in *Vita Pauli*.

[2]) Siehe die bezüglichen Belege in Neander's *Life of Chrysostomus*. Der heilige Chrysostomus schrieb ein dickes Buch zur Tröstung der Väter, deren Söhne auf diese Weise in die Wüste gelockt worden waren.

Gregorius der Grosse vertreten war, arbeitete fortwährend in derselben Richtung, und der übermässige Luxus der grossen Städte erzeugte einen heftigen, aber nicht unnatürlichen Rückschlag in die Askese. Die Würde des Mönchthums, welches bisweilen Menschen, die einfache Bauern waren, mit Kaisern in Verbindung brachte, die Sicherheit, welche es flüchtigen Sklaven und Verbrechern gewährte, der Wunsch, den unerträglichen Steuerauflagen des Staates zu entrinnen, und besonders die Barbareneinfälle, welche jede Art Schrecken und Unheil verbreiteten, wirkten in Gemeinschaft mit der neuen Religionslehre dahin, die Wüste zu bevölkern. Rasch bildete sich eine Theologie der Askese, deren Ursprung auf Johannes den Täufer, und von einigen späteren Karmelitern sogar auf die Propheten Eliah und Elisa zurückgeführt wurde. Einem gewöhnlichen Laien musste das Leben des Einsiedlers als höchster Widerspruch gegen das Leben des Lehrers erscheinen, der seine Berufsthätigkeit bei einem Hochzeitsfeste begann, dem seine Feinde stets die Bereitwilligkeit vorrückten, mit welcher er sich in die Welt mischte, und der aus dem weiblichen Geschlechte einige seiner lautersten und frömmsten Anhänger wählte; allein die mönchischen Theologen umgingen meistentheils diese Thatsachen und stellten hauptsächlich seine unbefleckte Geburt, seine jungfräuliche Mutter, seine Ehelosigkeit, seine Ermahnung an den reichen Jüngling in den Vordergrund. Der ausser Frage stehenden Thatsache, dass der Apostel Petrus verheirathet war, suchte man durch eine Ueberlieferung zu begegnen, dass er sowohl, wie die anderen verheiratheten Apostel nach ihrer Bekehrung des Umganges mit ihren Frauen sich enthielten [1]. Der Apostel Paulus jedoch war wahrscheinlich unverheirathet und seine Schriften zeigen eine entschiedene Bevorzugung des ledigen Standes, worauf hin die Spitzfindigkeit der Theologen eine solche auch da entdeckte, wo man sie am wenigsten erwarten konnte. So versichert uns der heilige Hieronymus, dass wenn die reinen Thiere zu sieben Paaren und die unreinen zu einem Paare in die Arche eintraten, so war die ungleiche Zahl das Vorbild der Ehelosigkeit und die gleiche das Vorbild des Ehestandes. Ja, von den unreinen wurde bloss je ein Paar eingelassen, damit sie nicht die Sünde der zweiten Ehe begehen sollten [2]. Die kirchliche Tradition unterstütze die Richtung, und der Apostel Jacobus wurde,

[1]) Ueber diese Ueberlieferung siehe Champagny, *Les Antonins, tome I., p. 193.*
[2]) *Epist. CXXIII.*

nach der Zeichnung des Hegesippus, eine Art idealer Heiliger, ein treues Bild dessen, was nach den Anschauungen der Theologen der rechte Typus des menschlichen Adels war. „Er war schon von Mutterleib an heilig. Er trank weder Wein noch sonst ein geistiges Getränk, noch ass er etwas aus dem Thierreiche. Ein Scheermesser kam nie auf seinen Kopf, er salbte sich weder mit Oel, noch nahm er ein Bad. Ihm allein war es gestattet, in das Heiligthum einzutreten. Denn er trug kein wollenes, sondern ein leinenes Gewand. Er ging immer allein in den Tempel, wo man ihn auf den Knieen liegend und Gott für das Volk um Vergebung bittend finden konnte, in Folge dessen seine Kniee so verhärtet, wie die eines Kameels waren“[1]).

Man hat mit Recht gesagt, „die Fortschritte der Mönche waren nicht minder reissend und allgemein, als die des Christenthumes selbst“[2]). Von der wirklichen Zahl der Anachoreten werden Diejenigen, welche mit der grossen Unwahrhaftigkeit der ersten Geschichtschreiber der Bewegung bekannt sind, zögern mit Zuversicht zu sprechen. So wird erzählt, dass Pachomius, der im Anfang des vierten Jahrhunderts das Klosterleben in Oberägypten begründete, vor seinem Tode im eigenen Kloster 1,300, in anderen, die unter seinem Befehle standen, 7,000 Mönche beaufsichtigte[3]), dass in den Tagen des Hieronymus das Osterfest zuweilen 50,000 Mönche versammelte[4]), dass in der Wüste von Nitria allein, im vierten Jahrhundert, 5,000 unter einem einzigen Abt lebten[5]), dass die stattliche und volkreiche ägyptische Stadt Oxyrynchus 20,000 Frauen und 10,000 Männer mönchischen Berufes zählte[6]), dass Serapion 10,000 Mönche unter sich hatte[7]), und dass gegen Ende des vierten Jahrhunderts die mönchische Bevölkerung dieses Landes beinahe der der Städte gleich war[8]). In Aegypten, dem Vaterlande der eigentlichen Einsiedler, erlangte auch das Mönchthum sowohl seine weiteste Entwickelung, als auch seine rauheste Strenge; aber sehr bald gab es kaum ein christliches Land, wo nicht eine ähnliche

1) Euseb. *Eccl., Hist. II., 23.*
2) Gibbon, *Decline and Fall, ch. XXXVII.*
3) Palladius, *Hist. Lausiaca, XXXVIII.*
4) Hieronymus, Vorrede zur Regel des Pachomius, §. 7.
5) Cassian, *De Coenob. Inst., IV., 1.*
6) Rufinus, *Hist. Monach., cap. V.*
7) Palladius, *Hist. Lausiaca, LXXVI.*
8) Rufinus, *Hist. Monach., VII.*

Richtung sich rasch verbreitete. Der heilige Athanasius und der heilige Zeno sollen sie in Italien eingeführt haben[1]), wo sie bald darauf durch Hieronymus einen grossen Anstoss erhielt. Der Syrer Hilarion führte das Mönchthum in Palästina ein, er erlebte es zu sehen, wie viele Tausende seiner Regel sich unterwarfen und wie gegen Ende seines Lebens das Mönchthum in Cypern Wurzel fasste. Eustathius, später Bischof von Sebaste, verpflanzte es nach Armenien, Paphlagonien und Pontus, Basilius verbreitete es an den Küsten des schwarzen Meeres. Der heilige Martin von Tours gründete das erste Kloster in Gallien, und 2,000 Mönche geleiteten ihn zu Grabe. Unbekannt gebliebene Sendboten verpflanzten das neue Institut in das Herz Aethiopiens, in die Mitte der kleinen Inseln des Mittelmeeres, in die abgeschlossenen Thäler von Wales und Irland[2]). Aber noch wunderbarer als die Thatsache, dass so viele Tausende sich aus der Welt zurückzogen, ist die Verehrung, mit welcher sie von Denjenigen betrachtet wurden, die durch ihre Bildung oder ihren Charakter dem mönschischen Ideal am entgegengesetztesten zu sein schienen. Niemand hatte mehr Grund, als Augustinus, die Gefährlichkeit gezwungener Ehelosigkeit zu erkennen; aber gerade er setzte seine ganze Thatkraft daran, das Mönchthum in seinem Sprengel zu verbreiten. Der von Natur scharfsichtige Staatsmann Ambrosius, die ehrgeizigen Gelehrten Hieronymus und Basilius, der zur Beeinflussung der Gebildeten einer Hauptstadt vorzüglich geschaffene Chrysostomos, sie alle suchten mit ganzer Kraft das Einsiedlerleben zu befördern, und die drei Letzten übten es selbst. Der Einsiedler Arsenius bekleidete ein hohes Amt am Hofe des Kaisers Arcadius. Pilger wanderten in die Wüsten, sammelten Berichte über die Wunder und Bussübungen der Heiligen, welche die Welt mit Bewunderuug erfüllten; und die auf diese Weise zu Stande gebrachten Lebensbeschreibungen, so wild und fratzenhaft sie sind, geben uns das Mittel an die Hand, uns die allgemeinen Züge des anachoretischen Lebens sehr lebhaft zu ver-

[1]) Hierüber waltet Zweifel und Streit. Siehe Mosheim's *Eccl. Hist.* (Soame's edition), *vol. I., p. 354.*

[2]) Der Ursprung des Mönchthumes ist sorgfältig und genau beschrieben in Thomassin's *Disciplins de l'Eglise, part. I., livre III., ch. XII.* Eine interessante Zusammenstellung der Anzahl der Mönche findet man in Pitra, *Vie de S. Léger, Introd. p. LIX.;* 2,100 oder nach einem anderen Berichte 3,000 Mönche sollen im Kloster von Banchor gelebt haben.

gegenwärtigen, welches das neue Ideal der christlichen Religion wurde [1]).

Diese asketische Richtung war eine der beklagenswerthesten in der Sittengeschichte der Menschheit. Ein abschreckender, schmutziger, ausgemergelter, unwissender, unpatriotischer und gefühlloser Wahnsinniger, der sein Leben in einer langen Uebung unnützer und grausamer Selbstpein verbrachte und vor den schauderhaften Phantomen seines Irrsinnes erbebte, war das Ideal von Völkern geworden, welche die Schriften Plato's und Cicero's und das Leben eines Sokrates oder Cato gekannt hatten. Ungefähr zwei Jahrhunderte lang galt die schreckliche Kasteiung des Körpers für den höchsten Beweis der Vollkommenheit. Der heilige Hieronymus erzählt mit einem Wonneschauer der Bewunderung, dass er einen Mönch gesehen, der seit dreissig Jahren von etwas Gerstenbrot und schmutzigem Wasser gelebt [2]), einen anderen, der in einer Grube wohnte und niemals mehr als fünf Feigen täglich genoss, einen dritten, der sich das Haar nur am Ostersonntag abschor, niemals die Kleider reinigte, die Kutte nie wechselte bis sie in Stücke zerfiel, hungerte bis seine Augen düster und seine Haut „wie Bimstein" wurde, und dessen Verdienste, wie sie sich in diesen Kasteiungen zeigten, ein Homer selbst zu erzählen ausser Stande gewesen wäre [3]). Der heilige Macarius von Alexandrien soll sechs Monate in einem Sumpfe geschlafen, und seinen nackten Körper den Stichen giftiger Fliegen ausgesetzt haben. Er trug achtzig Pfund Eisen an seinem Körper. Sein Schüler Eusebius ging noch weiter; er legte sich einen eisernen Gürtel um den Leib, ein schweres Eisen um den Hals und verband beide Ringe durch eine Kette so eng mit ein-

[1]) Die drei Hauptwerke sind die *Historia Monachorum* von Rufinus, der 373, ungefähr siebenzehn Jahre nach dem Tode des Antonius Aegypten besuchte; die *Institutiones* von Cassianus, der um 394 die morgenländischen Mönche besuchte, grosse Klöster in Marseille gründete, und im hohen Alter um 448 starb; und die *Historia Lausiaca* (von Lausus, Statthalter Cappadociens) von Palladius, der 388 selbst Einsiedler auf dem Berge Nitria war. Das erste und letzte sowohl, als auch viel kleinere Werke dieser Zeit findet man in Rosweyde's unschätzbarer Sammlung der Lebensbeschreibungen der Väter.

Die Gastfreiheit der Mönche hatte auch ihre Uebelstände. In einer Kirche auf dem Berge Nitria hingen an einem Palmbaum drei Peitschen — die eine zur Züchtigung der Mönche, die andere zur Züchtigung der Diebe und die dritte zur Züchtigung der Gäste. (Palladius, *Hist. Laus. VII.*)

[2]) *Vita Pauli.* Hieronymus fügt hinzu, Manche werden dies nicht glauben, weil sie ohne Glauben sind, aber Alles ist für Diejenigen möglich, welche glauben.

[3]) *Vita St. Hilarion.*

ander, dass er stets auf die Erde blicken musste, und lebte drei Jahre in einem ausgetrockneten Brunnen. Sabinus ass nur Korn, das einen Monat lang im Wasser gefault war. Besarion brachte vierzig Tage und Nächte in der Mitte von Dornbüschen zu und legte sich während vierzig Jahren niemals nieder, wenn er dem Schlafe gerecht werden musste[1]), was auch Pachomius während funfzehn Jahren that[2]). Manche Heilige, wie Marcian, beschränkten sich auf eine so kleine Mahlzeit täglich, dass sie fortwährend Hunger litten[3]). Von einem derselben wird erzählt, dass seine tägliche Nahrung aus zwölf Loth Brot und einigen Kräutern bestand, dass man ihn niemals auf einer Matte oder einem Bette liegen oder auch nur mit leichtgestreckten Gliedern schlafen sah, dass er aber bisweilen aus übermässiger Müdigkeit die Augen schloss und die Speise ihm aus dem Munde fiel[4]). Andere Heilige assen bloss jeden Uebertag[5]), während viele — wenn wir dem mönchischen Geschichtschreiber glauben könnten — sich ganze Wochen lang der Nahrung enthielten[6]). Macarius von Alexandrien soll sich während einer ganzen Woche weder niedergelegt, noch soll er etwas gegessen haben, ausser einige rohe Kräuter am Sonntag[7]). Von einem anderen berühmten Heiligen Johannes wird versichert, dass er drei Jahre lang betend an einen Felsen gelehnt stand, dass er während dieser ganzen Zeit sich weder setzte noch niederlegte, und dass seine einzige Nahrung das Abendmahl war, das ihm Sonntags gereicht wurde[8]). Einige Einsiedler lebten in verlassenen Höhlen wilder Thiere, andere in ausgetrockneten Brunnen, während manche einen ihnen zusagen-

[1]) Siehe Tillemont, *Mém. pour servir à l'Histoire ecclés.*, *tome VIII.*

[2]) *Vitae Patrum* (Pachomius). Wenn vom Schlafe überwältigt, pflegte er sich gegen eine Wand zu lehnen.

[3]) *Vitae Patrum*, *IX.*, 3.

[4]) *Sozomenus*, *VI.*, *29.*

[5]) z. B. der heilige Antonius.

[6]) „Il y eut dans le désert des Sectes de Solitaires d'une éminente perfection . . . On prétend que pour l'ordinaire ils passoient des semaines entières sans manger, mais apparemment cela ne se faisoit que dans des occasions particulières.“ Tillemont, *Mém. pour servir à l'Hist. eccl.*, *tome VIII.*, *p. 580.* Aber auch dies wäre wunderbar!

[7]) *Palladius*, *Hist. Laus.*, *cap. XX.*

[8]) „Primum cum accessisset ad eremum tribus continuis annis sub cujusdam saxi rupe stans, semper oravit, ita ut nunquam omnino resederit neque jacuerit. Somni autem tantum caperet, quantum stans capere potuit; cibum vero nunquam sumpserat nisi die Dominica. Presbyter enim tunc veniebat ad eum et offerebat pro eo sacrificium idque ei solum sacramentum erat et victus.“ Rufinus, *Hist. Monach.*, *cap. XV.*

den Ruheplatz inmitten der Gräber fanden[1]). Einige warfen jede überflüssige Bekleidung mit Verachtung von sich, und wanderten, wie die wilden Thiere, mit nackten Leibern, nur von ihren langen Haaren bedeckt, umher. In Mesopotamien und in einem Theile von Syrien gab es eine Secte, die man die „Weidenden" nannte, welche kein Obdach hatten, weder Brot noch Gemüse assen, sondern in den Bergen umherschweifend, wie Viehherden Gras assen[2]). Die Reinlichkeit des Körpers wurde als eine Befleckung der Seele betrachtet, und die Heiligen wurden am meisten bewundert, welche zu einem grässlichen Schmutzklumpen geworden waren. Athanasius erzählt mit Begeisterung, wie der heilige Antonius, der Vater des Mönchthumes, sich niemals im hohen Alter die Füsse gewaschen habe[3]). Der weniger standhafte heilige Pömen that dies zum ersten Male im Greisenalter, und vertheidigte sich mit einem Schimmer von gesundem Menschenverstande gegen die erstaunten Mönche, indem er sagte, er hätte gelernt, man müsse seine Leidenschaften, aber nicht seinen Körper tödten[4]). Der heilige Abraham jedoch, welcher noch funfzig Jahre nach seiner Bekehrung lebte, weigerte sich von jenem Tage an standhaft, Gesicht und Füsse zu waschen[5]). Er soll ein überaus schöner Mann gewesen sein, und sein Lebensbeschreiber bemerkt etwas sonderbar, dass „sein Gesicht die Reinheit seiner Seele widerstrahlte"[6]). Die heilige Euphraxia schloss sich einem Kloster von hundert und dreissig Nonnen an, die niemals ihre Füsse wuschen und bei der Nennung eines Bades zusammenschauderten[7]). Aber von allen Beispielen solcher und ähnlicher geistiger Verirrungen war das Leben des Säulenheiligen Simeon

[1]) So pflegte der heilige Antonius in einer Grabstätte zu wohnen, wo er von dem Teufel geplagt wurde (St. Athanasius, *Vita St. Anton.*).

[2]) *Βοσκοι,* Siehe Sozomenus, *VI., 33;* Evagrius, *I., 21.* Die heilige Maria von Aegypten lebte während eines Theiles ihrer Busszeit von Gras *(Vitae Patrum).*

[3]) *Vita Anton.*

[4]) „Il ne faisoit pas aussi difficulté dans sa vieillesse de se laver quelquefois les piez. Et comme on témoignoit s'en étonner et trouver que cela ne répondoit pas à la vie austère des anciens, il se justifioit par ces paroles: Nous avons appris à tuer, non notre corps, mais nos passions." Tillemont, *Mém. à Hist. eccl., tome XV., p. 148.* Auch dieser Heilige soll wochenlang gefastet haben.

[5]) „Non appropinquavit oleum corpusculo ejus. Facies vel etiam pedes a die conversionis suae nunquam diluti sunt." *Vitae Patrum, cap. XVII.*

[6]) „In facie ejus puritas animi noscebatur." *Ibid., cap. XVIII.*

[7]) „Nulla earum pedes suos abluebat; aliquantae vero audientes de balneo loqui, irridentes, confusionem et magnam abominationem se audire judicabant, quae neque auditum suum hoc audire patiebantur." *Vita St. Euphrax., cap. VI.* (Rosweyde).

der sonderbarste Auswuchs mönchischer Schwärmerei. Nach einem langen und qualvollen Noviziate, in welchem Simeon vom Selbstmord aus Frömmigkeit abstand, schlug er seinen Wohnsitz auf einem hohen Berge auf. Innerhalb eines Kreises von Steinen, an welche er sich durch eine schwere Kette geschmiedet hatte, bestieg er eine sechzig Fuss hohe Säule, auf der er der Hitze von dreissig Sommern und der Kälte von ebenso vielen Wintern widerstand. Gewohnheit und Uebung lehrten ihn seine gefährliche Stellung ohne Furcht und Schwindel zu bewahren, und nach und nach die verschiedenen Haltungen der Andacht anzunehmen. Er pflegte zuweilen aufrecht stehend mit ausgestreckten Armen, in Form eines Kreuzes, zu beten; seine gewöhnlichste Uebung aber war, sein mageres Skelet vom Scheitel bis zum Fusse zu neigen, und ein neugieriger Zuschauer stand, nachdem er zwölfhundert vier und vierzig Neigungen gerechnet hatte, von der ermüdenden Zählung ab. Der Dulder verschied ohne von seiner Säule herabzusteigen. Eine Menge Prälaten folgten seinem Leichenzuge, das Volk staunte den Säulenheiligen wie ein höheres Wesen an, wodurch viele Andere verleitet wurden, seinem Beispiele nachzuahmen[1]).

Es giebt, wenn ich nicht irre, keinen Zweig der Literatur, dessen Wichtigkeit weniger angemessen gewürdigt wird, als die Lebensgeschichten der Heiligen. Selbst wo sie keinen staatsgeschichtlichen, haben sie doch einen sittengeschichtlichen Werth höchster Art. Sie mögen uns nicht mit Genauigkeit sagen, was die Menschen zu besonderen Zeiten thaten, aber sie schildern mit der höchsten Lebhaftigkeit, was sie dachten und fühlten, ihren Massstab des Möglichen und ihr Ideal der Vollkommenheit. Concilbeschlüsse, ausgearbeitete theologische Abhandlungen, Glaubensbekenntnisse, Liturgieen und Canones sind sämmtlich nur die Hülsen der Religionsgeschichte. Sie offenbaren, was vor der Welt als Glauben bekannt und vertheidigt wurde, aber nicht was die Einbildung sich vergegenwärtigte oder das Herz erfüllte. Die Geschichte der Kunst, welche auf ihrer niederen Stufe mit zarter Treue die flüchtigen Bilder eines anthropomorphistischen Zeitalters abspiegelt, ist in dieser Beziehung unschätzbar; aber noch wichtiger ist jene ungeheure christliche Mythologie, welche aus dem intellectuellen Zustande der Zeit üppig emporschoss, alle ihre theuersten Hoffnungen, Wünsche,

[1]) Siehe sein Leben in *Vitae Patrum*; Evagrius. *I.*, *13—14*. Theodoret, *Philotheus*, *cap. XXVI.*

Ideale und Einbildungen umfasste, und während vieler Jahrhunderte der volksthümlichen Literatur zu Grunde lag. In Rücksicht auf die Wüstenheiligen kann keine Frage sein, dass das Bild, welches hauptsächlich von Augenzeugen gezeichnet ist, so fratzenhaft es auch in seinen Einzelheiten sein mag, in seinen Hauptzügen geschichtlich wahr ist. Es ist wahr, dass die Selbstqual einige Jahrhunderte lang als der Hauptmassstab der menschlichen Vollkommenheit betrachtet wurde, dass Hunderttausende der frömmsten Menschen in die Wüste flohen, um sich durch Kasteiung beinahe zum Zustande der wilden Thiere zu erniedrigen, und dass dieser grässliche Aberglauben eine fast unbeschränkte Herrschaft in der Sittenlehre der Zeit erlangt hatte. Die angeführten Beispiele der Askese sind nur einige wenige aus vielen Hunderten, und man könnte ganze Bücher über ihre Einzelheiten schreiben, was auch geschehen ist. Bis zur Verbesserung des Mönchthumes durch Benedictus aus Nursia, unweit des heutigen Spoleto, blieb das Ideal im Ganzen unverändert. Die Mönche des Abendlandes konnten zwar aus klimatischen Rücksichten nicht mit den ägyptischen Einsiedlern in Entsagungen wetteifern, aber ihre Vorstellung von der höchsten Vollkommenheit war ganz dieselbe, und sie suchten ihre Inferiorität in Büssungen durch angebliche Ueberlegenheit im Wunderthun wett zu machen. Von der Zeit des Pachomius lebten die meisten Mönche in Klöstern, aber die Klöster des Morgenlandes unterschieden sich wenig von den Einsiedeleien. Sie lagen in den Wüsten, die Mönche lebten gewöhnlich in gesonderten Zellen, waren schweigsam bei den Mahlzeiten und wetteiferten in ausschweifenden Bussübungen. Hieronymus und Andere machten allerdings einige wenige schwache Anstrengungen, die Grausamkeiten zu mildern, welche häufig zum Wahnsinn und Selbstmord führten, dem Ungestüm gewisser Wandermönche Einhalt zu thun, welche den geistlichen Behörden sich widersetzten, und besonders die mönchische Bettelei zu unterdrücken, welche bei einigen Ketzersekten stark zu Tage getreten war. Der demüthigere Fleiss der orthodoxen Mönche begnügte sich mit dem Flechten von Matten und Körben aus Palmbaumblättern; aber durch den Aufenthalt in der Wüste verfielen sie rasch in Stumpfsinn, und Diejenigen wurden am meisten bewundert, welche, gleich Simeon dem Säulensteher und Johannes dem Einsiedler, sich ausschliesslich ihrem Aberglauben widmeten. Verschiedenheiten des individuellen Charakters entfalteten sich indessen lebhaft. Viele Einsiedler, welche dem Sklavendienste entflohen

waren, um in der Wildniss auszuruhen, brachten die langen Stunden in Schlaf oder in mechanischem Gebete hin, und ihr träges, schlaffes, bis zum höchsten Alter verlängertes Leben endigte zuletzt durch einen ruhigen, fast thierischen Tod. Andere bauten ihre Zellen an klaren Quellen und Palmbäumen einer Oase in der Wüste, und ein blühender Garten entstand unter ihrer Arbeit. Die zahlreichen Mönche, welche dem heiligen Serapion folgten, widmeten sich eifrig dem Ackerbau, und versendeten Schiffsladungen Getreide zum Besten der Armen[1]). Von einem alten Einsiedler wird erzählt, die Heiterkeit seines Gemüthes sei so gross gewesen, dass jeder Kummer durch seine Gegenwart gescheucht wurde, und die Mühseligen und Tiefbetrübten durch ein paar Worte von seinen Lippen getröstet wurden[2]). Gewöhnlicher jedoch war die Zelle des Einsiedlers die Stätte beständiger Trauer. Thränen und Seufzer, wahnsinnige Kämpfe mit Geistererscheinungen und Krämpfe religiöser Verzweifelung waren das Gefüge seines Lebens, und die Furcht vor geistigen Feinden mit dem Tode, welchen der Aberglaube so schrecklich gemacht hatte, verbitterten jede Stunde seines Lebens[3]). Da die Mönche in der steten Aufmerksamkeit auf sich selbst und in dem Kampfe mit den sinnlichen Trieben ihren einzigen Beruf sahen, so konnte Gelehrsamkeit ihre Sache nicht sein[4]). Den Einsiedlern fehlte alle Geistesbildung und sie wollten nichts davon wissen; ja, die Mönche betrachteten die Wissenschaft nicht bloss

[1]) Palladius, *Hist. Laus. LXXVI.*

[2]) Rufinus, *Hist. Monach., XXXIII.*

[3]) Einen schlagenden Beleg hierfür haben wir in der Lebensgeschichte des heiligen Arsenius. Seine Augenwimpern sollen ihm durch vieles Weinen ausgefallen sein, und er musste bei der Arbeit ein Tuch auf die Brust legen, um die Thränen aufzufangen. Als er sich dem Tode nahe fühlte, stieg sein Schrecken auf den höchsten Punkt. Die ihn umgebenden Mönche fragten ihn: „Quid fles, pater? numquid et tu times?“ Er antwortete: „In veritate timeo et iste timor qui nunc mecum est, semper in me fuit, ex quo factus sum monachus.“ *Verba Seniorum, Prol.,* §. *163.* Der heilige Abraham soll nach seiner Bekehrung keinen Tag ohne zu weinen zugebracht haben. *(Vitae Patrum.)* Der heilige Johannes, der Zwerg, sah wie einst ein Mönch bei Tische übermässig lachte und war darüber so erschreckt, dass er sofort zu weinen anfing. (Tillemont, *Mém. de l'Hist. ecclés., tome X., p. 430*). Der heilige Basilius bemerkt in seiner wunderlichen Erörterung über die Sündhaftigkeit des Lachens (*Regulae, interrog. XVII.*), dass dies der einzige körperliche Trieb war, den Christus nicht gekannt zu haben scheint. Buckle hat eine Reihe ganz ähnlicher Stellen aus den Schriften der schottischen Theologen zusammengestellt. (*Geschichte der Civilisation, 2. Band,* [2. Auflage], *S. 376.*)

[4]) „Monachus autem non doctoris habet sed plangentis officium.“ *Contr. Vigilant., XV.*

als überflüssig, sondern auch als gefährlich. Der eigentliche Stifter des Mönchthumes, der heilige Antonius, lernte als Knabe weder Schreiben noch Lesen, weil dies ihn in zu grossen Verkehr mit anderen Knaben würde gebracht haben[1]). Zur Zeit, als Hieronymus sich von einer tiefen Bewunderung für den Genius Cicero's hinreissen liess, wurde er, wie er selbst erzählt, in der Nacht vor das Tribunal Christi geführt, angeklagt, mehr ein Ciceronianer als ein Christ zu sein, und von den Engeln stark durchgepeitscht[2]). Dieser Heilige modificirte jedoch später seine Meinungen über die heidnischen Schriftsteller und musste sich gegen seine eifersüchtigeren Berufsgenossen des Breiteren vertheidigen, weil sie ihn beschuldigten, dass er seine Werke durch Anführungen aus heidnischen Schriftstellern entweihe, einige Mönche mit dem Abschreiben des Cicero beschäftige, und einigen Kindern in Bethlehem den Virgil erkläre[3]). Von einem als Sprachkenner besonders berühmten Mönche wird berichtet, dass er es sich zur Busse machte, dreissig Jahre lang vollkommen zu schweigen[4]); von anderen, dass sie ihren Zellengenossen die bittersten Vorwürfe machten, wenn sie ein Buch bei ihnen fanden[5]).

Bei Menschen, die ein solches Leben führten, waren Visionen und Wundererscheinungen nothwendig häufig. Alle Grundbestandtheile der Hallucination waren vorhanden. Unwissend und abergläubisch, von der religiösen Ueberzeugung ausgehend, dass unzählige böse Geister die Luft erfüllten, jede Schwankung seines eigenen Temperamentes und jede ausserordentliche Erscheinung in der Natur einer geistigen Einwirkung zuschreibend, dazu noch irrsinnig vor Einsamkeit und lange fortgesetzten harten Bussen, hielt der Einsiedler bald die Trugbilder seines Gehirns für offenbare Wirklichkeiten. In der schauerlichen Dunkelheit des Grabes,

[1]) St. Athanasius, *Vit. Anton.*

[2]) *Epist. XXII.* Er sagt, seine Schultern seien geschwollen gewesen als er erwachte.

[3]) *Epist. LXX. Adv. Rufinum, lib. I., cap. XXX.*

[4]) Sozomen., *VI., 28*; Rufinus, *Hist. Monach., cap. VI.* Sokrates erzählt folgende Geschichte von einem dieser ungebildeten Heiligen, Namens Pambos. Da er nicht lesen konnte, kam er zu Einem, um einen Psalm zu lernen. Nachdem er den Vers gelernt hatte: „Ich sagte, ich will auf meine Wege achten, dass ich mit meiner Zunge keinen Schaden anrichte", ging er weg und sagte, dies wäre genug, wenn er es im Gedächtniss behielte. Als man ihn nach sechs Monaten und wiederum viele Jahre nachher fragte, warum er nicht komme, noch einen Vers zu lernen, antwortete er, dass er diesen niemals beobachten konnte *(Hist. eccl., IV., 23).*

[5]) Tillemont, *VIII., p. 490., X., p. 61.*

wo er inmitten verwitternder Leichen seine Wohnstätte aufschlug, in den langen Stunden nächtlicher Busse, wenn der Wüstenwind um seine einsame Zelle heulte, und das Geschrei der wilden Thiere an sein Ohr schlug, schien es ihm, als wenn sichtbare Gestalten der Fleischeslust oder des Schreckens ihn anfochten und seine Seele zum Falle zu bringen strebten. Eine auf den höchsten Punkt gespannte Einbildung, die auf einen durch Kasteiungen geschwächten und kranken Körper wirkte, rief verwirrende Erscheinungen des Seelenlebens hervor, verstärkte Anfälle widerstreitender Leidenschaften, plötzliche Abwechslungen von Freude und Angst, die er für entschieden übernatürlich hielt. Bisweilen tauchten gerade in der Begeisterung der Andacht alte Scenen in seiner Erinnerung wieder auf. Die schattigen Haine und die gemächlich wollüstigen Gärten seines Geburtsortes erschienen ihm, und einsam auf dem brennenden Sande knieend, erblickte er um sich die schönen Gruppen tanzender Mädchen, an deren warmen, wallenden Gliedern und fröhlichem Lächeln seine jugendlichen Augen zu verliebt hingen. Manchmal entsprang seine Versuchung aus den Liedern der Andacht. Die süssen, zügellosen Lieder früherer Zeiten erklangen wieder in seinem Ohre, und sein Herz erzitterte von den Leidenschaften der Vergangenheit. Und dann änderte sich die Scene wieder. Ein kriegerischer Psalm, den seine Lippen murmelten, rief seiner Einbildung das vollgedrängte Amphitheater ins Gedächtniss. Die Menschenmenge, die Leidenschaft und die verschiedenen Rufe der eifrigen Tausende vergegenwärtigten sich seinem Geiste, und die wilde Freude der Gladiatoren ging durch den Tumult seines Traumes[1]). Der kleinste Umstand genügte, um dem Gedanken an einen teuflischen Einfluss Raum zu geben. Aber am schrecklichsten waren die Kämpfe der jungen und feurigen Männer, durch deren Adern das heisse Blut der Leidenschaft andauernd floss, die physisch den geschlechtlichen Naturtrieb nicht unterdrücken konnten

[1]) Hieronymus sagt aus eigener Erfahrung: „Ich, der ich mich aus Furcht vor der Hölle selbst zur Einkerkerung verdammt hatte, ich, der ich fern von Menschen nur Skorpione und wilde Thiere zu Genossen hatte, sah mich im Geiste mitten unter nackten Mädchen. Mein Antlitz war bleich von Fasten, aber die Einbildungskraft erglühete von wilden Begierden, und während der Leib kalt und verödet schien, wallte mein Inneres vor wilder Brunst.“ *Epist. 18 ad Eustochium.* Die heilige Maria von Aegypten wurde besonders von der Erinnerung ihrer lüsternen Jugendlieder geplagt. (*Vitae Patrum, cap. XIX.*) Der heilige Hilarion glaubte einen Gladiatorenkampf zu sehen, während er Psalmen hersagte. (Siehe seine von Hieronymus verfasste Lebensgeschichte.)

und mit jener Neigung zur Hallucination behaftet waren, welche eine südliche Sonne bei Menschen erzeugt, die aus religiöser Wahnbegeisterung in die Wüsten wandern. In den Armen syrischer oder afrikanischer Bräute, deren schmachtende Augen Liebe mit Liebe erwiderten, hätten sie selig ausruhen können; aber in der einsamen Wildniss vermochte kein Frieden ihren Seelen jemals zu Theil zu werden. Die Lebensgeschichten der Heiligen malen mit einer schauerlichen Lebhaftigkeit die Agonieen ihres Kampfes. Mit wahnsinniger Energie die Kasteiungen des Körpers vermehrend, aus Angst die Brust mit der Faust zerschlagend, Ströme von Thränen stets vergiessend, und sich einbildend, fortwährend von immer wechselnden Gestalten todbringender Schönheit angefochten zu werden, die eine grössere Lebhaftigkeit gerade durch die Leidenschaft erlangten, mit welcher sie gegen dieselben ankämpften, endeten ihre Kämpfe sehr häufig in Wahnsinn und Selbstmord. Einige stürzten sich von Felsen herab, andere schnitten sich die Bäuche auf oder tödteten sich durch Hunger[1]). Es wird erzählt, als die Heiligen Pachomius und Palämon sich in der Wüste mit einander unterhielten, stürzte ein junger Mönch, das Gesicht von Wahnsinn verzerrt, auf sie los und erzählte mit gebrochener Stimme und krampfhaften Seufzern seine Kummergeschichte. Eine Frau, sagte er, wäre in seine Zelle getreten, hätte ihn durch ihre Künste verführt, wäre dann wunderbarer Weise in der Luft verschwunden, und hätte ihn halb todt auf dem Erdboden zurückgelassen; worauf der Mönch mit einem wilden Schrei den heiligen Zuhörern entfloh. Getrieben, wie sie glaubten, von einem bösen Geiste, stürzte er durch die Wüste, bis er an das nächste Dorf gelangte, wo er durch einen Sprung in den offenen Ofen der öffentlichen Bäder in den Flammen verschied[2]). Es werden sonderbare Geschichten von Aufwallungen der Leidenschaft in den ältesten Personen berichtet. Von einem Mönche besonders, der lange für ein Muster der Askese galt, der aber in jene Selbstgefälligkeit verfiel, welche bei den Anachoreten sehr gewöhnlich war, wird erzählt, dass eines Abends eine ohnmächtige Frau an seiner Zellenthür erschien und ihn bat, ihr ein Obdach zu gewähren, damit sie nicht den wilden Thieren zur Beute falle. In einer bösen Stunde gab er ihrer Bitte nach. Mit allem Scheine tiefer Ehrfurcht gewann sie seine Aufmerksamkeit und

[1]) Gregorii Nazian. *II., 107. Pachomii Vita, 61.*
[2]) *Ibid., cap. IX.*

wagte zuletzt ihre Hand auf ihn zu legen. Aber diese Berührung durchzuckte seinen Körper. Leidenschaften, die lange geschlummert hatten und vergessen waren, ergossen sich mit ungestümer Wuth durch seine Adern. In einem Anfall wilder Liebe suchte er die Frau an sein Herz zu drücken, aber sie verschwand vor seinem Blicke, und ein Chor böser Geister frohlockte mit schallendem Gelächter über seinen Fall. Der Schluss der Geschichte wird von dem mönchischen Schriftsteller ganz künstlerisch erzählt. Der gefallene Einsiedler suchte nicht, wie man hätte erwarten sollen, durch Busse und Gebete seine Reinheit zu erneuern. Jener Augenblick der Leidenschaft und Schande hatte in ihm eine neue Natur erweckt, und ihn unwiderruflich von den Hoffnungen und Gefühlen des asketischen Lebens getrennt. Obgleich er wusste, dass die schöne Gestalt, welche er in der Phantasie sah, eine Täuschung sei, die ihn ins Verderben lockte, liess er doch sein Herz davon beherrschen. Er entfloh der Wüste, stürzte sich aufs Neue in die Welt, vermied allen Verkehr mit den Mönchen und folgte dem Lichte jener idealen Schönheit selbst bis in den Höllenschlund[1]).

Derartige Geschichten, welche unter den Mönchen die Runde machten, trugen dazu bei, die Gefühle des Schreckens zu erhöhen, mit welchen sie allen Umgang mit dem anderen Geschlechte betrachteten. Aber einen solchen Umgang zu meiden, war oft sehr schwer. Wenige Dinge sind bei den alten Geschichtschreibern der asketischen Richtung überraschender, als die Art, wie Erzählungen von dem tiefsten tragischen Interesse mit höchst sonderbaren Berichten über die tiefe Bewunderung wechseln, mit welcher die rauhesten Einsiedler von frommen Frauen betrachtet wurden, und über die unermüdliche Ausdauer, mit welcher diese sich ihrer Beachtung aufzudrängen suchten. Einige Frauen scheinen in dieser Beziehung besonders glücklich gewesen zu sein. Melania, die einen grossen Theil ihres Vermögens den Mönchen hingab, machte gegen

[1]) Rufinus, *Hist. Monach.*, *cap. I.* Rufinus erzählt diese Geschichte von dem Einsiedler Johannes. Letzterer schildert seine eigenen Visionen sehr graphisch: „Denique etiam me frequenter daemones noctibus seduxerunt, et neque orare neque requiescere permiserunt, phantasias quasdam per noctem totam sensibus meis et cogitationes suggerentes. Mane vero velut cum quadam illusione prosternebant se ante me dicentes. Indulge nobis, abbas, quia laborem tibi incussimus tota nocte.“ *Ibid.* Der heilige Benedictus soll in der Wüste durch die Erinnerung an ein schönes Mädchen geplagt worden sein, das er einst gesehen hatte, und erlangte nur dadurch seine Ruhe wieder, dass er sich in Dornen wälzte. (St. Gregorii *Dial.*, *II.*, *2.*)

Ende des vierten Jahrhunderts in Begleitung des Geschichtschreibers Rufinus eine lange Pilgerreise durch die syrischen und ägyptischen Einsiedeleien[1]). Aber bei vielen Einsiedlern war es Regel, niemals einer Frau ins Gesicht zu sehen, und die Zahl der Jahre, während welcher sie sich dieser Befleckung entzogen hatten, wurde gewöhnlich als ein offenbarer Beweis ihrer Vollkommenheit angesehen. Basilius sprach nur im äussersten Nothfalle mit einer Frau[2]). Johannes von Lykopolis hatte achtundvierzig Jahre lang keine Frau gesehen[3]). Ein junges römisches Mädchen machte eine Pilgerfahrt von Italien nach Alexandrien, um das Gesicht des heiligen Arsenius zu schauen und seine Gebete für sich zu erlangen. Sie drängte sich zu ihm, warf sich, trotz seiner Zurückweisungen, zu seinen Füssen und bat ihn unter Thränen, ihr die einzige Bitte zu gewähren, — sich ihrer zu erinnern und für sie zu beten. „Erinnere dich", rief der unwillige Heilige, „das Gebet meines Lebens wird sein, dass ich dich vergesse." Das arme Mädchen suchte Trost bei dem Erzbischof von Alexandrien, welcher sie mit der Versicherung beschwichtigte, dass, obgleich sie zu dem Geschlechte gehöre, durch welches die Heiligen gewöhnlich von den Dämonen versucht werden, er doch nicht zweifele, der Einsiedler werde für ihre Seele beten, obschon er ihr Gesicht würde zu vergessen suchen[4]). Bisweilen nahm dieser Enthusiasmus der Frauen eine andere raffinirtere Gestalt an, und bei mehr als einer Gelegenheit legten Frauen Männertracht an, um ihr Leben unbehelligt bei den Einsiedlern zuzubringen. Unter Anderen erhielt die heilige Pelagia, welche die schönste und eine der gefährlichsten Schauspielerinnen in Antiochien war, nach ihrer etwas sonderbaren Bekehrung von den Bischöfen die Weisung, in Busse bei einer ältlichen Jungfer von tadelloser Frömmigkeit zu leben; aber angetrieben, wie es heisst, von einem Verlangen nach einem strengeren Leben, entfloh sie ihrer Gefährtin, legte Männertracht an, liess sich bei den Mönchen auf dem Oelberge nieder, und behauptete vermittelst ihrer alten Kunstfertigkeit so consequent ihren angenommenen Charakter, dass sie zu grosser

[1]) Sie lebte auch eine Zeitlang in einem von ihr zu Jerusalem gestifteten Kloster. Ueber ihre Pilgerreise siehe Rosweyde, *lib. II.*

[2]) Siehe seine Lebensgeschichte bei Tillemont.

[3]) *Ibid., X., p. 14.*

[4]) *Verba Seniorum.* §. *65.*

Berühmtheit gelangte, und erst nach ihrem Tode geschah es, dass die Heiligen erfuhren, wer unter ihnen gelebt habe[1]).

Diese Geschichten und Bemerkungen werden, hoffe ich, einen hinlänglich klaren Begriff von der allgemeinen Natur des Mönchslebens auf seiner ältesten Stufe, sowie von den Schriften, die es erzeugte, gegeben haben. Jetzt können wir daran gehen, die Wege zu untersuchen, auf welchen diese Lebensweise sowohl den idealen Typus, als auch den wirklichen Zustand der christlichen Sittenlehre beeinflusst hat. Zunächst ist es klar, dass das Verhältniss der Tugenden verändert wurde. Wenn ein unparteiischer Mensch die Sittenlehre des neuen Testaments überblickt und fragt, was die hauptsächliche und entschiedene Tugend ist, auf welche die Verfasser fortwährend hinweisen, so wird er ohne Zweifel antworten, es ist diejenige, welche als Liebe, Barmherzigkeit oder Menschenliebe geschildert wird. Wenn er die Schriften des vierten und fünften Jahrhunderts durchforscht und die gleiche Frage thut, wird er antworten, dass die Haupttugend des religiösen Typus nicht die Liebe, sondern die Keuschheit war. Und diese Keuschheit, welche als der ideale Zustand betrachtet wurde, war nicht die Reinheit einer fleckenlosen Ehe, sie war vielmehr die unbedingte Unterdrückung der ganzen sinnlichen Seite unserer Natur. Die Hauptform der Tugend, der Grundbegriff des heiligen Lebens war ein beständiger Kampf gegen alle unkeuschen Antriebe. Diese Thatsache hatte die wichtige Folge, dass die Religion allmälig eine düstere Farbe annahm. So verschieden die Mönche in vielen Punkten von einander waren, so stimmten doch Alle darin überein, dass sie in der Bekämpfung des Fleisches das grösste Verdienst vor Gott sahen. Den Hunger, den Durst, den

[1]) Pelagia war sehr hübsch und nach ihrem eigenen Geständnisse „waren ihre Sünden schwerer als der Sand.“ Die Bewohner von Antiochia nannten sie aus Liebe Margarita, die Perle. „Il arriva un jour que divers évesques, appellez par celui d'Antioche pour quelques affaires, estant ensemble à la porte de l'église de S.-Julien, Pélagie passa devant eux dans tout l'éclat des pompes du diable, n'ayant pas seulement une coeffe sur sa teste ni un mouchoir sur ses épaules, ce qu'on remarque comme le comble de son impudence. Tous les évesques baissèrent les yeux en gémissant pour ne pas voir ce dangereux objet de péché, hors Nonne, très-saint évesque d'Héliople, qui la régarda avec une attention qui fit peine aux autres.“ Jedoch dieser Bischof begann sofort sehr zu weinen und beruhigte seine Amtsbrüder wieder, und bewirkte durch eine Predigt, die er ihr hielt, die Bekehrung der Schauspielerin. Tillemont, *Mém. d'Hist. ecclés.*, *tome XII.*, *pp. 378—380.* Ueber Frauen, die „unter dem Vorwande der Religion“ Männerkleider angezogen haben, siehe auch Sozomen., *III.*, *14.*

Schlaf zu überwinden, jeder Lust der Augen, der Ohren, des Geschmackes zu entsagen, vor Allem aber den Geschlechtstrieb zu unterdrücken, dies schien ihnen die Bestimmung des Menschen. Ein Kampf mit der Natur war es, den sie unternahmen, ein Kampf gegen jedes, auch das unschuldigste Vergnügen, welches sie, nach ihrem Begriffe von der angeborenen Verderbtheit der menschlichen Natur, zum Laster stempelten. Alles dies war die Folge des weit überwiegenden Werthes, welchen sie auf die Keuschheit legten; gerade das Gegentheil von dem Tone der Ruhe und Freudigkeit, welcher die griechische Philosophie kennzeichnet, welche nichts von einem Kampfe gegen eine angeborene Sündhaftigkeit und Verderbtheit des Menschen weiss. Auch machte der grichische Moralphilosoph keinen ernsthaften Versuch unsere Natur zu bessern, und das griechische Publikum hatte eine fast grenzenlose Nachsicht gegen unerlaubte Genüsse.

Aber, während der grosse Werth, den man damals den Kämpfen des asketischen Lebens beimass, einen dunkeln Schatten auf die volksthümliche Würdigung der menschlichen Natur warf, trug er doch, meine ich, sehr viel dazu bei, jene starke Ueberzeugung von der Freiheit des menschlichen Willens aufrecht zu halten und zu kräftigen, welche von der katholischen Kirche immer so nachhaltig verfochten wurde; denn wohl bei keinem anderen moralischen Conflicte kommen die Menschen zu einem so klaren Bewusstsein jenes Unterschiedes zwischen unserem Willen und unseren Begierden, von dessen Realität alle sittliche Freiheit schliesslich abhängt. Er hatte aber, nach meinem Dafürhalten, noch eine andere Folge, die sich schwer mit derselben Genauigkeit beschreiben lässt. In einer starken, so zu sagen animalischen Natur — das heisst, in einer Natur, in der die Leidenschaften in kräftiger und zu gleicher Zeit gesunder Thätigkeit sind — erwartet man selbstverständlicher Weise verschiedene sittliche Eigenschaften zu finden. Gute Laune, Offenheit, Grossmuth, Kühnheit, sanguinische Thatkraft, Lebhaftigkeit des Gemüths sind die gewöhnlichen und eigenthümlichen Begleiter eines kräftigen, naturwüchsigen Temperaments, und sie finden sich viel seltener in Naturen, die von Hause aus schwach und weichlich, oder in Naturen, die durch Bussübung künstlich geschwächt, aus ihrer ursprünglichen Richtung gebracht und stets unter strenger Aufsicht gehalten worden sind. Da nun der ideale Typus des Katholicismus, wegen des hohen Werthes, welchen er auf die Enthaltsamkeit legte, von letzterer Art ist, so haben die erwähnten Eigen-

schaften beständig eine sehr niedrige Stelle in dem katholischen Begriffe der Vollkommenheit eingenommen, und die andauernde Richtung der protestantischen und industriellen Civilisation ist es gewesen, sie zu erhöhen.

Ich weiss nicht, ob der Leser diese Ansichten — welche ich mit einer gewissen Schüchternheit vorlege — für weit her geholt und phantastisch halten wird. Unsere Kenntniss von den physischen Ursachen der verschiedenen sittlichen Eigenschaften ist so spärlich, dass es schwer ist, von diesen Gegenständen mit Sicherheit zu sprechen; aber wenige Menschen, denke ich, können unbemerkt gelassen haben, dass die geschilderten physischen Temperamente sich nicht bloss in der Einen wichtigen Thatsache, der Schärfe der thierischen Leidenschaften, sondern auch je in der Fähigkeit unterscheiden, einen bestimmten sittlichen Typus zu erzeugen, oder mit anderen Worten, in der Harmonie jedes einzelnen mit den verschiedenen guten und bösen Eigenschaften. Daher beeinflusst eine Lehre, die eines dieser zwei Temperamente mit dem sittlichen Ideal unlösbar verbindet, die Werthschätzung einer grossen Zahl sittlicher Eigenschaften. Aber, was man auch von den sittlichen Folgen denken mag, welche aus dem physischen Temperamente entsprangen, das durch die Askese erzeugt wurde, es kann wenig Streit über die Wirkungen sein, welche aus der Lebensart hervorgingen, die sie einschärfte. Absonderung von den Interessen und Neigungen seiner ganzen Umgebung war das Hauptziel des Einsiedlers, und die erste Folge von der Vorherrschaft der Askese war eine tiefe Missachtung der häuslichen und Familientugenden.

Der Umfang, bis zu welchem diese Missachtung sich erstreckte, die grosse Herzenshärte und Undankbarkeit, welche die Heiligen gegen Diejenigen bewiesen, welche durch die engsten irdischen Bande mit ihnen verknüpft waren, ist Wenigen bekannt, die nicht die bezügliche Originalliteratur studirt haben. Diese Dinge werden gewöhnlich in den Hintergrund geschoben von denjenigen neueren Romantikern, welche sich daran ergötzen, die Gläubigen dei Vergangenheit zu idealisiren. Durch Undank das Herz der Mutter zu brechen, welche ihn erzogen, das Weib, welches ihn anbetete, zu überreden, es sei ihre Pflicht, für immer sich von ihm zu trennen, seine Kinder unversorgt zu verlassen und als Bettler der Gnade der Welt anheim zu geben, betrachtete der wahre Einsiedler als das angenehmste Opfer, welches er seinem Gotte bringen konnte. Er beschäftigte sich ausschliesslich mit der Errettung seiner eigenen

Seele und glaubte, die Heiterkeit seiner Andacht würde durch die Erfüllung der geringsten Pflicht gegen seine Familie gestört werden. Der Wüsteneinsiedler Evagrius erhielt nach geraumer Zeit Briefe von seinen Eltern, konnte es aber nicht ertragen, dass der gleichmässige Verlauf seiner Gedanken durch die Erinnerung an Diejenigen gestört werde, die ihn liebten, und warf demgemäss die Briefe ungelesen ins Feuer[1]). Ein gewisser Mutius verliess einst in Begleitung seines einzigen Kindes, eines Knaben von acht Jahren, sein Besitzthum und bat um Zulassung in ein Kloster. Die Mönche nahmen ihn auf, aber gingen zunächst daran, sein Herz zu discipliniren. „Er hatte bereits vergessen, dass er reich war; er musste nunmehr vergessen lernen, dass er Vater war"[2]). Das Kind wurde von ihm getrennt, in schmutzige Lumpen gekleidet, jeder Art harter und schadenfroher Mühsal unterworfen, geschlagen, mit Füssen getreten und misshandelt. Tag für Tag musste der Vater sehen, wie sein Kind durch Kummer hinschwand, wie sein einst glückliches Gesicht stets von Thränen befeuchtet, von Schluchzen der Angst entstellt war. „Aber", sagt der bewundernde Lebensbeschreiber, „obgleich er dies Tag für Tag sah, war doch die Liebe zu Christus und zur Tugend des Gehorsams so gross, dass das Vaterherz starr und unbeweglich blieb." „Er dachte wenig an die Thränen seines Kindes, er war einzig um seine eigene Demuth und Vollkommenheit in der Tugend bekümmert"[3]). Endlich sagte ihm der Abt, er solle das Kind nehmen und in den Fluss werfen. Er ging ohne ein Murren oder einen sichtbaren Schmerz dem Gebote zu willfahren, und es geschah erst im letzten Augenblicke, dass die Mönche dazwischen traten und das Kind hart am Rande des Flusses retteten. Mutius erlangte später eine hohe Stellung unter den Asketen und wurde mit Recht als Einer be-

[1]) Tillemont, *tome X., pp. 376—377.* Von einem Mönche wird erzählt, er pflegte sich das Gesicht zu verhüllen, wenn er in den Garten ging, damit nicht der Anblick der Bäume seinen Geist störe. *(Verba Seniorum.)* Der heilige Arsenius konnte nicht das Rascheln des Schilfrohres ertragen *(Ibid.)*, und ein Heiliger, Namens Bonifacius, erschlug einen Menschen, der mit einem Affen und einer Cymbel umherzog, weil er ihn (offenbar ganz unabsichtlich) im Gebete gestört hatte. (St. Greg., *Dial., I., 9.*)

[2]) „Quemadmodum se jam divitem non esse sciebat, ita etiam patrem se esse nesciret." Cassian, *De Coenobiorum Institutis, IV., 27.*

[3]) „Cumque taliter infans sub oculis ejus per dies singulos ageretur, pro amore nihilominus Christi et obedientiae virtute, rigida semper atque immobilia patris viscera permanserunt . . . parum cogitans de lacrymis ejus, sed de propria humilitate ac perfectione sollicitus". *Ibid.*

trachtet, der in grosser Vollkommenheit das Gemüth eines Heiligen entfaltet hatte[1]). Ein Thebaner kam einst zu dem Abt Sisös und bat, ihn zum Mönche zu machen. Der Abt fragte ihn, ob er irgend welche Angehörige hätte. Er antwortete, „einen Sohn". „Nimm Deinen Sohn", entgegnete der alte Mann, „und wirf ihn in den Fluss und dann kannst Du ein Mönch werden." Der Vater eilte den Befehl zu erfüllen, und die That war beinahe vollbracht, als ein von Sisös abgesendeter Bote den Befehl widerrief[2]).

Bisweilen wurde dieselbe Lehre unter der Form eines Wunders eingeschärft. Ein Mann hatte einst seine drei Kinder verlassen, um Mönch zu werden. Drei Jahre später entschloss er sich, sie ins Kloster zu bringen, aber als er heimkehrte, fand er, dass die zwei ältesten während seiner Abwesenheit gestorben waren. Er kam zum Abt mit dem jüngsten, noch sehr kleinen Kinde auf dem Arme. Der Abt wendete sich zu ihm und sagte: „Liebst du dies Kind?" Der Vater antwortete: „Ja". „Dann nimm das Kind", sagte der Abt, „und wirf es ins Feuer auf dem Herde dort." Der Vater that, wie ihm befohlen und das Kind blieb inmitten der Flammen unversehrt[3]). Diese Seite des mönchischen Charakters trat in Rücksicht auf weibliche Verwandte besonders grell zu Tage, und zwar geschah dies nicht bloss, um die Familiengefühle zu ertödten, sondern zum Schutze gegen jede mögliche Gefahr, welche aus der Gegenwart einer Frau entstehen könnte. Die zarte Blume jener heilig gehaltenen Keuschheit hätte durch den Anblick des Gesichtes einer Mutter oder einer Schwester geschädigt werden können. Das Ideal eines Zeitalters scheint bisweilen für die Caricatur eines anderen zu fratzenhaft; und es ist interessant zu bemerken, wie blass und schwach das Bild ist, welches Molière von der affectirten Prüderie des Tartuffe zeichnete, im Vergleich zu den Erzählungen, welche in den Lebensgeschichten der Heiligen mit so ernsthafter Miene vorgebracht werden[4]). Als der Abt Sisös ein sehr

1) *Ibid.*

2) Bollandist. 6. Juli; *Verba Seniorum, XIV.*

3) *Verba Seniorum, XIV.*

4) *Tartuffe* (tirant un mouchoir de sa poche).

„Ah, mon Dieu, je vous prie,
Avant que de parler, prenez-moi ce mouchoir.
Dorine. Comment!
Tartuffe. Couvrez ce sein que je ne saurois voir;
Par de pareils objets des âmes sont blessées,
Et cela fait venir coupables pensées".
de Tartuffe, Acte III., scène 2.

alter, schwacher und hinfälliger Mann geworden war, ermahnten ihn seine Schüler, von der Wüste nach einer bewohnten Gegend überzusiedeln. Sisös schien darein zu willigen, stellte jedoch die unabweisbare Bedingung, er müsste in seinem neuen Aufenthalte nimmer der Gefahr und Unruhe ausgesetzt werden, ein Frauengesicht zu sehen. Für eine solche Natur passte selbstverständlich nur die Wüste, und man liess den alten Mann dort in Frieden sterben[1]). Ein Mönch wanderte einst mit seiner Mutter — an sich schon ein höchst ungewöhnliches Ereigniss — und als sie an einen brückenlosen Fluss anlangten, sah er sich genöthigt, sie hinüberzutragen. Zu ihrer Ueberraschung begann er sich die Hände mit Tüchern zu umwinden, und als sie nach dem Grunde fragte, rief er aus, er fürchte so unglücklich zu sein, sie zu berühren und dadurch das Gleichgewicht seiner Natur zu stören[2]). Die Schwester des heiligen Johannes von Calama liebte ihn zärtlich und bat dringend, noch einmal sein Gesicht schauen zu dürfen, bevor sie stürbe. Auf seine hartnäckige Weigerung erklärte sie endlich, sie würde eine Pilgerreise zu ihm nach der Wüste machen, worauf der erschreckte und bestürzte Heilige ihr schrieb, er verspreche sie zu besuchen, wenn sie sich verpflichte, ihre Absicht aufzugeben. Er verkleidete sich und reiste zu ihr, empfing einen Becher Wasser aus ihren Händen und ging weg ohne erkannt zu werden. Sie schrieb ihm und machte ihm Vorwürfe, dass er sein Versprechen nicht erfüllt habe. Er antwortete ihr, er hätte sie wirklich besucht, dass „er aber durch die Gnade Jesu Christi nicht erkannt worden sei", und dass sie ihn nimmer wieder sehen werde[3]). Die Mutter des heiligen Theodosius kam mit vielen Briefen von Bischöfen versehen, um ihren Sohn zu besuchen; aber dieser bat seinen Abt, den heiligen Pachomius, ihm zu gestatten, den Besuch abzuweisen, und als die arme Mutter alle ihre Anstrengungen vereitelt sah, zog sie sich in ein Kloster zurück, und nahm ihre Tochter mit, die eine gleiche Reise mit gleichem Erfolge gemacht hatte[4]). Die Mutter des heiligen Marcus überredete seinen Abt, ihm zu befehlen, zu ihr heraus zu kommen. Der Heilige zog sich aus dem Dilemma zwischen der Sünde des

[1]) Bollandist. 6. Juli.

[2]) *Verba Seniorum*, *IV.* Die Frau sprach: „Quid sic operuisti manus tuas, fili? Ille autem dixit: Quia corpus mulieris ignis est, et ex eo ipso quo te contingebam veniebat mihi commemoratio aliarum feminarum in animo."

[3]) Tillemont, *Mém. de l'Hist. ecclés.*, *tome X.*, *pp. 444—445.*

[4]) *Vita S. Pachomii, cap. XXXI*; *Verba Seniorum.*

Ungehorsams und der Gefahr die Mutter zu sehen durch einen Kunstgriff: er ging zur Mutter mit vermummtem Gesichte und geschlossenen Augen, so dass sie ihn nicht erkannte und er sie nicht sah[1]). Die Schwester des heiligen Prior veranlasste in gleicher Weise den Abt des Heiligen, ihm zu befehlen, sie vor sich zu lassen. Dem Befehle wurde gewillfahrt, aber der Heilige hielt während der Zusammenkunft die Augen geschlossen[2]). Der heilige Pömen und seine sechs Brüder hatten alle ihre Mutter verlassen, um die Vervollkommnungen eines asketischen Lebens zu pflegen. Aber Undankbarkeit löscht selten die Liebe eines Mutterherzens aus, und die alte, jetzt durch Krankheiten gebeugte Frau ging allein in die ägyptische Wüste, um noch einmal die Kinder zu sehen, welche sie zärtlich geliebt hatte. Sie erblickte dieselben gerade, als sie aus ihrer Zelle in die Kirche gehen wollten, aber sie liefen sofort in ihre Zelle zurück, und ehe ihr schwankender Schritt dahin gelangen konnte, stürzte einer der Söhne hervor und warf die Thüre vor ihrem Gesichte zu. Sie blieb draussen und weinte bitterlich. Pömen kam darauf an die Thüre, öffnete sie aber nicht, und sprach: „Warum weinst und schreist du so sehr, bist du nicht schon genug vom Alter geplagt?“ Aber als sie die Stimme ihres Sohnes erkannte, antwortete sie: „Es geschieht, weil ich euch, meine Söhne, zu sehen verlange. Was könnte es euch schaden, wenn ich euch sehen würde? Bin ich nicht eure Mutter? säugte ich euch nicht? Ich bin jetzt eine alte und verwelkte Frau, aber der Ton deiner Stimme hat mein Herz so erregt, dass ich mein Verlangen euch zu sehen nicht bewältigen kann“[3]). Die heiligen Brüder verweigerten

1) *Verba Seniorum, XIV.*

2) Palladius, *Hist. Laus., cap. LXXXVII.*

3) Bollandist., 6. Juni. Tillemont übersetzt die Stelle also: „Lorsque S. Pemen demeuroit en Égypte avec ses frères, leur mère, qui avoit un extrême désir de les voir, venoit souvent au lieu où ils estoient, sans pouvoir jamais avoir cette satisfaction. Une fois enfin elle prit si bien son temps qu'elle les rencontra qui alloient à l'église, mais dès qu'ils la virent ils s'en retournèrent en haste dans leur cellule et fermèrent la porte sur eux. Elle les suivit, et trouvant la porte, elle les appeloit avec des larmes et des cris capables de les toucher de compassion . . . Pemen s'y leva et s'y en alla, et l'entendant pleurer il luy dit, tenant toujours la porte fermée. „Pourquois vous lassez-vous inutilement à pleurer et crier? N'êtes-vous pas déjà assez abattue par la vieillesse?“ Elle reconnut la voix de Pemen, et s'efforcant encore d'avantage, elle s'écria: Hé, mes enfans, c'est que je voudrois bien vous voir; et quel mal y-a-t-il que je vous voie? Ne suis je pas votre mère, et ne vous ai-je pas nourri du lait de mes mammelles? Je suis déjà toute pleine de rides, et lorsque je vous ay entendu,

es trotzdem, die Thüre zu öffnen. Sie sagten der Mutter, sie würde sie nach dem Tode sehen, und der Lebensbeschreiber sagt, sie ging endlich fort, zufrieden mit dieser Aussicht. Aehnliche und noch herzlosere Geschichten werden von vielen Heiligen erzählt.

Die offenbare Lügenhaftigkeit, welche die Lebensgeschichten der Heiligen kennzeichnet und darin einen grösseren Umfang hat, als in irgend einem Zweige der Literatur, begründet die Vermuthung, dass viele der angeführten Geschichten viel weniger wirklich stattgehabte Begebenheiten, als ideale, durch den Enthusiasmus der Chronisten erzeugte Bilder schildern. Doch sind sie deswegen nicht von geringerer Bedeutung für die Würdigung der sittlichen Begriffe, welche die asketische Zeit erzeugt hatte. Die begabtesten Männer in der Christenheit wetteiferten mit einander, das Aufgeben der gesellschaftlichen Beziehungen und die Ertödtung der Familiengefühle als die höchste Pflicht einzuschärfen. Ein paar schwache Beschränkungen wurden allerdings gelegentlich gemacht. Vieles — was ich später berühren werde — wurde über die Freiheit der Männer und Frauen, einander zu verlassen, und Manches über die Fälle geschrieben, dass Kinder ihren Eltern entliefen. Anfangs war den Kindern, welche ohne ihre eigene Zustimmung von ihren Eltern den Klöstern gewidmet wurden, gestattet, im reiferen Alter in die Welt zurückzukehren, und diese Freiheit wurde ihnen zum ersten Male von dem vierten Concil von Toledo im Jahre 633 entzogen [1]. Das Concil von Gangra verdammte den Ketzer Eustathius, weil er lehrte, Kinder dürften aus religiösen Gründen ihre Eltern verlassen, und Basilius schrieb in demselben Sinne [2]; aber Fälle dieser Art von

l'extrême envie que j'ay de vous voir m'a tellement émue que je suis presque tombée en défaillance.“ *Mémoires de l'Hist. ecclés., tome XV., pp. 157—158.*

[1]) Bingham, *Antiquities, book VII., ch. III.*

[2]) *Ibid.* Interessant ist das Selbstgeständniss, welches Basilius über sein eigenes Mönchthum macht. Er schreibt an seinen Freund *(Epist. II.)*: „Was ich in der Einsamkeit Tag und Nacht thue, das schäme ich mich fast zu sagen. Wohl habe ich den Aufenthalt in der Stadt, als eine Quelle von tausend Uebeln, verlassen, aber mich selbst konnte ich nicht verlassen. Ich gleiche den Menschen, welche der Meerfahrt ungewohnt, an der Seekrankheit leiden, und aus dem grösseren Schiffe, weil es stärker schwankt, in ein Boot steigen, aber auch dort den Schwindel und Ekel behalten. So geht es mir. Indem ich die in mir wohnenden Leidenschaften mit in die Einsamkeit nahm, bin ich durch das köstliche Leben nicht viel gefördert worden Die wahre Abgezogenheit besteht nicht in der körperlichen Entfernung aus der Welt, sondern darin, dass man die Seele von den Leidenschaften losreisse, dass man Vaterstadt und elterliches Haus, Hab und Gut, Freundschaft und Ehe, Geschäft und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, kurz Alles aufgebe und bereit sei, nur die Einwirkungen des göttlichen Lichts in das Herz aufzunehmen.

Auflehnung gegen die elterliche Autorität wurden in den Lebensgeschichten der Heiligen fortwährend mit Bewunderung erzählt, von einigen der leitenden Kirchenväter gepriesen und durch ein Gesetz Justinian's thatsächlich sanctionirt, das den Eltern verbot, ihre Kinder von dem Eintritt in die Klöster zurück zu halten, oder sie zu enterben, wenn sie es ohne ihre Einwilligung gethan hatten [1]). Chrysostomos erzählt mit Begeisterung den Fall, dass ein junger Mann von seinem Vater für das Heer bestimmt war und in ein Kloster gelockt wurde [2]). Die Beredsamkeit des heiligen Ambrosius, der zu Gunsten des aufkeimenden Mönchthumes sehr eifrig gewirkt und geschrieben hat, soll so verführerisch gewesen sein, dass Mütter ihre Töchter einzuschliessen pflegten, um sie gegen seine Verlockungen zum Klosterleben zu bewahren [3]). Zärtliche Eltern hatten damals eine überaus peinliche Stellung. Noch sind die rührenden Worte erhalten, mit welchen die Mutter des heiligen Chrysostomos — die einen grossen Antheil an der Bekehrung ihres Sohnes hatte — ihn bat, wenn er es für seine Pflicht halte, Mönch zu werden, die That wenigstens bis nach ihrem Tode zu verschieben [4]). Ambrosius schrieb ein ganzes Kapitel, um zu beweisen, dass, während Diejenigen des Lobes werth sind, welche ohne Einwilligung ihrer Eltern in die Klöster treten, Diejenigen noch preiswürdiger sind, welche es gegen deren Wunsch thun, und er fährt dann fort zu zeigen, wie klein die Strafen wären, welche Letztere auf sich ziehen, wenn man sie mit den Segnungen vergleicht, welche das asketische Leben gewährt [5]). Noch vor dem Gesetze Justinian's schleuderten die Kleriker, zu denen auch Chrysostomos gehörte [6]), ihre Verdammungsurtheile gegen Diejenigen, welche ihre Kinder von dem Eintritte in die Klöster zurückhielten. Ambrosius zeigte, dass sie sogar in dieser Welt nicht unbestraft bleiben. Er erzählt: ein Mädchen hatte sich entschlossen, in ein Kloster einzutreten, und als ihre Verwandten ihr über ihre Absicht ernste Vorstellungen machten, rief ihr einer derselben das Andenken an ihren verstorbenen Vater ins Gedächtniss und fragte, ob, wenn er noch lebte, er ihr würde gestattet haben, unverheirathet zu bleiben. „Vielleicht“,

1) Bingham, *Antiquities, book VII., ch. III.*

2) Milman's *Early Christianity* (ed. 1867), *vol. III., p. 122.*

3) *Ibid., p. 153.*

4) *Ibid., p. 120.*

5) *De Virginibus I., II.*

6) Milman's *Early Christianity, vol. III., p. 121.*

antwortete sie ruhig, „geschah es gerade zu diesem Zwecke, dass er starb, damit er mir kein Hinderniss in den Weg legen sollte.“ Ihre Worte waren mehr als eine Antwort, sie waren ein Orakel. Der unbesonnene Frager starb beinahe unmittelbar darauf, und die Verwandten, erschüttert durch dieses offenbare Strafgericht, gaben ihren Widerstand auf und baten sogar die junge Heilige, ihre Absicht zu erfüllen[1]). Hieronymus erzählt mit entzückter Begeisterung von einem Mädchen, Namens Asella, welches, zwölf Jahre alt, sich dem religiösen Leben widmete, keinem Manne ins Gesicht sah, und dessen Kniee durch beständiges Kauern im Gebete so verhärtet waren, wie die eines Kameels[2]). Eine berühmte Wittwe Paula verliess nach dem Tode ihres Mannes ihre Familie, hörte mit „trockenen Augen“ ihre Kinder an, welche sie baten, bei ihnen zu bleiben, floh zu den Mönchen nach Jerusalem, machte es zu ihrem Wunsche, „als Bettlerin zu sterben und nicht Ein Geldstück ihrem Sohne zu hinterlassen“, und hinterliess ihren Kindern nur eine grosse Schuldenlast, nachdem sie ihr ganzes Vermögen in wohlthätigen Spenden verschwendet hatte[3]). Es wurde sorgfältig eingeschärft, dass alles den Armen oder den Mönchen geschenkte oder vermachte Geld das Seelenheil des Schenkers oder des Erblassers fördere, was aber nicht der Fall sei, wenn das Geld den Verwandten zugewendet werde, darum schauderten die Frömmeren davor zurück, über ihr Vermögen in einer Weise zu verfügen, die nicht zu ihrem Seelenheile führen würde. Zuweilen richteten Eltern auf dem Sterbebette die Bitte an ihre Kinder, Nichts von ihrem Vermögen zu behalten, sondern Alles den Armen zu überweisen[4]). Es war einer der ehrenwerthesten Zwischenfälle in dem Leben des heiligen Augustinus, dass er, wie Aurelius, Bischof von Karthago,

[1]) *De Virginibus, I., II.*

[2]) *Epist. XXIV.*

[3]) Hieronymus schildert die Trennungsscene also: „Descendit ad portum fratre, cognatis, affinibus et quod majus est liberis prosequentibus, et clementissimam matrem pietate vincere cupientibus. Jam carbasa tendebantur, et remorum ductu navis in altum protrahebatur. Parvus Toxotius supplices manus tendebat in littore, Ruffina jam nubilis ut suas expectaret nuptias tacens fletibus obsecrabat. Et tamen illa siccos tendebat ad caelum oculos, pietatem in filios pietate in Deum superans. Nesciebat se matrem ut Christi probaret ancillam.“ *Epist. CVIII.* Dann spricht er von ihr weiter: „Testis est Jesus, ne unum quidem nummum ab ea filiae derelictum, sed, ut ante jam dixi, derelictum magnum aes alienum“ . . . „Vis, lector, ejus breviter scire virtutes? Omnes suos pauperes, pauperior ipsa dimisit.“ *Ibid.*

[4]) Siehe Chastel, *Études historiques sur la Charité, p. 231.*

sich weigerte, Vermächtnisse oder Geschenke anzunehmen, wodurch die Verwandten des Wohlthäters ungerechter Weise beraubt wurden [1]. Gewöhnlich jedoch wurde die Gefühlsverletzung der nächsten und theuersten Verwandten nicht bloss für unschuldig erachtet, sondern als die höchste Tugend aufgestellt. Es wurde mit Nachdruck gesagt: „Ein junger Mensch, der den Schmerz einer Mutter verachten gelernt hat, wird jede andere ihm auferlegte Arbeit leicht ertragen" [2]. Als Hieronymus den Heliodorus ermahnte, seine Familie zu verlassen und ein Mönch zu werden, sprach er also: „Obgleich dein kleiner Neffe seine Arme um deinen Hals schlingt, obgleich deine Mutter mit aufgelöstem Haar und ihr Kleid auseinander reissend auf die Brust zeigt, welche dich säugte, obgleich dein Vater auf die Schwelle vor dir niederfalle, gehe über deines Vaters Körper hinweg. Fliehe mit thränenlosen Augen zu der Fahne des Kreuzes. In dieser Angelegenheit ist die Grausamkeit die einzige Frömmigkeit . . . Deine verwittwete Schwester mag ihre zarten Arme um dich schlingen . . . Dein Vater mag dich bitten, nur eine kurze Zeit zu warten, um diejenigen deiner Verwandten zu bestatten, welche bald nicht mehr sein werden; deine weinende Mutter mag dir deine Kindertage zurückrufen und auf ihre welke Brust und gerunzelte Stirn hinweisen. Deine Umgebung mag dir sagen, dass der ganze Hausstand auf dir ruhe. Solche Ketten kann die Liebe zu Gott und die Furcht vor der Hölle leicht brechen. Du sagst, dass die heilige Schrift dir befiehlt, deinen Eltern zu gehorchen; aber wer sie mehr liebt, als Christus, verliert seine Seele. Der Feind schwingt das Schwert, um mich zu tödten; soll ich an die Thränen einer Mutter denken?" [3])

Der in diesen Geschichten bekundete Geist entfaltete sich noch in späteren Zeiten. So versichert uns Gregorius der Grosse, dass ein Knabe sich als Mönch hatte aufnehmen lassen, aber die Liebe zu seinen Eltern nicht unterdrücken konnte, und um sie zu besuchen, eine Nacht sich aus dem Kloster entfernte. Bei seiner Rückkehr starb er desselben Tages, und als er begraben wurde, weigerte sich die Erde einen so schändlichen Verbrecher aufzunehmen. Seine Leiche wurde wiederholt aus dem Grabe geschleu-

[1]) Siehe Chastel, *Études historiques sur la Charité, p. 232.*

[2]) In der Lebensbeschreibung des heiligen Fulgentius heisst es nämlich: Facile potest juvenis tolerare quemcunque imposuerit laborem qui poterit maternum jam despicere dolorem". Vergleiche Milman's *Hist. of Latin Christianity, vol. II., p. 82.*

[3]) *Epist. XIV. (Ad Heliodorum).*

dert und konnte erst in Frieden ruhen, als der heilige Benedict das Sacrament ihr auf die Brust gelegt hatte[1]). Eine Nonne offenbarte nach ihrem Tode, dass sie drei Tage lang zum Fegefeuer verdammt worden war, weil sie ihre Mutter zu sehr geliebt hatte[2]). Von einem anderen Heiligen wird berichtet, er habe ein so grosses Wohlwollen besessen, dass er nimmer hart oder unmenschlich gegen irgend Jemanden war, ausser gegen seine Verwandten[3]). Die erste Nonne, welche Franz von Assisi anwarb, war ein schönes Mädchen aus Assisi, Namens Clara Scifi, mit der er eine Zeit lang einen geheimen Briefwechsel unterhielt, und deren Flucht aus dem Vaterhause nach seinem Rath und Plan geschah[4]). Als die erste Begeisterung für die Askese erlosch, gewann der Priester den Einfluss, welchen der Vater verloren hatte. Der Beichtstuhl machte ihn zum Vertrauten der zartesten Geheimnisse des häuslichen Lebens. So legten denn die Priester durch Einführung einer unbedingten Autorität über die geheimsten Gedanken und Gefühle nervöser und leichtgläubiger Frauen die Grundlage zur Herrschaft über die Welt.

Das Bild, welches ich von den in der ersten Periode der Askese geschehenen Uebergriffen in die Familiengefühle gezeichnet habe, spricht wohl deutlich genug, und ich will nur einige sehr wenige Worte der Erläuterung hinzufügen. Dass es für viele Menschen, die einen wahrhaft heroischen Beruf erstreben, nothwendig ist, sich von den Fesseln loszubrechen, welche ihre Umgebung ihren Thaten oder ihren Meinungen auferlegen würde, und dass diese Trennung oft einen der edelsten und zugleich schmerzlichsten Zwischenfälle ihres Berufes ausmacht, sind ausser Frage stehende Wahrheiten; aber die Beispiele solcher seltenen und ausnahmsweisen Opfer für ein grosses uneigennütziges Ziel, können nicht mit dem Benehmen Derjenigen verglichen werden, welche die Ertödtung der Familienliebe an sich als eine Tugend betrachten, und deren Ziele hauptsächlich oder ausschliesslich selbstisch sind, obschon die Leiden, welche der seinen Verwandten entflohene Askete erduldete, ohne Zweifel oft sehr gross waren. Zwar zeigen viele Geschichten, dass warme und liebevolle Herzen zuweilen unter der kalten Aussen-

1) St. Greg., *Dial. II.*, *24.*

2) Bollandist., 3. Mai, *(vol. VII., p. 561).*

3) „Hospitibus omni loco ac tempore liberalissimus fuit Solis consanguineis durus erat et inhumanus, tamquam ignotos illos respiciens.“ Bollandist., 29. Mai.

4) Siehe die reizende Skizze in dem *Leben des heiligen Franz* von Hase.

seite des Mönches schlugen[1]), und Hieronymus bemerkte in einem seiner Briefe mit vieler Selbstgefälligkeit, dass der wahrhaft bitterste Schmerz der Gefangenschaft bloss diese unwiderrufliche Trennung sei, welche sich aufzulegen so Viele durch seine abergläubischen Predigten veranlasst wurden. Aber, wenn man die wirkliche Vorzüglichkeit einer That bei Seite lässt und den Seelenadel des Handelnden zu würdigen versucht, so muss man nicht bloss den Werth dessen, was er thut, sondern auch den Beweggrund in Betracht ziehen, welcher ihn zur That veranlasste. Diese letzte Erwägung ist es, welche es uns unmöglich macht, den Heldenmuth der Asketen mit dem der grossen Patrioten Griechenlands oder Roms auf gleiche Linie zu stellen. Ein Mensch kann ebenso eigennützig in Bezug auf die zukünftige Welt sein, wie in Bezug auf diese. Wo eine überwältigende Furcht vor zukünftigen Qualen, oder eine starke Vergegenwärtigung der zukünftigen Glückseligkeit der leitende Beweggrund der Handlung ist, da mag wohl die theologische Tugend des Glaubens vorhanden sein, aber die veredelnde Eigenschaft der Uneigennützigkeit fehlt sicherlich. Heutigen Tages, wo die Schilderungen von Belohnungen und Bestrafungen jenseit des Grabes nur schwach auf die Einbildung wirken, ist ein religiöser Beweggrund gewöhnlich ein uneigennütziger Beweggrund; aber es ist nicht immer so gewesen, und war unzweifelhaft nicht so in der ersten Periode der Askese. Die Schrecken eines zukünftigen Strafgerichts trieben den Mönch in die Wüste, und die ganze Beschaffenheit des asketischen Lebens, welches ihn den menschlichen Sympathieen entfremdete, pflegte einen starken, und man kann sagen, religiösen Eigennutz.

Die Wirkung von der Ertödtuug der Familiengefühle auf den allgemeinen Charakter war sehr verderblich. Der Familienkreis ist die geeignete Sphäre nicht bloss für die Vollziehung der offenbaren Pflichten, sondern auch für die Pflege gefühlvoller Anhänglichkeit; und die grosse Rohheit, welche den Asketen so oft kennzeichnete, war die natürliche Folge der Zucht, welche er sich auferlegte. Losgelöst von allen anderen Banden, klammerten sich die Mönche mit verzweifelter Hartnäckigkeit an ihre Meinungen und an ihre Kirche, und hassten Diejenigen, welche davon abwichen, mit all der Heftigkeit von Menschen, deren ganzes Leben auf Einen Gegenstand con-

[1]) Vergleiche St. Greg., *Dial.*, *II.*, *33.* *Coenob. Instit.* *V.*, *38.* Hieronymus. *Epist. CVIII.*

centrirt war, deren Unwissenheit und Bigotterie sie verhinderte, die Möglichkeit zu begreifen, dass die gegnerischen Bestrebungen etwas Gutes enthalten könnten, und die es zu einem Hauptziele ihrer Zucht gemacht hatten, alle natürlichen Gefühle und Empfindungen zu entwurzeln. Die Worte brennenden Hasses gegen alle Ketzer, welche Athanasius dem sterbenden Erzvater der Einsiedler in den Mund legt[1]), können wir allerdings mit gutem Grunde dem leidenschaftlichen Biographen beimessen; aber die Kirchengeschichte und besonders die Schriften der späteren Heiden beweisen zum Ueberflusse, dass diese Anschauung eine allgemeine war. Den christlichen Bischöfen ist es hauptsächlich zu verdanken, dass die umfassende und allgemeine, obgleich nicht vollständige Anerkennung der religiösen Freiheit in der römischen Gesetzgebung durch Gesetze der kleinlichsten und strengsten Unduldsamkeit verdrängt wurde. Den Mönchen, welche als die Executive eines allgegenwärtigen, unduldsamen und aggressiven Klerus handelten, ist eine administrative Veränderung zu verdanken, die vielleicht sogar noch wichtiger war, als die ihr vorausgegangene legislative Veränderung. Die von den skeptischen Heiden und unter der schlaffen Polizei des Kaiserreiches in so hohem Grade geübte Duldung und Nachsicht gegen früher verbotene Riten, wodurch dem Fortgange des Christenthumes ein so wesentlicher Vorschub geleistet wurde, wurde ganz und gar zerstört. Die schaarenweise durchs Land wandernden Mönche pflegten die Tempel zu verbrennen, die Götterbilder zu zertrümmern, die Altäre umzustürzen, wilde Kämpfe mit den Bauern zu bestehen, welche die Kapellen ihrer Götter oft mit verzweifeltem Muthe vertheidigten. Und keine anderen Menschen eigneten sich besser für diese Aufgabe, als die Mönche. Ihr wilder Fanatismus, ihre Ueberzeugung, dass in jedem Götterbilde ein wirklicher Dämon wohne, und ihr Glaube, dass der in diesem bilderstürmenden Kreuzzuge erlittene Tod eine Art Märtyrerthum wäre, machte sie um alle Folgen für sich selbst unbekümmert, während die ihrem Stande gezollte Verehrung es der bürgerlichen Macht kaum ermöglichte, ihnen Einhalt zu thun. Menschen, die gelernt hatten, die Thränen einer tief betrübten Mutter mit Gleichgültigkeit zu betrachten, und deren Ideal mit der Entwürdigung des Körpers unlöslich verbunden war, waren nicht im Geringsten dazu angethan, von dem Pathos

[1]) *Vita Antonii.* Siehe auch die Ansichten des heiligen Pachomius, *Vit.*, *cap. XXVII.*

der alten mythologischen Gedanken, oder durch die Pracht des Serapeums oder die edlen Bildsäulen eines Phidias und Praxiteles bewegt zu werden. Bisweilen befahl die bürgerliche Macht den Wiederaufbau der ungesetzlicher Weise zerstörten Synagogen oder der Ketzerkirchen; allein die Asketen hielten einen solchen Wiederaufbau für eine Todsünde. Unter Julianus erlitten manche Christen lieber den Märtyrertod, als sich dabei zu betheiligen, und der heilige Ambrosius und der Säulensteher Simeon klagten gemeinsam, der erste von seiner Kanzel in Mailand und der zweite von seiner Wüstensäule Theodosius an, dass er sich des Erlasses dieses Befehles schuldig gemacht habe.

Eine andere sehr wichtige Folge der Askese war die Unterdrückung und zuweilen beinahe die Vernichtung der bürgerlichen Tugenden. Eine unparteiische Untersuchung wird zeigen, dass die christlichen Civilisationen den heidnischen ebenso in bürgerlichen und intellectuellen Tugenden nachstanden, wie sie ihnen in den Tugenden der Humanität und Keuschheit überlegen waren. Wir haben bereits gesehen, dass Ein merkwürdiger Zug der intellectuellen Bewegung, welche dem Christenthume voranging, der allmälige Verfall des Patriotismus war. In den frühen Zeiten Griechenlands wie Roms war die erste Pflicht, welche eingeschärft wurde, die des Menschen gegen sein Vaterland. Diese war die fundamentale oder Cardinaltugend des moralischen Typus. Sie gab dem ganzen System der Sittenlehre den Ton, und verschiedene sittliche Eigenschaften wurden hauptsächlich im Verhältniss zu ihrer Tendenz, vortreffliche Bürger zu bilden, geschätzt. Die Vernichtung dieses Geistes im römischen Reiche erfolgte, wie wir gesehen haben, aus zwei Ursachen, von denen die eine politisch und die andere intellectuell war. Die politische Ursache war die Verschmelzung der verschiedenen Völker zu einem grossen despotischen Staate, welche der persönlichen und intellectuellen Freiheit allerdings einen grossen Spielraum gab, aber das Gefühl der Nationalität auslöschte und beinahe jede Sphäre der politischen Thätigkeit vernichtete. Die intellectuelle Ursache, welche keinesweges ausser Zusammenhang mit der politischen stand, war das zunehmende Uebergewicht der morgenländischen Philosophieen, welches den thätigen Stoicismus des alten Kaiserreiches entthronte, und beschauliche Tugenden und ausgesuchte Seelenläuterungen zum Ideal der Vollkommenheit machte. Dieser Verfall des patriotischen Sinnes leistete dem Fortschritt des neuen Glaubens grossen Vorschub. In allen religiösen

Angelegenheiten werden die Meinungen der Menschen weit mehr von ihren Gefühlen als von ihren Urtheilen beherrscht, und es geschieht selten oder niemals, dass eine Religion, die einem starken nationalen Gefühle entgegengesetzt ist, wie das Christenthum in Judäa war, wie der Katholicismus und der episkopale Protestantismus in Schottland gewesen, und wie der Anglikanismus es selbst noch jetzt in Irland ist, den Beifall des Volkes finden kann.

Die Beziehungen des Christenthumes zu dem Gefühle des Patriotismus waren von Anfang an sehr unglücklich. Während die Christen aus einleuchtenden Gründen von dem nationalen Geiste Judäas vollständig getrennt waren, fanden sie sich ebenso im Widerspruche mit den schwachen Resten des römischen Patriotismus. Rom war für sie das Reich des Antichrist, und sein Sturz das nothwendige Vorspiel des tausendjährigen Reiches. Sie bildeten eine ungesetzliche, dem Geiste des Kaiserreiches geradezu entgegengesetzte Gemeinschaft, die seinen raschen Sturz anticipirte, ohne Verzweifelung auf das Schicksal der Helden zurückblickte, welche seine Vergangenheit zierten, und sie weigerten sich standhaft, an den nationalen Schauspielen Theil zu nehmen, welche die Symbole und die Ausdrücke des patriotischen Gefühls waren. Obgleich gewissenhaft jeder Empörung abgeneigt, verhehlten sie doch selten ihre Ansichten, und die ganze Richtung ihrer Lehre ging dahin, die Menschen soweit wie möglich, sowohl von der Theilnahme an dem öffentlichen Leben, als von der Begeisterung für dasselbe abzuziehen. Es war ihr Bekenntniss und zugleich ihr Ruhm, dass keine Interessen ihnen gleichgültiger seien, als die ihres Vaterlandes[1]). Sie hielten die Rechtmässigkeit des Krieges für sehr fraglich, und jene stolzen und hochstrebenden Eigenschaften, welche dem Charakter des Soldaten seine besondere Schönheit verleihen, für entschieden unchristlich. Ihre Heimath und ihre Interessen lagen in einer anderen Welt, und sie gestanden mit Offenheit, lange nachdem das Kaiserreich christlich geworden war, dass es für sie eine Sache der Gleichgültigkeit sei, unter was für einer Herrschaft sie lebten, vorausgesetzt, dass sie in ihrem Gottesdienste unbehelligt blieben[2]). So bildete denn die Askese, welche den ganzen Enthusiasmus des Christenthumes auf das Wüstenleben hinüberzog, und die äusserste und vollkommenste Verleugnung des Patriotismus zu einem Ideal

[1]) „Nec ulla res aliena magis quam publica". Tertullian, *Apol., cap. XXXVIII.*

[2]) „Quid interest sub cujus imperio vivat homo moriturus, si illi qui imperant, ad impia et iniqua non cogant." St. Aug., *De Civ. Dei, V., 17.*

erhob[1]), den Gipfelpunkt der Bewegung, und war unzweifelhaft Eine Ursache des Zusammensturzes des römischen Kaiserreiches.

Es giebt wahrscheinlich wenige Gegenstände, über welche die volksthümlichen Urtheile gemeinhin irrthümlicher sind, als über die Beziehungen zwischen den positiven Religionen und dem moralischen Enthusiasmus. Religionen besitzen ohne Zweifel eine sehr starke Macht zur Erweckung einer schlummernden Thatkraft, die ohne ihr Dasein nimmer wäre wachgerufen worden; aber ihr Einfluss ist im Ganzen mehr anziehend als schaffend. Sie bereiten den Kanal, in welchem der moralische Enthusiasmus fliesst, die Fahne, unter welcher er kämpft, das Ideal, welchem er nachstrebt. Das asketische Christenthum leitete den moralischen Enthusiasmus in einen anderen Kanal als in den des Patriotismus, und die Bürgertugenden verfielen nothwendiger Weise in Folge dessen. Die Vernichtung alles öffentliches Geistes, die gemeine Verrätherei und Verderbtheit, welche jeden Theil der Regierung durchdrang, die Feigheit des Heeres, die schandbare Nichtswürdigkeit des Charakters, welche die Bewohner von Trier verleitete, unmittelbar nach dem Brande der Stadt nach Theater und Circus zu schreien, und die Bewohner des römischen Karthago, sich wild in die Aufregung des Wagenkampfes an demselben Tage zu stürzen, als ihre Stadt den Vandalen erlag[2]); alles dies bestand gleichzeitig zusammen mit ausserordentlichen Entfaltungen asketischer und bekehrungssüchtiger Frömmigkeit. Der Genius und die Kraft, welche das Reich hätten vertheidigen können, waren gerade zur Zeit, als Alarich mit seinem Heere Rom einschloss, mit den Kämpfen über die pelagianischen Streitigkeiten beschäftigt[3]), und es gab keine Spitzfindigkeit theologischer Metaphysik, die nicht ein tieferes Interesse in den christlichen Führern

[1]) „Monachum in patria sua perfectum esse non posse, perfectum autem esse nolle delinquere est.“ Hieronym., *Epist. XIV.* Vergleiche noch Milman's *Latin Christianity, vol. II., p. 206*, und Massillon's *Discours au Régiment de Catinat:* „Ce qu'il y a ici de plus déplorable, c'est que dans une vie rude et pénible, dans les emplois dont les devoirs passent quelquefois la rigueur des cloîtres les plus austères, vous souffrez toujours en vain pour l'autre vie Dix ans de services ont plus usé votre corps qu'une vie entière de pénitence un seul jour de ces souffrances, consacré au Seigneur, vous aurait peut-être valu un bonheur éternel.“

[2]) Siehe Salvian, *De Gubern. Div., lib. VI.*

[3]) Chateaubriand sagt sehr wahr: „qu'Orose et Saint Augustin étoient plus occupés du schisme de Pélage que de la désolation de l'Afrique et des Gaules“. *Études histor., VI^me discours, 2^me partie.* Diese Bemerkung liesse sich gewiss noch weiter ausdehnen.

entzündete, als die Schmerzen des sterbenden Vaterlandes. Der moralische Enthusiasmus, welcher in früheren Zeiten die Armeen Roms mit einer unbesiegbaren Tapferkeit beseelt haben würde, trieb Tausende dazu, ihr Vaterland und ihre Heimathstätten zu verlassen und die lästigen Stunden in einer langen Uebung zweckloser und schrecklicher Kasteiungen zu vergeuden. Als die Gothen Rom erobert hatten, deutete Augustinus, wie wir gesehen haben, auf die während der Schrecken der Belagerung unversehrt gelassenen christlichen Heiligthümer als einen Beweis hin, dass ein neuer Geist der Frömmigkeit und Ehrfurcht in die Welt gekommen sei; der Heide andererseits wies auf das hin, was er für eine nicht geringere bedeutsame Thatsache hielt, auf die goldenen Bildsäulen der Tapferkeit und des Glückes, welche eingeschmolzen wurden, um das Lösegeld den Siegern zu zahlen[1]). Viele Christen betrachteten mit einer Gleichgültigkeit, die sich beinahe bis zur Freude verstieg, das, was sie als den prophezeiten Sturz der Stadt der gefallenen Götter ansahen[2]). Als die Vandalen Afrika überschwemmten, wurden sie mit offenen Armen von den, durch die orthodoxe Verfolgung rasend gemachten Donatisten aufgenommen, welche ihren Theil zu dem tödtlichen Schlage beitrugen[3]). Der unsterbliche Engpass von Thermopylä wurde ohne Kampf den Gothen übergeben. Ein heidnischer Schriftsteller beschuldigte die Mönche, ihn verrathen zu haben[4]); es ist aber wahrscheinlicher, dass sie den Heldenmuth, welcher ihn in früheren Zeiten würde vertheidigt haben, geschwächt oder abgeleitet hatten. Die in späterer Zeit erfolgte Eroberung Aegyptens durch die Muhammedaner war grossentheils einer von Seiten der verfolgten Monophysiten ergangenen Einladung zu verdanken[5]). Spätere Religionskriege haben zu wiederholten Malen dieselbe Erscheinung zu Tage gefördert. Der Verrath des Vaterlandes war

[1]) Zosimus, *Hist.*, *V.*, *41.*

[2]) Siehe Merival's *Conversion of the Northern Nations*, *pp. 207—210.*

[3]) Siehe Sismondi, *Hist. de la Chute de l'Empire romain*, *tome I.*, *p. 230.*

[4]) Eunapius.

[5]) Sismondi, *a. a. O.*, *tome II.*, *pp. 52—54.* Milman's *Hist. of Latin Christianity*, *vol. II.*, *p. 213.* Die Monophysiten waren in grosser Betrübniss, weil die Muhammedaner nach der Eroberung die orthodoxen Gläubigen ganz ebenso duldeten und nicht im Stande waren, den Unterschied beider Parteien zu würdigen. In Gallien begünstigte der orthodoxe Klerus die Invasion der katholischen Franken, und der heilige Aprunculus, Bischof von Langres, musste fliehen, weil die Burgunder gegen ihn den Verdacht hegten, er stehe im Einverständnisse mit den Franken, und ihn heimlich zu ermorden suchten. (Greg. Tour., *II.*, *23.*)

mit dem tiefsten religiösen Enthusiasmus und mit dem ganzen Muthe eines Märtyrers verträglich geworden.

Etwas schwieriger ist es, richtig abzuschätzen, in wie weit die von der Kirche gegen die barbarischen Eindringlinge angenommene Haltung sich im Ganzen für die Menschheit wohlthätig erwiesen hat. Das Kaiserreich war, wie wir gesehen haben, sowohl moralisch als auch politisch in einem Zustande offenbaren Verfalles, sein Sturz hätte zwar verzögert, aber kaum abgewendet werden können, und die neue Religion that, auch in ihrer abergläubischsten Gestalt, dennoch viel zur Erweckung sittlicher Begeisterung, obwohl sie dieser oft eine falsche Bahn anwies. Man kann unmöglich leugnen, dass die christliche Priesterschaft sehr wesentlich, durch Wohlthun und schiedsrichterliche Vermittelung, dazu beitrug, die mit der Auflösung des Reiches verbundenen Calamitäten zu mildern[1]), und man kann ebensowenig bezweifeln, dass ihre politische Haltung ihre Macht Gutes zu thun sehr erhöhte. Da die christlichen Priester beinahe gleichgültig zwischen den streitenden Parteien standen und bekanntlich keine Leidenschaft für den Kampf besassen, so erlangten sie bei dem Sieger und gebrauchten zum Besten der Besiegten einen Grad von Einfluss, den sie nimmer würden besessen haben, hätte man sie als römische Patrioten betrachtet. Ihre Haltung bezeichnete jedoch einen vollständigen und, wie es sich erwiesen hat, einen dauernden Wechsel in der Stelle, welche dem Patriotismus auf der Stufenleiter der Moral angewiesen wurde. Es ist in späteren Zeiten gelegentlich geschehen, dass Kirchen es in ihrem Interesse fanden, in ihrem Kampfe mit gegnerischen Bekenntnissen an den Patriotismus zu appelliren, oder dass Patrioten die Ziele der Kirchenmänner im Einklange mit ihren eigenen gefunden haben; und in diesen Fällen hat eine Verschmelzung des theologischen und patriotischen Gefühls stattgefunden, in der jedes das andere verstärkt hat. Von der Art war die Wirkung des Kampfes zwischen den Spaniern und Mauren, zwischen den Polen und den Russen, zwischen den schottischen Puritanern und den englischen Episkopalen, zwischen den irländischen Katholiken und den englischen Protestanten. Aber die Vaterlandsliebe für sich hat als Pflicht niemals eine Stelle in

[1]) Milman sagt *Hist. of Christianity III., 48:* „Wenn die Kirche den Interessen des römischen Reiches untreu war, so war sie doch denen der Menschheit treu". „Wenn das Sinken des römischen Reiches durch die Bekehrung Constantin's beschleunigt wurde, brach doch die siegreiche Religion die Gewalt des Sturzes und sänftigte den wilden Charakter des Siegers". Gibbon *c. XXVIII.*

der christlichen Sittenlehre gefunden, und ein starkes theologisches Gefühl ist ihrem Wachsthume gewöhnlich feindlich gewesen. Geistliche haben ohne Zweifel einen grossen Antheil an politischen Angelegenheiten genommen, aber dies ist in den meisten Fällen lediglich zu dem Zwecke geschehen, um sie mit kirchlichen Zielen in Einklang zu bringen, und keine andere Körperschaft hat so einmüthig die Interessen ihres Landes den Interessen ihres Standes geopfert. Für den Widerstreit zwischen dem theologischen und dem politischen Geiste lassen sich drei Gründe anführen. Der erste ist, dass die Richtung des starken religiösen Gefühls darauf ausgeht, den Geist von allen irdischen Sorgen und Leidenschaften abzulenken, wovon das asketische Leben der höchste Ausdruck war, was aber unter verschiedenen Formen stets in der Kirche zu Tage getreten ist. Der zweite entsteht aus der Thatsache, dass jede theologische Meinung sich in eine sichtbare und organisirte Kirche verkörpert, mit einer besonderen Regierung, einem besonderen Interesse, einer besonderen Politik und einer Grenze, die oft die nationalen Grenzen mehr durchschneidet als einhält, und diese Kirchen ziehen so die Anhänglichkeit und Verehrung, welche im natürlichen Verlauf dem Lande und seinen Herrschern gezollt werden würden, auf sich. Der dritte Grund ist, dass die Charaktere des Heiligen und des Helden, welche die Ideale der Religion und der Vaterlandsliebe vertreten, generisch verschieden sind; denn obgleich sie ohne Zweifel viele gemeinschaftliche Elemente der Tugend haben, so bestimmt sich doch die Vollkommenheit jedes einzelnen nach einem Verhältnisse oder einer Disposition von Eigenschaften, die ganz und gar von einander verschieden sind[1]).

Bevor ich die Betrachtung dieser sehr wichtigen Umwälzung in der Sittengeschichte schliesse, will ich noch zwei Bemerkungen machen. Zunächst sehen wir, dass die Beziehung der zwei grossen

[1]) Man beachte, mit welcher feinen Empfindung Augustinus den wesentlich unchristlichen Charakter der moralischen Dispositionen hervorhebt, welchen die Grösse Roms zu verdanken war. Er führt den Ausspruch Sallust's an: „Civitas, incredibile memoratu est, adepta libertate quantum brevi creverit, tanta cupido gloriae incesserat“; und fügt hinzu: „Ista ergo laudis aviditas et cupido gloriae multa illa miranda fecit, laudabilia scilicet atque gloriosa secundum hominum existimationem . . . causa honoris, laudis et gloriae consuluerunt patriae, in qua ipsam gloriam requirebant, salutemque ejus saluti suae praeponere non dubitaverunt, pro isto uno vitio, id est, amore laudis, pecuniae cupiditatem et multa alia vitia comprimentes . . . Quid aliud amarent quam gloriam, qua volebant etiam post mortem tanquam vivere in ore laudantium?“ *De Civ. Dei, V.*, *12—13.*

Schulen der Moralphilosophie zu dem thätigen und politischen Leben sich vollständig verändert hat. Bei den Alten betheiligten sich die Stoiker, welche die Tugend und das Laster als generisch von allen anderen Dingen verschieden betrachteten, thätig an dem öffentlichen Leben, und machten diese Theilnahme zu einer der ersten Pflichten, während die Epikuräer, welche die Tugend in Nützlichkeit auflösten, und die Glückseligkeit als den höchsten Beweggrund zu derselben erachteten, sich vom öffentlichen Leben zurückzogen und ihre Schüler lehrten, es zu vernachlässigen. Die Askese folgte der stoischen Schule in der Lehre, dass Tugend und Glückseligkeit generisch verschiedene Dinge sind, war aber zu gleicher Zeit der bürgerlichen Tugend ausnehmend ungünstig. Andererseits ist die grosse Entwickelung der Industrie, welche seit der Aufhebung der Sklaverei hervortrat, und welche in ihrem Wesen immer durchaus utilitarisch war, einer der thätigsten und einflussreichsten Bestandtheile des politischen Fortschritts gewesen. Diese, soweit ich weiss, von den Geschichtschreibern ganz unbeachtet gebliebene Veränderung bildet, wie ich glaube, einen der grossen Grenzsteine in der Sittengeschichte[1]).

Die zweite Bemerkung bezieht sich auf die Schätzung des Werthes, den wir den patriotischen Handlungen beilegen. Wie sehr auch ein Geschichtschreiber seine Untersuchungen auf die privaten und häuslichen Tugenden eines Volkes auszudehnen wünschen mag, die bürgerlichen Tugenden sind immer diejenigen, welche am hervorragendsten in seinem Buche zu Tage treten müssen. Die Geschichte hat es nur mit grossen Gesammtheiten von Menschen zu thun. Die Systeme der Philosophie oder der Religion, welche glänzende Erfolge auf der grossen Schaubühne des öffentlichen Lebens erzeugen, werden im vollen Umfange und leicht gewürdigt, und Leser und Schriftsteller sind beide geneigt, ihnen einen ungerechtfertigten Vorzug vor den Systemen zu geben, welche die bürgerlichen Tugenden nicht begünstigen, aber ihren wohlthätigen Einfluss auf die dunkleren Gebiete der individuellen Ausbildung, der häuslichen Sitten und privaten Mildthätigkeit üben. Schätzt man die letzteren Systeme nach der Selbstaufopferung, welche sie umschliessen, oder nach ihren Wirkungen auf die menschliche Glückseligkeit, so nehmen sie eine sehr hohe Stelle ein, aber sie erscheinen kaum in der Geschichte und erhalten daher selten ihr gebührliches

[1]) Herder in seinen „Ideeen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" hat diese Tragweite der Industrie an mehreren Stellen berührt. (Anm. d. Herausgebers.)

Gewicht in den geschichtlichen Vergleichungen. Das Christenthum hat, denke ich, aus dieser Ursache besonders gelitten. Seine sittliche Wirkung war immer viel kräftiger auf Einzelne als auf Gesammtheiten, und die Kreise, in welchen seine Ueberlegenheit über andere Religionen am unbestreitbarsten ist, sind gerade diejenigen, welche die Geschichte am wenigsten darzulegen im Stande ist.

Dieser letzten Erwägung muss man stets eingedenk sein, wenn man versucht, den sittlichen Zustand des römischen und byzantinischen Reiches während der christlichen Periode und bevor die alte Civilisation durch die Einfälle der Barbaren und der Muhammedaner aufgelöst wurde, zu würdigen. Wir müssen uns auch erinnern, dass das Christenthum unter Völkern die Oberherrschaft erlangt hatte, die von den eingewurzelten Lastern einer verderbten und verfallenden Civilisation bereits tief inficirt waren, und ferner, dass viele der Tadler, aus deren Schriften wir gezwungen sind, unsere Schätzung der Zeit zu bilden, Männer waren, welche die menschlichen Schwächen mit der ganzen Verachtung der Asketen beurtheilten, und welche ihre Urtheile mit aller declamatorischen Uebertreibung der Kanzel ausdrückten. Neuere Kritiker werden wohl nicht viel Gewicht darauf legen, dass die Christen wieder die gewöhnliche Kleidung und die Gebräuche der luxuriösen Gesellschaft ihrer Umgebung annahmen, dass Christen Diejenigen verspotteten, welche noch an der ursprünglichen strengen Lebensweise der Sekte festhielten, oder dass Viele, die einst bloss dem Namen nach Heiden waren, jetzt bloss dem Namen nach Christen geworden waren. Bei den Moralisten finden wir überdies häufig eine Neigung, irgend eine neue Form des Luxus, oder irgend eine unbedeutende Gewohnheit, die sie für unziemlich erachten, zum Zwecke der übertriebensten Anklage besonders hervorzukehren und ihre Wichtigkeit in einer Weise zu vergrössern, die zu verstehen selbst in einer späteren Zeit schwer wird. Beispiele dieser Art findet man sowohl in heidnischen, als auch in christlichen Schriften, und sie bilden ein höchst belehrendes Blatt in der Sittengeschichte. So erschöpft Juvenal seinen ganzen Wortschatz der Stichelrede, um das schreckliche Verbrechen eines Vornehmen anzuklagen, der als Consul — nicht bei Tag, sondern in der Nacht bei Mond- und Sternenschein seine Kutsche die Landstrasse entlang selbst lenkte[1]). Seneca nahm

[1]) „Praeter majorum cineres atque ossa, volucri
Carpento rapitur pinguis Lateranus et ipse,
Ipse rotam stringit multo sufflamine consul;

kaum weniger Anstoss an dem abscheulichen und, wie er meinte, unnatürlichen Luxus derer, welche verschiedene Getränke durch Mischung mit Schnee zu kühlen pflegten [1]). Plinius versichert, „das für die Welt schlimmste Verbrechen beging Der, welcher zuerst goldene Ringe an die Finger steckte" [2]). Apulejus musste sich darüber vertheidigen, dass er das Zahnpulver gepriesen hatte, und er that es unter Anderem, indem er geltend machte, die Natur habe diese Art Reinlichkeit gerechtfertigt, denn die Krokodile verlassen periodisch den Nil, legen sich mit offenen Kinnladen an den Ufern nieder, während ihnen ein gewisser Vogel mit dem Schnabel die Zähne putzt [3]). Wollten wir den Grad der Sträflichkeit verschiedener Gewohnheiten der Zeit nach der Heftigkeit der kirchenväterlichen Anklagen bemessen, so könnten wir beinahe zu dem Schlusse kommen, dass das schrecklichste Verbrechen ihrer Zeit die Sitte war, falsches Haar zu tragen oder das natürliche Haar zu färben. Clemens von Alexandrien meinte, der Werth gewisser kirchlicher Gebräuche könnte durch Perrücken beeinträchtigt werden, denn er fragt, wenn ein Priester seine Hand auf den Kopf eines vor ihm knieenden Menschen legt, und die Hand auf falschem Haare ruht, wer ist es, den er segnet? Tertullian schauderte vor dem Gedanken, dass Christen das Haar Derjenigen auf den Köpfen haben könnten, die in der Hölle wären, und sah in dem damaligen Gebrauche der Perrücken eine entschiedene Auflehnung gegen den Bibelspruch, dass Niemand seiner Gestalt etwas hinzufügen kann, und in der Gewohnheit, das Haar zu färben, ein Zuwiderhandeln gegen die Erklärung, der Mensch könne nicht Ein Haar weiss oder

Nocte quidem; sed luna videt, sed sidera testes
Intendunt oculos. Finitum tempus honoris
Quum fuerit, clara Lateranus luce flagellum
Sumet". Juvenal, *Sat., VIII., 146—152.*

An den Gebeinen vorbei und vorbei an der Asche der Ahnen
Fliegt in der Kutsche dahin Lateranus, der feiste, und selbst ja,
Selbst ja hemmet das Rad mit gewaltiger Kette der Consul,
Zwar in der Nacht, doch schaut es der Mond und die zeugenden Sterne
Wenden die Augen darauf. Und wenn dann endlich die Amtszeit
Gehet zu Ende, so greift Lateranus zur Peitsche am hellen
Tage.

[1]) *Nat. Quaest. IV., 13. Ep. 78.*

[2]) „Pessimum vitae scelus fecit, qui id [aurum] primus induit digitis . . . quisquis primus instituit cunctanter id fecit, laevisque manibus, latentibusque induit." Plinius, *Hist. Nat., XXXIII., 4.*

[3]) Siehe die Stelle in seiner *Apologia.*

schwarz machen. Jahrhunderte rollten dahin. Das römische Kaiserreich schwankte seinem Falle entgegen und Fluten des Lasters und des Kummers ergossen sich über die Welt, aber noch immer blieben die Anklagen der Kirchenväter ungeschwächt. Ambrosius, Hieronymus und Gregorius von Nazianz setzten mit unnachgiebiger Heftigkeit den Krieg gegen das falsche Haar fort, welchen Clemens von Alexandrien und Tertullian begonnen hatten[1]).

Aber es würde durchaus unrichtig sein, wollte man aus der Heftigkeit der Kirchenväter über solche geringfügige Dinge den Schluss ziehen, dass arge Sittenverderbniss in der damaligen Gesellschaft selten war. Sowohl die Schilderungen des Ammianus Marcellinus von der römischen Gesellschaft, des Salvianus von der Gesellschaft in Marseille, und des Chrysostomos von der Gesellschaft Kleinasiens und Konstantinopels, als der ganze Ton der Geschichte und die gelegentlichen Bemerkungen bei den gleichzeitigen Schriftstellern zeigen, auch nachdem jeder zulässige Abzug gemacht ist, einen Zustand der Verderbtheit und besonders der Erniedrigung, den wenige Gesellschaften übertroffen haben[2]). Die Verderbniss hatte Klassen und Anstalten vergiftet, welche den heiligsten Anschein hatten. Die Agapen oder Liebesmahle, welche in der Urkirche der Ausdruck des Gemeingeistes waren, waren zu Scenen der Trunkenheit und der Schwelgerei entartet, und erhielten sich, trotz der Anklagen der Kirchenväter und des Verdammungsurtheils des Concils von Laodicäa (363) und später des Concils von Karthago, bis zum Ende des siebenten Jahrhunderts, wo sie dann schliesslich von dem Concil von Trullo unterdrückt wurden[3]). Ebenso entartete bald die Gedächtnissfeier der Märtyrer. Es wurden Märkte bei dieser Gelegenheit abgehalten, an welchen arge Keuschheitsverletzungen häufig vorkamen, in Folge dessen die jährliche Feier später unterdrückt wurde[4]). Die zweideutige Stellung des Klerus zur Ehe führte bereits zu grosser Ausschweifung. Zur Zeit Cyprian's, vor

[1]) Die Geschichte des falschen Haares ist mit vieler Gelehrsamkeit von Guerle in seinem *Éloge des Perruques* behandelt worden.

[2]) Vergleiche die schöne Schilderung dieser in dem bereits öfter angeführten kleinen Buche von Peter Erasmus Müller, *De Genio Aevi Theodosiani* (1797). Auch Montfaucon hat zwei Abhandlungen über den sittlichen Zustand des morgenländischen Reiches geschrieben, deren eine in Jortin's *Remarks on Ecclesiastical History* abgedruckt ist.

[3]) Siehe über diese Missbräuche Mosheim, *Eccl. Hist.* (Soame's ed.), *vol. I., p. 463;* Cave's *Primitive Christianity, part I., ch. XI.*

[4]) Cave, *a. a. O., ch. VII.*

dem Ausbruche der Decius'schen Verfolgung, lebten die Kleriker gewöhnlich scheinbar im Cölibat, hielten sich aber unter verschiedenen Vorwänden Mätressen im Hause[1]; und nach Constantin wurden die Klagen hierüber laut und allgemein[2]. Jungfrauen und Mönche wohnten oft in demselben Hause zusammen und behaupteten zuweilen, dass sie in keuscher Weise dasselbe Bett theilten[3]. Reiche Wittwen waren von Schwärmen klerikaler Fuchsschwänzer umgeben, welche sie in zärtlichen Liebesworten anredeten, jede ihrer Schwächen studirten und berücksichtigten, und unter der Maske der Frömmigkeit auf ihre Geschenke oder Vermächtnisse lauerten[4]. Das Uebel erreichte eine solche Höhe, dass Valentinianus I. im Jahre 370 ein Gesetz erliess, welches der Erbgier des Klerus Schranken setzte. „Geistliche und Mönche", heisst es darin, „sollen sich nicht mehr unterstehen, sich in die Häuser von Wittwen und Waisen einzuschleichen. Vermächtnisse zu Gunsten der Kirche, welche schwachen Weibern und anderen Thoren abgelockt wurden, seien null und nichtig, sobald Angehörige der Erblasser Klage dagegen erheben"[5]. Hieronymus erkannte die Nothwendigkeit dieses Gesetzes an und sagte: „Nicht über das Gesetz will ich murren, aber das thut mir weh, dass wir es verdient haben Vorsichtig und streng ist das Gesetz, aber auch so wird es die Habsucht nicht zügeln"[6]. Sehr Viele traten in die Kirche, um sich den municipalen Aemtern zu entziehen. Die Wüste war voll von Menschen, deren einziges Ziel war, redlicher Arbeit zu entfliehen, und selbst Soldaten pflegten ihre Fahnen zu verlassen, um in die Klöster einzutreten. Vor-

[1] *Epist. LXI.*

[2] Evagrius schildert mit vieler Bewunderung, wie gewisse Mönche in Palästina durch ein „ganz vortreffliches und göttliches Leben" so sehr ihre Leidenschaften überwältigt hätten, dass sie gewöhnt waren, mit den Frauen zusammen zu baden, denn weder der Blick, noch die Berührung, noch die Umarmung einer Frau konnte sie in ihren natürlichen Zustand wieder zurückfallen machen. „Unter Männern wollten sie Männer, unter Frauen Frauen sein." *Hist. Eccl., I., 21.*

[3] Ueber diese „Mulieres Subintroductae" siehe Müller, *De Genio Aevi Theodosiani*, und *Cod. Theod., XVI., tit. II., lex 44* und die Commentare.

[4] Hieronymus erzählt in seinen Briefen artige Geschichten von Klerikern, welche alten Junggesellen und Jungfern aufs fleissigste den Hof machten und ihnen schmeichelten, um in ihrem letzten Willen bedacht zu werden.

[5] *Codex Theodos., XVI., tit. II., lex 20.*

[6] „Pudet dicere sacerdotes idolorum, mimi et aurigae et scorta haereditates capiunt; solis clericis et monachis hoc lege prohibetur, et prohibetur non a persecutoribus, sed a principibus Christianis. Nec de lege conqueror, sed doleo cur meruerimus hanc legem." *Epistola LII. ad Pammachium.*

nehme Frauen, welche ein Verlangen nach einem höheren Leben vorgaben, verliessen ihre Männer, um mit niedrig geborenen Liebhabern zu leben[1]). Palaestina, das Hauptziel der Pilgerfahrten, zu dem sich Tausende frommer Wallfahrer drängten, war zur Zeit Gregor's von Nyssa eine Brutstätte der Sittenlosigkeit geworden. Kurz nach einer Reise dahin warnte Gregorius die Christen vor dem Wahne, dass man durch Pilgerfahrten nach der heiligen Stadt ein besonderes Verdienst vor Gott erlangen könne. Viel besser, meint er, sei es, zu Hause seine Seele zu erheben, als nach einem Orte zu reisen, welcher der Tugend so viele Schlingen lege und das Laster durch so viele Reizmittel befördere[2]). Der übele Ruf der Pilgerfahrten dauerte lange an; im achten Jahrhundert richtete der heilige Bonifacius an den Erzbischof von Canterbury ein Schreiben, worin er die englischen Bischöfe bat, Massregeln zu treffen, um die Pilgerfahrten ihrer Landsleute zu zügeln oder zu regeln; denn es gebe wenige Städte in Mitteleuropa auf dem Wege nach Rom, wo englische Damen, die als Pilgerinnen auftraten, nicht in offener Prostitution lebten[3]). Der Luxus und Ehrgeiz der höheren Prälaten und die Vergnügungssucht der niederen Priester waren nicht zu leugnende Thatsachen[4]). Hieronymus klagte, dass die Gastmahle vieler Bischöfe diejenigen der Provinzialstatthalter verdunkelten, und die Ränke, durch welche sie Aemter erhielten, und die grenzenlose Parteilichkeit ihrer Gönner erscheinen auf jedem Blatte der Kirchengeschichte.

In der Laienwelt sah es nicht viel besser aus. Die sittliche Begeisterung war zwar grösser, als sie es in den meisten Perioden des Heidenthumes gewesen war, hatte aber wegen ihrer asketischen Richtung wenig Einfluss auf die Gesellschaft. Die einfache Thatsache, dass die Zänkereien zwischen den Parteien der Wagenrennen eine lange Zeit hindurch alle politischen, intellectuellen und selbst

[1]) Hieronym., *Epist. CXXVIII.*

[2]) St. Greg. Nyss., *Ad eund. Hieros.*

[3]) „Praeterea non taceo charitati vestrae, quia omnibus servis Dei qui hic vel in Scriptura vel in timore Dei probatissimi esse videntur, displicet quod bonum et honestas et pudicitia vestrae ecclesiae illuditur; et aliquod levamentum turpitudinis esset, si prohiberet synodus et principes vestri mulieribus et velatis feminis illud iter et frequentiam, quam ad Romanam civitatem veniendo et redeundo faciunt, quia magna ex parte pereunt, paucis remeantibus integris. Perpaucae enim sunt civitates in Longobardia vel in Francia aut in Gallia in qua non sit adultera vel meretrix generis Anglorum, quod scandalum est et turpitudo totius ecclesiae vestrae." (A. D. 745.) *Epist. LXIII.*

[4]) Siehe Milman's *Latin Christianity, vol. II., p. 8.*

religiösen Streitigkeiten verdunkelten, die Strassen immer wieder mit Mord und Todschlag füllten, und mehr als einmal grosse Umwälzungen im Staate herbeiführten, beweist zur Genüge den Umfang des Sittenverfalles. Patriotismus und Muth waren beinahe verschwunden, und trotz der Erhebung eines Belisar oder eines Narses blieb doch der öffentliche Geist sehr gedrückt und beschränkt. Die Verschwendung des Hofes, die Kriecherei der Höflinge und der vorherrschende Glanz der Kleidung und Hausverzierung hatten eine übertriebene Höhe erreicht. Grobes Laster und äusserste Askese wechselten mit einander, und bisweilen waren es die lasterhaftesten und luxuriösesten Städte, wie Antiochien, welche die meisten Anachoreten erzeugten[1]). Die öffentliche Meinung war in solchem Verfall, dass sehr viele Laster nur eine geringe Verurtheilung und Bestrafung zur Folge hatten, während der unbezweifelte Glaube an die sühnende Wirkung abergläubischer Riten die Einbildung beruhigte und die Schrecken des Gewissens verminderte. Es gab mehr Falschheit und Verrath als unter den Cäsaren, aber es gab viel weniger Grausamkeit, Gewaltthat und Schamlosigkeit. Es gab auch weniger öffentlichen Geist, weniger Unabhängigkeit des Charakters, weniger intellectuelle Freiheit.

In manchen Beziehungen jedoch hatte das Christenthum bereits eine Besserung bewirkt. Die Gladiatorenspiele waren aus dem Abendlande verschwunden und in Konstantinopel nicht eingeführt worden. Die grossen Schulen der Prostitution, welche unter dem Namen Venustempel geblüht hatten, waren unterdrückt. Die Religion, wenn auch entstellt und verfälscht, war wenigstens nicht mehr eine Pflanzschule der Sittenverderbniss, und die Frechheit des Lasters war, unter dem Einflusse des Christenthumes, in einem hohen Grade verschwunden. Die grobsinnlichen und höchst unanständigen Malereien, von denen wir noch Beispiele in den Wandgemälden und Verzierungen vieler Portale von Pompeji besitzen, die Gastmahle der reichen Patricier, bei denen nackte Mädchen aufwarteten, die grässlichen Ausschreitungen der unnatürlichen Wollust, denen sich einige heidnische Kaiser mit so wenig Hehl überlassen hatten, wurden nicht mehr geduldet. War auch die Sinnlichkeit sehr allgemein, so war sie doch weniger aufdringlich, und unnatürliche und ausschweifende Formen derselben waren selten geworden. Die Gegenwart einer grossen Kirche, die bei vielem Aberglauben und Fanatismus

[1]) Tillemont, *Hist. eccl., tome XI., p. 547.*

doch eine reine Moral lehrte, und diese durch die eindringlichsten Beweggründe einschärfte, wurde überall verspürt. Die Geistlichen waren eine grosse und angesehene Körperschaft im Staate. Die Sache der Tugend erhielt eine starke Organisation; sie zog die Besten an sich, bestimmte das Verhalten schwankender aber liebenswürdiger Naturen und hielt die Lasterhaften einigermassen im Zaum. Mochte auch ein schlechter Mensch für die sittlichen Schönheiten der Religion unempfindsam sein, er wurde doch durch die Erinnerung an ihre Strafbedrohungen belästigt und zügelte unter Unständen den Trieb zum Bösen. Und hatte er sich gegen alle ihre Schrecken gestählt, so wurde er doch bei jedem Schritte durch die von der Religion geschaffene öffentliche Meinung aufgehalten und zur Besinnung gebracht. Jener vollständige Mangel aller Beschränkung, alles Anstandes, aller Furcht und Gewissensunruhe, den einige Ungethüme des Verbrechens bekundet hatten, die auf dem heidnischen Throne sassen, und der aufs schlagendste den Verfall der heidnischen Religion beweist, war nicht mehr möglich. Die Tugend der besten Heiden war wohl von ebenso hoher Art, wie die der besten Christen, wenn sie auch von etwas verschiedenem Typus war; aber das Laster der schlimmsten Heiden übertraf gewiss bei Weitem das der schlimmsten Christen. Die Kanzel war ein mächtiger Mittelpunkt der Anziehung geworden und verschiedenartige Wohlthätigkeitsanstalten wirkten nach vielen Richtungen hin.

Die ethischen Wirkungen des ersten grossen Ausbruches der Askese scheinen, so weit wir sie bis jetzt verfolgt haben, „beinahe reine Uebel“ zu sein. Nächst dem wesentlich entstellten Ideal der Vollkommenheit, welches sie erzeugte, war die blosse Thatsache, dass sie dem thätigen Leben die sittliche Begeisterung entzog, welche das Ferment der Gesellschaft ist, überaus verderblich, und es kann wenig Zweifel darüber sein, dass wir es dieser Ursache zuschreiben müssen, wenn es der Kirche Jahrhunderte lang offenbar misslungen ist, eine bedeutendere Besserung in dem sittlichen Zustande Europas zu bewirken. Indessen entsprangen selbst aus der ersten Entwickelungsstufe der Askese einige entschiedene Vortrefflichkeiten, die zwar nicht, wie ich glaube, hinreichen, diese Uebel aufzuwiegen, aber doch mit Recht unseren Tadel beschränken dürften.

Die erste Bedingung aller wirklich grossen sittlichen Vollkommenheit ist ein Geist echter Selbstaufopferung und Selbstverleugnung. Vermittelung, Mässigung, gegenseitige Selbstbeschränkung, Milde, Höflichkeit und Verfeinerung, die Eigenthümlichkeiten luxuriöser

oder utilitarischer Civilisationen, sind der Entwickelung vieler untergeordneten Tugenden sehr förderlich; aber die menschliche Natur besitzt eine Fähigkeit für einen höheren und heroischeren Bereich der Vollkommenheit, der ganz verschiedene Kreise zu seiner Entfaltung braucht, die Menschen an weit edlere Ziele gewöhnt und einen weit stärker anziehenden Einfluss auf die Gesammtheit übt. Unvollkommen und entstellt wie das Ideal des Anachoreten war, ja tief verderbt, wie es durch die Beimischung eines geistigen Eigennutzes war, ging doch das Beispiel vieler Tausende, welche Alles, was die Menschen so hoch schätzen, freiwillig aufgaben, jeden Vertrag mit dem Genusse von der Hand wiesen, und die höchste Selbstverleugnung zum eigentlichen Princip ihres Lebens machten, nicht ganz und gar an der Welt verloren. Zu einer Zeit, als der zunehmende Reichthum die Kirche tief befleckt hatte, lehrten sie die Menschen „die Arbeit mehr als die Ruhe, die Schmach mehr als den Ruhm zu lieben, und mehr zu geben, als zu empfangen“ [1]. Zu einer Zeit, als die Leidenschaft für kirchliche Würden das öffentliche Aergerniss des Reiches geworden war, enthielten sie sich derselben systematisch, indem sie in sonderbarer, aber kräftiger Sprache lehrten: „es gebe zwei Menschenklassen, die ein Mönch besonders meiden müsse — Bischöfe und Frauen“ [2]. Selbst die Excentricitäten ihres Lebens, ihre ungeschlachten Formen, ihre schrecklichen Bussen gewannen die Bewunderung der rohen Massen, und die also erregte abergläubische Ehrfurcht ging allmälig in Mildthätigkeit und Selbstverleugnung über, welche die höheren Bestandtheile des mönchischen Charakters bildeten. Sehr viele Barbaren wurden beim Anblick des heiligen Säulenstehers Simeon zum Christenthume bekehrt. Auch wurde der Einsiedler alsbald von der volksmässigen Einbildung idealisirt, man vergass die abstossenderen Züge seines Lebens und Aeusseren und dachte sich ihn bloss als einen alten Mann mit langem weissen Bart und zartem Aussehen, der seine Matten unter den Palmbäumen flocht, während Dämonen vergeblich ihn durch ihre List zu zerstreuen suchten, wilde Thiere in seiner Gegenwart zahm wurden, und Krankheit und Kummer auf sein Wort verschwanden. Die Einbildung der Christenheit, bezaubert durch dieses Ideal, machte es zum Mittelpunkte unzähliger, ge-

[1] So hiess es in der Regel der heilige Paphnutius. Siehe Tillemont, *Mém. de l'Hist. eccl.; tome X., p. 45.*

[2] „Omnimodis monachum fugere debere mulieres et episcopos.“ Cassianus, *De Coenob. Inst., XI., 17.*

wöhnlich sehr kindischer und zuweilen, wie wir gesehen haben, schlimmer als kindischer Sagen, die jedoch voll von den schönsten Zügen der menschlichen Natur sind und oft vortreffliche Sittenlehren enthalten. Ammenmärchen, welche zuerst die Richtung der kindlichen Einbildung bestimmen, spielen keine unwichtige Rolle in der Geschichte der Menschheit. In der Fabel von der Psyche — jener reizenden Erzählung von der leidenschaftlichen Liebe, mit der die griechische Mutter ihr Kind in den Schlaf sang — hat uns das Alterthum ein Muster von höchster Schönheit hinterlassen, und das Leben der Wüstenheiligen zeigt oft eine in der Art freilich verschiedene, aber in ihrer Entfaltung kaum weniger glänzende Einbildung. Man erzählt, der heilige Antonius dachte in einer Nacht, er sei der beste Mann in der Wüste, da wurde ihm offenbart, es gebe einen noch besseren Einsiedler als ihn. Am Morgen durchzog er die Wüste, um diesen unbekannten Heiligen zu besuchen. Er begegnete zuerst einem Centaur und darauf einem kleinen Manne mit Hörnern und Bocksfüssen, der sich für einen Faun ausgab; und nachdem diese ihm den Weg gezeigt hatten, gelangte er endlich an sein Ziel. Der Einsiedler Paulus, an dessen Thüre er stehen blieb, war hundert und dreissig Jahre alt, und da er seit einem sehr langen Zeitraume in völliger Einsamkeit gelebt hatte, weigerte er sich zuerst, den Besucher vorzulassen, willigte aber schliesslich darein, umarmte ihn und fing an, sich mit ihm über die Welt und ihre Zustände zu unterhalten. Das Gespräch wurde durch eine Krähe unterbrochen, die mit einem Laib Brot geflogen kam, und als Paulus erwog, dass während der letzten sechzig Jahre seine tägliche Bescheerung nur ein halbes Laib gewesen war, erklärte er, dies wäre ein Beweis, dass er recht gethan hätte, den Antonius vorzulassen. Die Einsiedler dankten dem Himmel und setzten sich zusammen an den Rand eines klaren Baches. Aber jetzt entstand eine Schwierigkeit. Keiner von ihnen konnte es über sich gewinnen, das Brot vor dem Anderen zu brechen. Paulus führte an, Antonius gebühre als dem Gast der Vorrang, wogegen der nur neunzig Jahre alte Antonius auf das höhere Alter des Paulus hinwies. So gewissenhaft höflich waren diese alten Männer, dass sie den ganzen Nachmittag im Streite über diese wichtige Frage zubrachten, bis ihnen zuletzt, als der Abend hereinbrach, ein glücklicher Gedanke einfiel: Jeder fasste ein Ende des Brotes und so brachen sie es auseinander. Paulus starb bald darauf, und da sein Gefährte als schwacher, alter Mann ihn nicht begraben konnte, kamen zwei Löwen aus der Wüste

und gruben mit ihren Tatzen das Grab, legten die Leiche hinein, erhoben ein lautes Klagegeheul und knieeten dann unterwürfig vor dem heiligen Antonius, um seinen Segen zu erbitten. Die Autorität für diese Geschichte ist keine geringere Persönlichkeit als der heilige Hieronymus, der sie als buchstäblich wahr erzählt, und sich für die Richtigkeit seiner Erzählung verbirgt.

Der Geschichtschreiber Palladius versichert uns, dass er aus dem Munde des heiligen Macarius von Aegypten einen Bericht über eine Pilgerfahrt hörte, die dieser Heilige aus Antrieb der Neugierde gemacht hatte, um den bezauberten Garten des Jannes und Jambres zu besuchen, der von Dämonen bewohnt war. Neun Tage lang durchwanderte Macarius die Wüste, indem er seine Wegesrichtung nach den Sternen nahm und von Zeit zu Zeit Ruthen in den Boden steckte als Wegweiser für seine Rückkehr; aber diese Vorsicht erwies sich nutzlos, denn die Teufel rissen die Ruthen aus und steckten sie während der Nacht zu Häupten des schlafenden Heiligen. Als er dem Garten nahe kam, traten siebenzig Dämonen von verschiedener Gestalt hervor, um ihn zu begrüssen, und machten ihm Vorwürfe, dass er sie in ihrem Hause störe. Macarius versprach, bloss umherzugehen und die Wunder des Gartens zu besichtigen und dann abzureisen, ohne ihn irgendwie zu beschädigen. Er erfüllte sein Versprechen und eine Reise von zwanzig Tagen brachte ihn wieder in seine Zelle[1]). Andere Sagen sind jedoch von einer weniger phantastischen Natur; viele von ihnen bekunden, obwohl zuweilen in sehr wunderlichen Formen, einen Geist der zarten Aufmerksamkeit, der das spätere Ritterthum im voraus anzudeuten scheint, und manche von ihnen enthalten Proteste gerade gegen den Aberglauben, der am vorherrschendsten war. Als Macarius krank war, wurde ihm einmal eine Weintraube gereicht, aber seine Barmherzigkeit trieb ihn, sie einem anderen Einsiedler zu geben, der seinerseits sich weigerte, sie zu behalten, und zuletzt wurde sie, nachdem sie die Runde durch die Wüste gemacht, wieder dem Heiligen zurückgeschickt[2]). Derselbe Heilige, dessen gewöhnliches Getränk faules Wasser war, wies aus Höflichkeit niemals den Wein zurück, den ihm die Einsiedler bei einem Besuche vorsetzten, that aber im Geheimen Busse dafür, indem er sich eben so viele Tage des Wassers enthielt, als er

1) Palladius, *Hist. Laus., cap. XIX.*

2) Rufinus, *Hist. monach., cap. XXIX.*

Gläser Wein getrunken hatte[1]). Als der heilige Epiphanius den heiligen Hilarius in seine Zelle eingeladen hatte, setzte er ihm ein Gericht Geflügel vor. „Verzeihe, Vater", sagte Hilarius, „seitdem ich Mönch geworden bin, habe ich niemals Fleisch gegessen." „Und seitdem ich Mönch geworden bin", sagte Epiphanius, „habe ich niemals die Sonne über meinen Zorn untergehen lassen." „Deine Regel", entgegnete der Andere, „ist vorzüglicher, als die meinige"[2]). Zur Zeit, als man den Ehestand mit tiefer Verachtung betrachtete, wurde dem heiligen Macarius offenbart, dass in einer Nachbarstadt zwei verheirathete Frauen lebten, die heiliger wären, als er war. Er besuchte sie sofort und erkundigte sich nach ihrer Lebensweise, aber sie wiesen die ihnen zugeschriebene Heiligkeit entschieden zurück. „Heiliger Vater", sprachen sie, „erlaube uns Dir frei die Wahrheit zu sagen. Selbst heute Nacht schraken wir nicht davor zurück, bei unseren Männern zu schlafen, und welche gute Werke kannst Du von uns erwarten?" Der Heilige beharrte indess bei seinen Fragen und sie erzählten ihm dann ihre Lebensgeschichte. „Wir sind", sagten sie, „in keiner Weise verwandt, aber wir haben zwei Brüder geheirathet. Wir haben funfzehn Jahre zusammen gelebt, ohne ein unanständiges oder böses Wort. Wir baten unsere Männer, uns zu gestatten, Nonnen zu werden, sie verweigerten es uns und wir gelobten dann vor Gott, dass kein weltliches Wort unsere Lippen beflecken solle." „In Wahrheit", rief Macarius, „ich sehe, dass Gott nicht darauf achtet, ob Eine Jungfrau oder verheirathet ist, ob Eine in einem Kloster oder in der Welt lebt. Er beachtet bloss die Stimmung des Herzens und verleiht den Geist Allen, die ihm dienen wollen, mag ihr Stand sein, welcher er wolle"[3]).

Diese vielen Belege, fürchte ich, werden die Geduld des Lesers etwas ermüdet haben; allein die Thatsache, dass während eines langen Zeitraumes der Geschichte diese Heiligensagen die Ideale bildeten, welche die Einbildung leiteten und das sittliche Gefühl der christlichen Welt abspiegelten, verleiht ihnen eine über ihren inneren Werth weit hinausgehende Wichtigkeit. Bevor ich die Heiligen der Wüste verabschiede, will ich noch eine andere Klasse von Legenden in Erwägung ziehen, ich meine diejenigen, welche die Verbindung zwischen den Heiligen und der Thierwelt schildern.

1) Tillemont, *Hist. eccl., tome VIII., pp. 583—584.*

2) *Verba Seniorum.*

3) Tillemont, *tome VIII., pp. 594—595.*

Diese Sagen sind einer besonderen Beachtung in der Sittengeschichte werth, da sie wahrscheinlich die erste und zu gleicher Zeit eine der hervortretendsten Anstrengungen repräsentiren, welche jemals in der Christenheit gemacht wurde, um ein Gefühl der Güte und des Mitleids gegen die Thiere einzuschärfen. Im heidnischen Alterthume waren bedeutende Schritte gethan worden, um diese Form der Humanität zu einem anerkannten Zweige der Sittenlehre zu erheben. Der Weg war durch zahlreiche, meistentheils aus einfacher Unkenntniss der Naturgeschichte entstandene Anekdoten vorbereitet worden, die alle dahin zielten, die Kluft zwischen Menschen und Thieren dadurch zu verringern, dass sie die letzteren als im Besitze eines hohen Grades sittlicher und geistiger Eigenschaften darstellten. Es hiess, der Elephant sei nicht bloss mit Verstand und Wohlwollen, sondern auch mit einem religiösen Gefühl begabt, denn er verehre die Sterne und bete die Sonne und den Mond an[1]). Das Flusspferd habe den Menschen den Nutzen des Aderlasses gelehrt, denn sobald es durch Uebersättigung zu feist geworden sei, öffne es sich an einem spitzigen Rohr eine Ader an dem Beine und überziehe die Wunde mit Schlamm[2]). Pelikane brächten sich um, damit ihre Jungen Nahrung hätten, und Bienen thäten das Gleiche, wenn sie die Gesetze ihrer Herrscherin gebrochen[3]). In der Stadt Sestos errichtete man einem Adler ein Heldendenkmal, weil er, von einer Jungfrau erzogen, als sie starb, sich auf ihren Scheiterhaufen stürzte und mit ihr verbrannte[4]). Zahlreiche Geschichten werden von treuen Hunden erzählt, die ihre Herren nicht überleben wollten, und einer von diesen soll in den Hundsstern verwandelt worden sein[5]). Der Delphin besonders wurde der Gegenstand vieler schönen Sagen, und seine Liebe zu seinen Jungen, zur Musik und vor Allem zu kleinen Kindern erregte die Bewunderung nicht bloss der Volksmassen, sondern auch der bedeutendsten Naturforscher[6]). Viele Philosophen schrieben

[1]) Plinius, *Hist. Nat.*, *VIII.*, *1—12.* Siehe auch Dio Cassius, *XXXIX.*, *38.*

[2]) Plinius, *VIII.*, *40.*

[3]) Donne's Biathanatos, p. 22. Der Pelikan wurde bekanntlich später ein Symbol Christi.

[4]) Plinius, *X.*, *6.*

[5]) Vergleiche das höchst belehrende Kapitel über die Thiere in Legendre's *Traité de l'Opinion, tome I.*, *pp. 308—327.*

[6]) Vergleiche Plinius, *Hist. Nat.*, *IX.*, *8—9.*; Aulus Gellius, *XVI.*, *19.* Bei den alten Christen wurde der Delphin wegen der Liebe zu seinen Jungen das Symbol Christi.

auch den Thieren eine vernünftige Seele zu. Nach den Pythagoräern wandern die menschlichen Seelen nach dem Tode in Thiere; nach den Stoikern und Anderen wären die Seelen der Menschen und der Thiere in gleicher Weise Theile des alldurchdringenden göttlichen Geistes, welcher die Welt belebt[1]).

Gesetzliche Massregeln zum Schutze der Thiere sind sehr alt. Der Ochs, als ein Hauptfactor des Ackerbaues und daher eine Art Sinnbild der Civilisation, wurde in verschiedenen Ländern mit einer besonderen Verehrung betrachtet. Die in Aegypten ihm beigemessene Heiligkeit ist allbekannt. Die Zärtlichkeit gegen Thiere, welche einer der schönsten Züge in den Schriften des alten Testaments ist, zeigt sich unter anderen Vorschriften in den Geboten, dem Ochsen, wenn er drischt, nicht das Maul zu verbinden, und Ochs und Esel zum Pflügen nicht zusammen zu spannen[2]). Bei den alten Römern wurde dieses Zartgefühl so weit getrieben, dass es eine lange Zeit ein Capitalverbrechen war, einen Ochsen zu tödten, weil dieses Thier der arbeitsamste Gefährte des Menschen beim Ackerbau sei[3]). Auch in Griechenland stand in alter Zeit Todesstrafe auf die Tödtung eines Ochsen[4]). Die schöne Stelle, in welcher der Psalmist schildert, wie der Sperling sein Obdach und die Schwalbe ihr Nest unter dem Altar des Tempels finden konnte, passte ebenso auf Griechen-

[1]) Einen sehr umständlichen Bericht über die Ansichten sowohl der alten als auch der neueren Philosophen betreffs der Thierseelen giebt Pierre Bayle in seinem *Dict. Art. „Pereira, E.“ „Rorarius, K.“*

[2]) Man beachte noch die Gesetze, Vieh von verschiedenen Arten nicht zur Paarung zuzulassen, *Lev., XIX., 19.;* Rinder und Kleinvieh nicht zu castriren, *Ibid. XXII., 24.;* Zug- und Lastvieh am Sabbat ruhen zu lassen, *Exod., XX., 10., XXIII., 12., Deut., V., 14.*; Ein Stück Rind- oder Kleinvieh nicht mit seinen Jungen an einem Tage zu schlachten, *Lev., XXII., 28.;* das Junge von Rindern, Schafen oder Ziegen sieben Tage bei seiner Mutter zu lassen. *Ibid., 27.;* das Junge nicht in der Milch seiner Mutter zu kochen, *Ibid., XXIII., 19., XXIV., 26., Dant., XIV., 21.;* keinem Vogelneste, welches Junge oder Eier enthält, die Mutter zu nehmen, *Deut., XXII., 6—7.;* dem unter der Last oder sonst gestürzten Thiere aufzuhelfen, *Exod., XXIII., 5.; Deut., XXII., 4.*

[3]) „Cujus tanta fuit apud antiquos veneratio, ut tam capital esset bovem necuisse quam civem.“ Columella, *lib. VI., in proem.* „Hic socius hominum in rustico opere et Cereris minister. Ab hoc antiqui manus ita abstinere voluerunt, ut capite sanxerint si quis occidisset.“ Varro, *De Re Rustica, lib. II., cap. V.*

[4]) Siehe Legendre, *tome II., p. 338.* Das Schwert, womit der Priester den Ochsen tödtete, wurde später als verflucht bezeichnet. Aelian, *Hist. Var., lib. VIII.; cap. III.*

land, wie auf Jerusalem. Als ein von einem Habicht verfolgter Vogel dem Xenokrates an die Brust flog, liebkoste er ihn und liess ihn schliesslich frei, indem er zu seinen Schülern sprach, ein guter Mensch dürfe einem Bittenden niemals etwas abschlagen[1]), und man betrachtete es als eine Ruchlosigkeit, die Vögel zu stören, welche sich ihre Nester unter den Säulenhallen des Tempels gebaut hatten[2]). Es wird ein Fall erzählt, dass ein Kind wegen grosser Grausamkeit gegen Vögel sogar zum Tode verurtheilt wurde[3]).

Die allgemeine Richtung der Völker, wenn sie von einem rohen und kriegerischen zu einem verfeinerten und friedlichen Zustande, von der Stufe, auf welcher die Vorstellungskraft schwach, zu derjenigen fortschreiten, auf welcher sie empfindsam und lebhaft ist, geht unzweifelhaft darauf hin, ihre Handlungen milder und menschenfreundlicher zu machen; aber diese Richtung kann, wie alle anderen allgemeinen Richtungen, durch viele besondere Umstände vernichtet oder beschränkt werden. Das oben angeführte Gesetz über die Tödtung des Ochsen war offenbar eines von denjenigen, welche einer sehr frühen Entwickelungsstufe angehören, wo die Gesetzgeber dahin arbeiten, landwirthschaftliche Gewohnheiten bei einem kriegerischen und nomadischen Volke einzuführen. Die kurz vor dem Erlöschen der Republik eingeführten Schauspiele, bei denen die Thierschlächterei eine grosse Rolle spielte, trugen sehr viel dazu bei, den natürlichen Fortschritt der humanen Gefühle zu hemmen oder aufzuhalten. Im alten Griechenland waren, ausser

1) Diog. Laërt., *Xenocrates*.

2) Herodot berichtet (*I. 157—159*) eine Geschichte von einem Gesandten, der von seinen Landsleuten nach Milet geschickt wurde, um dort ein Orakel über einen Flüchtling zu befragen, zu dessen Auslieferung die Bürger von Kyme unter Drohungen aufgefordert waren. Das bestochene Orakel sprach für die Auslieferung. Als der Gesandte sich entfernte, scheuchte er scheinbar unabsichtlich die Sperlinge unter dem Porticus des Tempels auf, worauf die Stimme hinter dem Altar seinen Frevel gegen die Götter schalt, da er deren Gäste verscheuche. Der Gesandte gab eine nahe liegende vernichtende Antwort. — Das Nisten der Vögel in Tempeln und Heiligthümern wurde von den Morgenländern gern gestattet, und die Thiere galten für unverletzlich, da sie sich gleichsam unter den Schutz der Gottheit selbst begäben. Varro bei Arnob., *VI., 23* nennt die Schwalben an einem Apollotempel Apollinis hospitae. Aelian erzählt (*Hist. Var.*), dass die Athener einen Knaben zum Tode verurtheilten, weil er einen Sperling tödtete, der in dem Tempel des Aeskulap sein Nest aufgeschlagen hatte.

3) Quintilian, *Inst., V., 9.*

den Stierkämpfen von Thessalien, die Wachtel- und Hahnenkämpfe[1]) Lieblingsvergnügungen, und wurden von den Gesetzgebern sehr ermuthigt, weil sie den Soldaten Beispiele der Tapferkeit vorführten. Die kolossalen Dimensionen der römischen Spiele, die Umstände, durch welche sie begünstigt wurden, und das überwältigende Interesse, welches sie rasch erregten, habe ich in einem früheren Kapitel geschildert. Wir haben jedoch gesehen, dass trotz der Gladiatorenspiele, die milde Behandlung der Menschen während der Kaiserzeit beträchtlich zugenommen hatte. Es ist auch der Bemerkung werth, dass, ungeachtet der Leidenschaft für die Thierkämpfe, die römische Literatur und die spätere Literatur der Völker, welche Rom unterworfen waren, eine grosse Zahl zarter Anspielungen enthalten, die in einem sehr hohen Grade eine Empfindsamkeit für die Gefühle der Thierwelt bekunden. Das zärtliche Interesse für das thierische Leben ist einer der hervorstechendsten Züge der Dichtung Virgil's. Lucretius, der selten die Saiten des Pathos anschlug, hatte in einer noch früheren Zeit ein sehr schönes Bild von dem Gram der beraubten Kuh gezeichnet, deren Kalb auf dem Altar geopfert worden war[2]). Plutarch erwähnt beiläufig, dass er es niemals über sich gewinnen konnte, den altgewordenen Ochsen zu verkaufen, welcher ihm in der Zeit seiner Kraft treu gedient hatte[3]). Ovid betonte ein ähnliches Gefühl

[1]) Ueber den Ursprung des griechischen Hahnenkampfes siehe Aelian, *Hist. Var. II., 28.* Viele Einzelheiten hierüber giebt Athenäus. Chrysippos behauptete, der Hahnenkampf wäre die eigentliche Bestimmung der Hähne, da diese Vögel von der Vorsehung zu dem Zwecke geschaffen wurden, uns durch ihr Beispiel Muth einzuflössen. (Plutarch., *De Repug. Stoic.*) Die Griechen scheinen das „Hahnenwerfen" (cock-throwing) — ein altes Spiel des gemeinen englischen Volkes und der Schulknaben besonders zur Fastnachtzeit — nicht gekannt zu haben. Sir Thomas More war ein berühmter Hahnenwerfer. (Strutt's *Sports and Pastimes, p. 283.*) Sein Ursprung wird auf drei Gründe zurückgeführt: 1) Dass es den Dänen in den Sachsenkriegen durch das Krähen der Hähne misslang, eine gewisse Stadt zu überrumpeln, 2) dass die Hähne (galli) die besonderen Repräsentanten der Franzosen waren, mit denen die Engländer fortwährend im Kriege lagen, und 3) dass sie mit der Verleugnung des Apostels Petrus in Verbindung standen. Daher sang Sir Charles Sedley:

„Mayst thou be punished for St. Peter's crime,
And on Shrove Tuesday perish in thy prime."
Knight's *Old England, vol. II., p. 126.*

[2]) *De Natura Rerum, lib. II.*

[3]) *Vita Marc. Cat.*

mit beinahe gleichem Nachdruck[1]). Juvenal spricht von einer Römerin die über den Tod eines Sperlings weinte[2]). Apollonius von Tyana verweigerte es aus Gründen der Humanität, selbst wenn ein König ihn einlud, sich bei der Jagd zu betheiligen[3]). Arrianus, der Freund Epiktet's, anticipirte in seiner Schrift über die Jagd das schöne Bild, welches Addison von dem Jäger gezeichnet hat, der sich weigerte das Leben des gefangenen Hasen zu opfern, welcher ihm durch seine Flucht so viel Vergnügen gewährte[4]).

1) „Quid meruere boves, animal sine fraude dolisque,
Innocuum, simplex, natum tolerare labores?
Immemor est demum, nec frugum munere dignus,
Qui potuit curvi dempto modo pondere aratri
Ruricolam mactare suum.“ *Metamorph., XV., 120—124*

Was verschuldet der Stier, ein Geschöpf von List und Betrug fern,
So unschuldig und gut, Mühsal zu ertragen geboren?
Undankbar ist vollends, nicht werth des Geschenkes der Feldfrucht,
Wer, von der Bürde des Pflugs nur eben ihn lösend, zu opfern
Seinen Feldbesteller vermocht.

2) „Cujus
Turbavit nitidos extinctus passer ocellos.“
Juvenal, *Sat., VI., 7—8.*

Bekannt ist das Gedicht des Catull auf den Tod des Sperlings der Lesbia, in welchem er der vom Weinen gerötheten Augen der Geliebten Erwähnung thut. Man vergleiche damit die reizende Schilderung der Priorin bei Chaucer:

„She was so charitable and so pitous,
She wolde wepe if that she saw a mous
Caughte in a trappe, if it were ded or bledde,
Of smale houndes had she that she fedde
With rosted flesh and milke and wastel brede,
But sore wept she if one of them were dede,
Or if men smote it with a yerde smert:
And all was conscience and tendre herte.“
Prologue to the „Canterbury Tales“.

„Mitleidig war sie, mild und sanft durchaus,
Sie konnte weinen, wenn sie eine Maus
Wund in der Falle oder todt gefunden.
Man sah sie oft, wie ihren kleinen Hunden
Sie Braten gab und Milch und Krümchen Brot;
Und bitter weinte sie, war eines todt,
Ja, schuf man nur durch einen Hieb ihm Schmerz;
Sie war ein gar empfänglich sanftes Herz.“

3) Philost., *Apol. I., 38.*

4) Siehe das interessante Kapitel in seinem *Κυνηγετικός, XVI.,* und vergleiche damit Nr. 116 des *Spectator.*

Diese Züge von Gefühl bekunden, meine ich, so gering sie auch scheinen mögen, eine Ader der Empfindsamkeit, wie wir sie neben der kolossalen Schlächterei des Amphitheaters zu finden kaum hätten erwarten sollen. Der Fortschritt war jedoch nicht bloss einer der Empfindung, er zeigte sich auch in einer entschiedenen und bestimmten Lehre, deren Ursprung auf Pythagoras und Empedokles zurückgeführt wurde. Die moralische Pflicht des Wohlwollens gegen Thiere war in erster Instanz auf der dogmatischen Lehre von der Seelenwanderung begründet, und nachdem die Thiere auf diese Weise in den Kreis der menschlichen Pflicht gezogen waren, traten bald weitere Erwägungen der Humanität hinzu. Die rasche Verbreitung der pythagoräischen Schule in den letzten Tagen des Kaiserreiches machte diese Erwägungen dem Volke zugänglich. Porphyrios vertheidigte umständlich die Enthaltsamkeit von Fleischspeisen[1]), und sogar Seneca übte sie eine Zeit lang. Aber der bemerkenswertheste Mann in dieser Bewegung ist ohne Frage Plutarch. Indem er die Lehre von der Seelenwanderung bei Seite wirft, oder wenigstens davon bloss als von einer zweifelhaften Vermuthung spricht, macht er die Pflicht des Wohlwollens gegen die Thiere zu einer Angelegenheit der Gefühle, und urgirt diese Pflicht mit einem Nachdrucke und einer Umständlichkeit, zu denen man, wie ich glaube, keine angemessene Parallele in den christlichen Schriften wenigstens siebenzehn hundert Jahre lang finden kann. Er verdammt die Kampfspiele der Amphitheater unbedingt, bespricht mit grosser Kraft die Wirkung solcher Schauspiele auf die Verhärtung des Charakters, zählt im Einzelnen die Grausamkeiten auf, zu welchen die gastronomischen Gelüste geführt hatten, und behauptet in den stärksten Worten, Jedermann habe ebenso wahrhaft Pflichten gegen die Thierwelt, wie gegen seine Mitmenschen[2]).

Wenn wir nunmehr zur christlichen Kirche übergehen, werden wir finden, dass in dieser Sphäre anfangs wenig oder kein Fortschritt gemacht wurde. Zwar enthielten sich die Manichäer streng

[1]) In seiner Schrift *De Abstinentia Carnis.* Der Streit zwischen Origenes und Celsus giebt uns einen interessanten Beleg von den Uebertreibungen, in welche manche Heiden des dritten Jahrhunderts verfielen. Celsus macht der christlichen Lehre über die Stellung der Menschen im Weltall den Einwand, dass viele Thiere sowohl an Vernunft als auch an religiösem Gefühl und Kenntniss mindestens den Menschen gleich wären. (Orig., *Cont. Cels., lib. IV.*)

[2]) Er verficht diese Ansichten hauptsächlich in seinen zwei Abhandlungen über den Fleischgenuss, berührt aber auch beiläufig den Gegenstand in seinen anderen Schriften, namentlich in dem *Leben Cato's.*

der Fleischkost; dies geschah aber, weil sie das Fleisch für besonders unrein hielten, und wenn die Orthodoxen häufig dieselbe Enthaltsamkeit sich auferlegten, so geschah dies aus vollständig anderen Gründen. Andererseits aber hatten die Katholiken, welche die Seelenwanderung entschieden verwarfen, durch ihre Lehre von der Erlösung den Menschen weiter als jemals von allen anderen lebenden Geschöpfen getrennt, und in dem Bereiche und Kreise der von den ersten Kirchenlehrern aufgestellten Pflichten hatten die gegen die Thiere keine Stelle. Dies ist in der That eine Form der Humanität, die aufs glänzendste im alten Testamente hervortritt[1]), während das neue Testament, welches die menschlichen Interessen als das Eine Ziel und die Beziehungen des Menschen zu seinem Schöpfer als die Eine Lebensfrage betrachtet, die Pflicht gegen die Thiere etwas verächtlich als eine müssige Empfindelei abweist[2]). Ein lauteres und feines Mitgefühl mit dem Schmerz des Thieres findet man wirklich selten bei Denen, die mit den Angelegenheiten des Lebens sehr emsig beschäftigt sind, und es geschah nicht ohne einen Sinn oder Grund, dass Shakespeare jene überaus pathetische, vielleicht vollkommenste dichterische Schilderung der Leiden des verwundeten Hirsches in die Mitte der krankhaften Träumereien des gestörten und trübsinnigen Jacques verlegte.

Aber während das, was man die Rechte der Thiere nennt, keine Stelle in der Sittenlehre der Kirche hatte, wurde doch ein gewisser Grad von Mitgefühl für die Thierwelt mittelbar durch die Zwischenfälle der Heiligensagen geweckt. Es war natürlich, dass der Einsiedler, welcher in den Wüsten des Morgenlandes oder in den weiten Wäldern Europas lebte, in eine innige Verbindung mit der Thierwelt kommen musste, und es war nicht weniger natürlich, dass die Volksdichtung bei der Schilderung des Einsiedlerlebens diese Verbindung zum Mittelpunkte vieler und bisweilen rührender Legenden machte. Es hiess, die Vögel schossen nieder in ihrem Fluge auf des alten Mannes Ruf, der Löwe und die Hyäne

[1]) Bei den Juden fanden niemals Thierkämpfe statt und die rabbinischen Schriften zeichnen sich durch den Nachdruck aus, mit welchem sie die Pflicht der Milde und des Wohlwollens gegen Thiere einschärfen. Siehe Wollaston, *Religion of Nature*, §. *1*, *Note*. §. *11*. Maimonides glaubte an ein künftiges Leben für Thiere, um sie für ihre hier ausgestandenen Leiden zu belohnen. Vgl. William Drummond, *The Rights of Animals* (London 1838), *pp. 197—205*.

[2]) So weist Paulus *(1. Corinth., IX., 9)* das Gebot: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden“ mit der Frage zurück: „Sorget Gott für die Ochsen?“

kauerten unterwürfig zu seinen Füssen; sein Herz, das allen menschlichen Interessen verschlossen war, that sich beim Anblicke eines leidenden Thieres weit auf, und etwas von seiner eigenen Heiligkeit theilte sich den Gefährten seiner Einsamkeit und den Gegenständen seiner Wunder mit. Wenn der heilige Theon auf Reisen ging, begleiteten ihn die wilden Thiere und der Heilige belohnte sie, indem er sie aus seiner Cisterne tränkte. Ein ägyptischer Einsiedler hatte sich einen schönen Garten in der Wüste gemacht und pflegte unter den Palmenbäumen zu sitzen, während ein Löwe Früchte aus seiner Hand ass. Als der heilige Pömen in einer Winternacht Schauer empfand, legte sich ein Löwe an seine Seite und erwärmte ihn. Löwen begruben den Einsiedler Paulus und die heilige Maria von Aegypten. Sie kommen in unzähligen Legenden vor. Als ein alter und schwacher Mönch, Namens Zosimus, nach Cäsarea pilgerte mit einem Esel, der seine Habseligkeiten trug, packte ein Löwe den Esel und frass ihn auf, aber auf Geheiss des Heiligen trug der Löwe selbst das Gepäck bis zu den Stadtthoren. Die Heiligen Helenus und Pachomius schwammen über den Nil auf dem Rücken eines Krokodils, und der heilige Scuthinus schwamm über den irischen Kanal auf einem Seeungeheuer. Hirsche begleiteten beständig die Heiligen auf ihren Reisen, trugen ihr Gepäck, pflügten ihre Felder, förderten ihre Gebeine zu Tage. Der gejagte Hirsch war besonders das Thema vieler malerischer Legenden. Ein Heide, Namens Branchion, verfolgte einst einen erschöpften Hirsch, der dann in eine Höhle flüchtete, deren Schwelle zu betreten kein Antrieb die Hunde veranlassen konnte. Der erstaunte Jäger trat ein und sah sich in der Gegenwart eines alten Einsiedlers, der den Flüchtling schützte und den Verfolger gleichzeitig bekehrte. In den Legenden des heiligen Eustachius und des heiligen Hubertus wird Christus dargestellt, wie er die Gestalt eines gejagten Hirsches angenommen, der sich dann gegen den Verfolger wendet, ein Crucifix leuchtet auf seiner Stirn, er redet zu jenem mit menschlicher Stimme und bekehrt ihn. Im vollen Feuer der Jagd machten Hunde und Hirsche Halt und knieeten gemeinschaftlich nieder, um die Gebeine des heiligen Fingar zu verehren. An dem Feste des heiligen Regulus versammelten sich die Hirsche an dem Grabe des Heiligen, wie die Raben es an dem des heiligen Apollinaris von Ravenna zu thun pflegten. Der heilige Erasmus war der besondere Beschützer der Ochsen und sie knieeten freiwillig vor seinem Altar nieder. Der heilige Antonius war der Beschützer der Schweine, die gewöhnlich

auf seinen Bildern dargestellt wurden. Die heilige Bridget züchtete Ferkel und ein wildes Schwein kam aus dem Walde, um sich ihrer Zucht zu unterwerfen. Ein Ross kündigte durch seine Wehklagen den Tod der heiligen Columba an. Der heilige Colman hatte drei Gefährten, einen Hahn, eine Maus und eine Fliege. Der Hahn verkündigte ihm die Gebetstunde, die Maus biss dem schläfrigen Heiligen das Ohr bis er aufstand, und wenn er im Verlaufe seiner Studien durch zerstreuende Gedanken gestört, oder zu anderen Geschäften abgerufen wurde, setzte sich die Fliege auf die Zeile, wo er aufgehört hatte, und blieb darauf sitzen. Manche Legenden schildern in einer allerdings etwas absonderlichen Weise die bei Thieren vorhandenen sittlichen Eigenschaften. Ein Einsiedler pflegte sein Abendbrot mit einem Wolfe zu theilen, der, als er eines Abends vor der Heimkehr des Herrn in die Zelle trat, ein Laib Brot stahl. Von Gewissensunruhe gequält, verging eine Woche, bevor er es wieder wagte, die Zelle zu besuchen, und als er es that, hing sein Kopf abwärts und sein ganzes Benehmen zeigte die tiefste Reue. Der Einsiedler „streichelte mit sanfter Hand seinen niedergesenkten Kopf“ und gab ihm eine doppelte Portion als Zeichen seiner Verzeihung. Eine Löwin knieete mit Wehklagen vor einem anderen Heiligen nieder und führte ihn darauf zu ihrem Jungen, welches blind war, aber auf das Gebet des Heiligen sehend wurde. Am nächsten Tage kam die Löwin wieder und brachte als Zeichen der Dankbarkeit das Fell eines wilden Thieres. Eine ähnliche Geschichte wird von dem heiligen Macarius erzählt; eine Hyäne klopfte an seine Thüre, brachte ihr Junges, das blind war, und der Heilige machte es sehend, und sie brachte bald darauf aus Dankbarkeit ein wolliges Fell. „O Hyäne!“ sagte der Heilige, „wie kamst Du zu diesem Vliesse? Du musst ein Schaf gestohlen und aufgefressen haben.“ Tief beschämt senkte die Hyäne den Kopf, beharrte aber dabei ihr Geschenk anzubieten, das der Heilige nicht früher annahm, bis die Hyäne „geschworen hatte“, in Zukunft nicht mehr zu rauben. Zum Zeichen und zur Bekräftigung des Schwures beugte die Hyäne ihren Kopf, und Macarius schenkte später das Vliess der heiligen Melania. Andere Legenden sprechen bloss von der Sympathie zwischen den Heiligen und der Thierwelt. Die Vögel kamen herbei auf den Ruf des heiligen Cuthbert und ein todter Vogel wurde durch sein Gebet belebt. Als der heilige Aengussius Holz fällte, verletzte er sich die Hand, die Vögel sammelten sich um ihn und beklagten mit lautem Geschrei sein Missgeschick. Ein

kleiner, von einem Habicht tödtlich verwundeter Vogel fiel zu den Füssen des heiligen Kieranus nieder, der Thränen vergoss, als er dessen zerrissene Brust betrachtete, und ein Gebet verrichtete, worauf der Vogel augenblicklich geheilt wurde[1]).

Viele Hunderte, ich würde vielleicht kaum übertreiben, wollte ich sagen, viele Tausende von Legenden dieser Art finden sich in den Lebensgeschichten der Heiligen. In erster Reihe durch jenes Wüstenleben eingegeben, welches die älteste Stufe des Mönchthumes und zugleich eine der ältesten Quellen der christlichen Mythologie war, dann gekräftigt durch die Symbolik, welche nach dem Vorbilde des classischen Alterthumes die verschiedenen geselligen Tugenden und Laster in der Form der Thierfabel darstellte, wurde das Verhältniss zwischen Mensch und Thier der Grundton einer unendlichen Mannichfaltigkeit von phantastischen Erzählungen. Uns mögen sie über die Massen kindisch erscheinen, doch wird es kaum, wie ich hoffe, einer Entschuldigung bedürfen, dass ich sie in ein ernstes Buch einflechte, wenn man sich erinnert, dass sie Jahrhunderte lang bei den Menschen beliebt und so sehr mit allen örtlichen Ueberlieferungen und mit allen jugendlichen Gedanken verwebt waren, dass sie die innersten Gefühle des Herzens bestimmten und zu gleicher Zeit widerspiegelten. Ihre Tendenz, ein gewisses Gefühl der Sympathie für die Thiere zu wecken, ist offenbar, und dies ist wohl das Höchste, was die katholische Kirche in dieser Richtung geleistet hat[2]). Nur einige sehr wenige Beispiele von Heiligen lassen sich anführen, deren natürliche Milde des Charakters sich in Wohlwollen gegen die Thierwelt bekundete. Von dem heiligen Jakob von Venedig — einem obscuren Heiligen des dreizehnten Jahrhunderts — wird erzählt, dass er die Vögel, welche die italienischen Knaben an Schnüre zu binden und damit zu spielen pflegten, kaufte und fliegen liess, indem er sagte, „er bemitleide die Vöglein

[1]) Ich habe diese Belege aus der Sammlung der Eremitenliteratur in Rosweyde, aus verschiedenen Bänden der Bollandisten, aus den Gesprächen des Sulpicius Severus und aus Colgan's *Acta Sanctorum Hiberniae* entnommen, welche vielleicht die interessanteste aller Sammlungen der Heiligenlegenden ist. Alfred Maury hat in seinem höchst werthvollen Werke, *Légendes pieuses du Moyen Age*, die in den Thierfabeln versinnbildlichten menschlichen Tugenden und Laster genau untersucht, während de Montalembert das schönste Kapitel seiner *Moines d'Occident* („Les Moines et la Nature") der Erörterung des Verhältnisses der Mönche zu der Thierwelt gewidmet hat.

[2]) Chateaubriand (*Études historiques, étude VIme, partie Ire*) spricht indess von einem alten gallischen Gesetze, welches verbot, auf einen pflügenden Ochsen einen Stein zu werfen oder ihm ein zu schweres Joch aufzulegen.

des Herrn", und „seine Barmherzigkeit erhebe vor aller Grausamkeit, selbst der geringsten gegen Thiere"[1]). Franz von Assisi war ein hervorragenderes Beispiel desselben Geistes. „Wenn ich nur dem Kaiser vorgestellt werden könnte", pflegte er zu sagen, „so würde ich ihn bitten, aus Liebe zu Gott und zu mir, ein Gesetz zu erlassen, das Jedem das Einfangen oder Einsperren meiner Schwestern, der Lerchen, untersagte und vorschriebe, wer Ochsen oder Esel halte, müsse sie am Weihnachten besonders gut füttern." Eine Menge ähnlicher Legenden werden von ihm berichtet. Ein von ihm in der Nähe von Gubbio beschworener Wolf versprach von dem Schafraub abzustehen, legte zur Bekräftigung des Versprechens seine Pfote in die Hand des Heiligen und wurde nachher von den Einwohnern der Stadt der Reihe nach gefüttert. Bei einer anderen Gelegenheit kam ein Schwarm Vögel, um den Heiligen predigen zu hören, was auch die Fische thaten, um den heiligen Antonius von Padua zu hören. Ein Falke weckte ihn zur Gebetsstunde, eine Heuschrecke ermuthigte ihn durch Zirpen zum Hymnengesang und die lärmenden Schwalben verhielten sich ruhig, wenn er zu lehren anfing[2]).

Im Ganzen jedoch hat der Katholicismus sehr wenig gethan, um die Humanität gegen die Thiere einzuschärfen. Der unglückselige Fehler der Theologen, Andere immer einzig und allein aus dem besonderen Gesichtspunkte ihrer eigenen dogmatischen Ansichten zu betrachten, ist ein Hinderniss jedes Fortschritts in dieser Richtung gewesen. Da nun die Thierwelt der Lehre von der Erlösung ganz und gar fern lag, wurde sie als ausserhalb des Bereiches der Pflicht betrachtet, und die Theologen haben niemals zugestanden, dass wir irgend welche Pflicht gegen sie haben. In den Volkssagen und Heiligenlegenden wird die Freundlichkeit gegen die Thiere immer nur durch ihre Beziehung zu etwas entschieden Christlichem begründet. Der Hirsch wurde als Aufscharrer der Gebeine der Heiligen und als der Todfeind der Schlange verehrt.

[1]) Bollandist. 31. Mai. Leonardo da Vinci soll ebenfalls gern Vögel gekauft und aus den Käfigen befreit haben, und (um ins hohe Alterthum zurückzugreifen) von Pythagoras wird erzählt, er habe eines Tages in der Nähe von Metapontus einigen Fischern alle Fische in ihren Netzen abgekauft, um das Vergnügen zu haben, sie wieder frei zu lassen. (Apul. *Apologia.*)

[2]) Siehe die betreffenden Legenden in Hase's *St. Francis. Assici.* Cardinal Bellarminus liess sich von Würmern beissen, indem er sagte: „Wir werden den Himmel haben, um uns für unsere Leiden zu belohnen, aber diese armen Geschöpfe haben nichts als den Genuss dieses Lebens" (Bayle, *Dict. philos. art. „Bellarmine, Z."*)

Am Eselsfeste wurde der Esel feierlich in die Kirche geführt und ein Loblied auf ihn gesungen, weil er Jesus auf seiner Flucht nach Aegypten und bei seinem Einzuge in Jerusalem getragen. Der heilige Franciscus behandelte die Lämmer stets mit besonderer Zärtlichkeit, weil sie die Symbole seines Meisters waren. Luther wurde bei einer Hasenjagd traurig und nachdenkend, denn sie schien ihm die Verfolgung der Seelen durch den Teufel darzustellen. Es giebt viele Volkssagen, welche manche Thiere mit einem Zwischenfalle in der evangelischen Geschichte in Zusammenhang bringen und ihnen in Folge dessen ein unbehelligtes Leben sichern; aber solche Einflüsse haben sich niemals weit erstreckt.

Der Moralist kann auf diesem Gebiete zwei verschiedene Seiten, entweder den Charakter der Menschen oder die Leiden der Thiere, in Betracht ziehen. Die Grösse der Unempfindlichkeit und der bewussten Grausamkeit, welche in Vergnügungen, oder Handlungen sich bekundet oder zeigt, die den Thieren Schmerz bereiten, steht in keiner Art Verhältniss zu der Schärfe jenes Schmerzes. Könnten wir uns die Schmerzen der auf der Jagd verwundeten Vögel oder des furchtsamen Hasen auf seiner langen Flucht angemessen vergegenwärtigen, wir würden wahrscheinlich zu dem Schlusse gelangen, dass sie in Wirklichkeit nicht geringer sind, als die durch das spanische Stiergefecht oder durch die englischen Zeitvertreibe des letzten Jahrhunderts veranlassten. Aber die Aufregung der Jagd lenkt von dieser Vorstellung ab; der kleine Umfang des Opfers und der sich nicht laut äussernde Charakter seines Leidens entzieht es unserer Beachtung, und in Folge dessen üben diese Jagdvergnügungen nicht den nachtheiligen Einfluss auf den Charakter, welchen sie würden geübt haben, wenn man sich die Leiden der Thiere lebhaft vergegenwärtigt und dennoch zu gleicher Zeit zu einem Elemente des Vergnügens gemacht hätte. Jene Vergnügungen, die ihr Vorbild in den alten Thierkämpfen hatten, sind allerdings in der Christenheit beinahe geschwunden, und es ist möglich, dass die mildernde Kraft der christlichen Lehre einen mittelbaren Einfluss auf deren Beseitigung gehabt haben mag; aber ein aufrichtiger Forscher wird gestehen, dass er nur sehr gering war. Während der Zeiten und in Ländern, wo der theologische Einfluss am stärksten war, bestanden sie unbehelligt[1]). Sie

[1]) Ich habe in meiner *Geschichte der Aufklärung* darauf hingewiesen, dass zwar einige Päpste die spanischen Stiergefechte zu unterdrücken suchten, dies aber lediglich wegen der dadurch herbeigeführten Vernichtung des Menschenlebens geschah. Um-

verschwanden zuletzt[1]), weil eine luxuriöse und industrielle Civilisation eine Verfeinerung der Sitten herbeiführte, weil ein gebildeter Geschmack mit einem Gefühl des Widerwillens vor Vergnügungen zurückschreckte, die einen ungebildeten Geschmack ergötzen konnten, weil das Drama, welches die Veränderung wiederspiegelte und zugleich beschleunigte, den Volksvergnügungen eine neue Gestalt gab, und weil in Folge dieser Umwälzung die alten Vergnügungen, denen die Hefe der Gesellschaft noch anhing, Veranlassungen zu anstössigen Unordnungen wurden[2]). In protestantischen Ländern hat der

ständliche Einzelheiten über diesen Gegenstand findet man in Concina's *De Spectaculis* (Romae, 1762). Bayle sagt: „Il n'y a point de casuiste qui croie qu'on pèche en faisant combattre des taureaux contre des dogues, etc." (*Dict. Philos.*, „*Rorarius, C.*")

[1]) Ueber die alten Vergnügungen in England möge der Leser Seymour's *Survey of London* (1734), *vol. I., pp. 227—235*, und Strutt's *Sports and Pastimes of the English People* zu Rathe ziehen. Der Hahnenkampf war bereits im zwölften Jahrhundert ein Lieblingsvergnügen der Kinder in England. (Hampson's *Medii Aevi Kalendarii, vol. I., p. 160.*) Er wurde sammt dem Ballspiel und anderen Vergnügungen eine Zeit lang von Edward III. aus dem Grunde unterdrückt, weil diese Spiele das Volk vom Bogenschiessen abzögen, welches für die militärische Grösse Englands nothwendig wäre.

[2]) Der Verfall dieser Vergnügungen in England begann mit der grossen Entwickelung des Theaters unter Elisabeth. Ein Erlass des Geheimrathes vom Juli 1591 verbietet die Aufführung von Schauspielen am Donnerstag, weil an diesem Tage Bärenhetzen und dergleichen Zeitvertreibe gewöhnlich stattfanden, und eine Mahnung zu demselben Zwecke erging an den Lordmayor, worin es hiess, dass „an verschiedenen Orten die Schauspieler ihre Stücke aufzuführen pflegen zum grossen Schaden und zur Vernichtung der Bärenhetzen und ähnlicher Zeitvertreibe, die zum Vergnügen Ihrer Majestät aufrecht erhalten werden". Nichols, *Progresses of Queen Elizabeth* (ed. 1823), *vol. I., p. 438.* Der Leser wird sich des Bildes in *Kenilworth* erinnern, wo der Graf von Sussex den Shakespeare bei Elisabeth verklagt, weil seine Schauspiele die Leute von der Bärenhetze abzögen. Elisabeth liebte die Bärenhetzen sehr. Jakob I. ergötzte sich besonders am Hahnenkampf und wohnte 1610 einem grossen Kampfe zwischen einem Löwen und einem Bären bei. (Hone, *Every Day Book, vol. I., pp. 255—299.*) Trotzdem vermehrten sich die Theater schnell, und ein Schriftsteller, der um 1629 lebte, sagte, dass „nicht weniger als siebenzehn Schauspielhäuser innerhalb sechzig Jahren in oder um London gebaut worden". (Seymour's *Survey*, *vol. I., p. 229.*) Die Revolution unterdrückte alle öffentlichen Vergnügungen, und als sie nach der Restauration wieder eingeführt wurden, fand man, dass dem Geschmacke der gebildeteren Klassen der Bärenzwinger nicht mehr zusagte. Pepys (*Diary, August 14, 1666*) spricht von der Stierhetze als „einem sehr rohen und schmutzigen Vergnügen", und sagt, er wäre seit vielen Jahren nicht im Bärengarten gewesen. Evelyn, welcher diese Spiele mit angesehen hatte, schilderte sie (*Diary June 16, 1670*) als „Schlächtereien oder vielmehr barbarische Grausamkeiten" und sagt, er hätte sie seit zwanzig Jahren nicht besucht. Ein Aufsatz im *Spectator* (No. 141, geschrieben 1711) spricht von Denjenigen, welche „ihre Zerstreuung im Bärenzwinger suchen . . . wo Vernunft und gute Sitte kein Recht haben sie zu stören". Doch 1751 konnte Lord Kames sagen:

Klerus im Ganzen diese Bewegung unterstützt; in katholischen Ländern wurde sie viel treuer durch die Schule Voltaire's und Beccaria's vertreten. Bei der Erörterung der in Rede stehenden Vergnügungen zieht der Moralist mit Grund weniger die Grösse des dem Thiere zugefügten Leidens als den schädlichen Einfluss in Betracht, welchen das Schauspiel auf den Charakter des Zuschauers üben kann. Es giebt aber Grausamkeiten, die aus einem verschiedenen Gesichtspunkte betrachtet werden müssen. Die Gräuel der oft so muthwillig, so zwecklos vorgenommenen Zergliederung lebendiger Thiere[1]), die verlängerten und grausamen Qualen, mit welchen

„der Bärenzwinger, welcher eine der Hauptvergnügungen der Engländer ist, wird von den Franzosen und anderen gebildeten Völkern mit Abscheu betrachtet", *Essay on Morals* (1. ed.), *p. 7,* und er vertheidigt mit Wärme den englischen Geschmack (*p. 30*). In der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gab es einen fortwährenden Streit über den Gegenstand, mehrere jetzt vergessene Geistliche veröffentlichten Predigten darüber, und die häufigen Volksaufläufe, welche aus der Thatsache entstanden, dass die Bärenzwinger Sammelplätze der schlimmsten Klassen geworden waren, unterstützten die Bewegung. Der Londoner Magistrat traf Massregeln zur Unterdrückung des Hahnenwerfens im Jahre 1769 (Hampson's *Med. Aevi Kalend., p. 160*); aber die Stierhetze dauerte noch bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein. Windham und Canning vertheidigten sie nachdrücklich; Dr. Parr soll ein grosser Freund davon gewesen sein (Southey's *Commonplace Book, vol. IV., p. 585);* und noch 1824 bekämpfte Sir Robert (damals Mr.) Peel heftig ihre Unterdrückung. (*Parliamentary Debates, vol. X., pp. 132—133, 491—495.*)

[1]) Interessant ist, wie Lord Francis Bacon sich über diesen Punkt ausspricht. Er sagt: „Was soll ich von dem in der Anatomie herrschenden Fehler sagen, dass diese nämlich nicht auch an lebendigen Körpern zu geschehen pflegt? Es ist dies allerdings eine verhasste, barbarische und von Celsus mit Recht verdammte Sache. Aber dennoch ist auch dies nicht minder wahr, was schon von den Alten bemerkt worden ist, dass sehr viele Gänge, Poren und die feineren Oeffnungen bei anatomischen Zergliederungen nicht sichtbar hervortreten, weil sie in todten Körpern sich verschliessen und verbergen, während sie an lebenden offen und sichtbar sind. Um also dem Nutzen und der Menschlichkeit gerecht zu werden, braucht man die *Anatomie an Lebendigen* keineswegs ganz zu verwerfen, noch der zufälligen Praxis der Wundärzte zu überlassen, wie Celsus gethan hat; sondern man kann dies ganz gut durch die Zergliederung lebendiger Thiere bewerkstelligen, die, ungeachtet aller Ungleichheit ihrer Theile mit den menschlichen, dennoch für diese Untersuchung vollständig ausreichen dürfte." *Advancement of Learning, X., 4.* Harvey sagt, die Vivisectionen hätten viel dazu beigetragen, ihn auf die Entdeckung des Kreisumlaufes des Blutes zu bringen. (Acland's *Harveian Oration* (1865), *p. 55.*) Bei der Schilderung der Behandlung der Thiere von Seiten der Menschen sagt Bayle: „Nous fouillons dans leurs entrailles pendant leur vie afin de satisfaire notre curiosité." *Dict. philos. art. „Rorarius C."* Mandeville war seiner Zeit ein sehr eifriger Vertheidiger der Milde gegen die Thiere. (*Commentary on Fable of Bees.*) Durch die scheusslichen Grausamkeiten, welche Magendie bei seinen Vorlesungen an Thieren verübte, wurde die öffentliche Meinung in England in dem gegenwärtigen Jahrhundert auf den Gegenstand gerichtet, und der gesetzliche

man zuweilen die Thiere plagt, um einen gastronomischen Leckerbissen zu erzielen, entziehen sich so sehr dem öffentlichen Anblicke, dass sie wenig Einfluss auf den Charakter der Menschen üben. Dennoch kann kein humaner Mensch ohne einen Schauder an sie denken. Diese Dinge in den Bereich der Ethik zu ziehen, den Begriff von den Pflichten gegen die Thierwelt in der Christenheit zu verbreiten, ist eines der besonderen Verdienste des letzten Jahrhunderts und zum grössten Theile der protestantischen Völker. So vollkommen man immer den humanen Geist anerkennen mag, welcher der Welt in der Form der Legenden von den Wüstenheiligen überliefert wurde, muss man doch nicht vergessen, dass die milde Behandlung der Thiere im grossen Massstabe das Werk eines neuen und weltlichen Zeitalters ist, dass die Brahmanen und die Muhammedaner in diesem Punkte die Christen bei Weitem überflügelt haben, und dass Spanien und Süditalien, wo der Katholicismus am tiefsten Wurzel geschlagen hat, sogar jetzt noch wohl vor allen anderen Ländern Europas diejenigen sind, wo die Grausamkeit gegen die Thiere am muthwilligsten und ungerügtesten geübt wird. Der Einfluss, welchen die erste Gestaltung des Mönchthumes auf die Welt übte, geschah, so weit er wohlthätig war, durch die Einbildung vermittelst der Legenden. In den grossen Perioden theologischer Controverse stellten auch die orientalischen Mönche einige bedeutende theologische Kämpfer, aber im Allgemeinen herrschte in den orientalischen Ländern das Einsiedlerleben vor und die übertriebenste Kasteiung war das Hauptverdienst des Heiligen. Aber das abendländische Mönchthum nahm sehr verschiedene Formen an und befasste sich mit weit wichtigeren Beschäftigungen. Anfangs waren die morgenländischen Heiligen die Vorbilder der westlichen Mönche. Der morgenländische Athanasius war der Stifter des italienischen Mönchthumes gewesen. Martin von Tours schloss die Arbeit von der Disciplin seiner Mönche aus, und wie er pflegten sie gleich den morgenländischen Heiligen, umher zu wandern und die Götterbilder der Tempel zu zerstören [1]. Aber drei grosse Ursachen wirkten zusammen, um den mönchischen Geist im Abendlande in praktische Kanäle zu leiten. Klimatische und Racenverhältnisse haben die Bewohner dieser Länder stets zu einem thätigen Leben angetrieben

Thierschutz in England ist hauptsächlich den unermüdlichen Anstrengungen eines jetzt fast vergessenen irländischen Parlamentsmitgliedes, Mr. Martin, zu verdanken. *Parliament. Hist., vol. XII., p. 652.*

[1]) Siehe sein Leben von Sulpicius Severus.

und sie zu gleicher Zeit körperlich unfähig gemacht, die Leibeskasteiungen des trägen Morgenländers zu ertragen oder sich an dessen Hallucinationen zu ergötzen. Nächstdem entstanden im sechsten Jahrhundert die wesentlich auf einem und demselben Princip begründeten Orden der Heiligen Benedictus, Columba und Anderer, welche sich bald über den grösseren Theil Europas verzweigten, die wilden Ausschreitungen der nutzlosen Büssungen beschränkten, die Arbeit zum wesentlichen Bestandtheile des Mönchthumes machten, und die Bewegung auf die Zwecke der allgemeinen Civilisation hinlenkten. Schliesslich waren die Einbrüche der Barbaren und die Auflösung des weströmischen Reiches, wodurch das ganze Regierungssystem verrenkt und die Gesellschaft beinahe in ihre Urbestandtheile zersetzt wurde, die Ursache, dass den Klöstern socialpolitische und intellectuelle Aufgaben von der höchsten Wichtigkeit zufielen.

Mit dem allgemeinen Zusammensturze der weströmischen Civilisation erlangte das Christenthum seine höchste Machtvollkommenheit. Es sass zwar auch unter jener Civilisation gesetzlich auf dem Throne, aber die Philosophieen und Ueberlieferungen des Heidenthumes und die eingewurzelten Gewohnheiten einer alten und zu gleicher Zeit abgestumpften Gesellschaft lähmten fortwährend seine Thatkraft. Was aus Europa ohne die Barbareneinfälle geworden wäre, können wir zum Theil aus der Geschichte des byzantinischen Reiches errathen, welches in der That die alte römische Civilisation in christlicher Form repräsentirte. Indem die Eroberungen der Barbaren die alte Bildung niederbrachen, schufen sie der Kirche einen jungfräulichen Boden und machten sie eine Zeit lang zum höchsten und in der That einzigen Mittelpunkte der Civilisation.

Es würde schwer sein, die Geschicklichkeit und den Muth zu übertreiben, welchen die Geistlichen in dieser schweren Prüfezeit entfalteten. Wir haben bereits gesehen, mit welcher edlen Unerschrockenheit sie sich zwischen den Sieger und die Besiegten stellten, und mit welcher unermüdlichen Wohlthätigkeit sie die schweren Leiden Italiens zu erleichtern suchten, als die Getreidezufuhren aus den Colonieen abgeschnitten und die schönsten Ebenen von den Barbaren verwüstet waren. Noch wundervoller ist die rasche Bekehrung der Barbarenstämme. Unglücklicher Weise ist dieses wichtigste auch eines der dunkelsten Blätter in der Kirchengeschichte. Von ganzen Stämmen oder Völkerschaften kann man

in Wahrheit sagen, dass ihnen der Grund ihrer Bekehrung vollständig fremd war. Die Gothen waren bereits vor dem Sturze des römischen Kaiserreiches durch Ulphilas bekehrt worden, und die Bekehrung der Germanen[1]) und mehrerer nördlichen Stämme erfolgte erst viel später; aber das grosse Werk der Christianisirung der Barbarenwelt vollzog sich beinahe in der Stunde, als diese Welt zur Oberherrschaft gelangte. Rohe Stämme, gewohnt in ihren eigenen Ländern ihren Priestern unbedingten Gehorsam zu zollen, sahen in einem fremden Lande eine Priesterschaft, die weit gebildeter und achtunggebietender war, als die, welche sie verlassen hatten, prachtvolle, zur Verlockung wohl geeignete Ceremonieen, die sie bezauberten, und hörten von einem bevorstehenden Strafgerichte, das ihre Einbildung erschreckte. Losgelöst von allen ihren alten Verbindungen, beugten sie sich vor der Majestät der Civilisation, und die lateinische Religion herrschte, wie die lateinische Sprache, obgleich mit vielen Verfälschungen, über die neue Gesellschaft. Die Lehre von der ausschliesslichen Seligkeit und die Lehre von den Dämonen hatten eine wunderbare Bekehrungskraft. Die erste erzeugte einen Bekehrungseifer, mit dem der Polytheist nimmer wetteifern konnte, während der Heide, welcher leicht zur Anerkennung des christlichen Gottes geführt wurde, mit einem ewigen Feuer bedroht wurde, wenn er nicht den weiteren Schritt thäte, seinen alten Göttern zu entsagen. Die zweite Lehre überhob den Bekehrten der vielleicht unmöglichen Aufgabe, nicht mehr an seine frühere Religion zu glauben, denn er hatte bloss nöthig, sie herabzusetzen und ihre Wunder den Höllengeistern zuzuschreiben. Nächstdem bedienten sich die Priester bei ihrem hingebenden Eifer auch noch eines wohlberechneten Kunstgriffes. Die barbarischen Stämme folgten gewöhnlich ohne Untersuchung der Religion ihres Herrschers, daher widmeten die Priester ihre ganze Kraft der Bekehrung des Königs und noch mehr derjenigen der Königin. Chlotildis, die Frau Chlodwig's, Bertha, die Frau Ethelberth's und Theodolinda, die Frau Lothar's, waren die Hauptwerkzeuge zur Bekehrung ihrer Männer und Völker. Nichts, was die Einbildung beeinflussen konnte, wurde vernachlässigt. Chlotildis liess bei der Taufe ihres Sohnes die Kirche mit Teppichen und Decken schmücken, damit ihr Mann, der durch die Predigt nicht bekehrt werden konnte,

[1]) Der Verfasser übersieht, dass die Gothen echte Germanen waren! (Anm. des Herausgebers.)

durch dieses Flitterwerk zum Glauben herübergezogen werde[1]). In einem anderen Falle wurde die erste Bekehrungsarbeit einem Künstler anvertraut, der vor den erschreckten Heiden das jüngste Gericht und die Qualen der Hölle malte[2]). Eine besonders feste Stütze hatte die Bewegung in dem aufrichtig vertheidigten und eifrig eingeschärften Glauben, dass das zeitliche Glück eine Folge der Verbreitung des Christenthumes und jede Seuche, Hungersnoth oder Niederlage im Kriege die Strafe des Götzendienstes, der Ketzerei, der Kirchenschändung oder des Lasters sei. Die Theorie war so weitschichtig, dass sie auf jede Art Glück passte, und da sie mit vollkommener Geschicklichkeit Barbaren gelehrt wurde, die aller kritischen Befähigung baar und von vorn herein dazu geneigt waren, sie anzunehmen, so erwiess sie sich höchst wirksam, und Hoffnung, Furcht, Dankbarkeit und Gewissensunruhe zogen ganze Schaaren zur Kirche hinüber. Der Uebergang wurde durch Einführung der christlichen Bräuche und Heiligen an Stelle der heidnischen Feste und Götter gemildert[3]). Ausser den berufsmässigen Bekehrern verbreiteten die christlichen Gefangenen eifrig ihren Glauben unter ihre heidnischen Herren. Sobald ein Häuptling bekehrt worden und das Heer seinem Bekenntniss gefolgt war, machten sich die umsichtig organisirten Mönche und Priester daran, die Eroberung zu befestigen, und repressive Gesetze unterdrückten bald allen Widerstand gegen den Glauben.

Auf diesen Wegen vollzog sich der Sieg des Christenthumes über die Barbarenwelt; aber dieser Sieg, obzwar sehr gross, war weniger entschieden, als es scheinen möchte. Eine Religion, die sich für Christenthum ausgab und viele Bestandtheile des reinen Christenthumes enthielt, war zur Herrschaft gelangt; aber sie hatte durch den Kampf eine tiefe Umgestaltung erfahren. Religionen sowohl wie Bekenner waren getauft worden. Die Feste, Bilder und Namen der Heiligen waren an die Stelle derer der Götzen getreten, und die ganze Anschauung des alten Glaubens trat in neuen Formen und in einer neuen Sprache wieder zu Tage. Die Richtung auf einen materiellen, götzendienerischen und polytheistischen Glauben, dem die Mönche lange Vorschub geleistet, und den die Ketzer Arius,

[1]) Gregor. Turon. *Hist.*, *II.*, *29.*

[2]) Dieses war der erste Schritt zur Bekehrung der Bulgaren. Milman's *Latin Christianity*, *vol. III.*, *p. 249.*

[3]) Eine merkwürdige Sammlung von Beispielen dieser Art giebt Ozanam, *Civilisation in the Fifth Century* (Eng. transl.), *vol. I.*, *pp. 124—127.*

Vigilantius und Jovinianus vergeblich bekämpft hatten, wurde durch die Einführung eines barbarischen Elementes in die Kirche, durch die allgemeine Unterdrückung des freien Gedankens in Europa und durch die vielen zur Erleichterung der Bekehrung gemachten Accommodationen unglücklicher Weise gekräftigt. Obgleich scheinbar überwunden, bewahrten doch die alten Götter unter dem neuen Glauben noch immer einen grossen Theil ihres Einflusses über die Welt.

Dieser Richtung leisteten die Führer der Kirche im Allgemeinen keinen Widerstand, obgleich sie sonst von der Lebenskraft der alten Götter tief überzeugt waren. Viele sonderbare und malerische Legenden bezeugen den volksthümlichen Glauben, dass die alten römischen und die alten barbarischen Gottheiten als Dämonen noch immer einen unablässigen Krieg gegen die neue, siegende Religion führten. Ein grosser Papst des sechsten Jahrhunderts erzählt, wie ein Jude, einst von dem Dunkel der Nacht auf seiner Reise überrascht und kein anderes Obdach findend, sich in einem verlassenen Apollotempel schlafen legte. Aus Schauer vor der Einsamkeit des Gebäudes und aus Furcht vor den Dämonen, von denen es hiess, dass sie den Tempel besuchten, beschloss er, obgleich nicht Christ, sich durch das Zeichen des Kreuzes zu schützen, von dem er oft gehört hatte, es besässe eine mächtige Gewalt gegen Geister. Diesem Zeichen verdankte er seine Rettung. Denn um Mitternacht füllte sich der Tempel mit schwarzen und drohenden Gestalten. Der Gott Apollo hielt dort seinen Hof, und die ihm aufwartenden Dämonen erzählten die Versuchungen, welche sie gegen die Christen ersonnen hatten[1]. Ein jüngst verheiratheter Römer spielte eines Tages Ball, zog den Hochzeitsring ab, welcher ihn im Spiele hinderte, und steckte ihn heiter auf den Finger einer Venusstatue, die in der Nähe stand. Als er zurückkehrte, hatte sich der Marmorfinger so gebogen, dass es unmöglich war, den Ring herunterzuziehen, und in derselben Nacht erschien ihm die Göttin im Traume und sagte ihm, sie wäre jetzt seine geehelichte Frau und würde für immer bei ihm bleiben[2]. Als der irländische Missionär St. Gallus in einer Nacht auf einem schweizerischen See fischte, in dessen Nähe er seine Einsiedelei aufgeschlagen hatte, hörte er sonderbare Stimmen über der einsamen Tiefe brausen. Der Wassergeist und der Berggeist beriethen sich,

[1]) St. Gregor, *Dial.*, *III.*, *7.*

[2]) William of Malmesbury, *II. 13.*

wie sie den Eindringling vertreiben könnten, welcher ihre alte Herrschaft gestört hatte[1]).

Die Einzelheiten der raschen Verbreitung des abendländischen Mönchthumes sind von vielen Geschichtschreibern umständlich behandelt worden, und die Ursachen ihres Erfolges sind hinlänglich klar. Einige der Gründe, welche ich für die erste Verbreitung der Askese angeführt habe, wirkten noch fort, während andere von einer noch mächtigeren Art noch hinzugekommen waren. Die rasche Zersetzung des gesammten römischen Kaiserreiches durch andauernde Barbareneinbrüche machte den Bestand eines unverletzlichen Zufluchtsortes und Mittelpunktes friedlicher Arbeit zu einer Sache von höchster Bedeutsamkeit, und das Kloster, wie es von dem heiligen Benedict organisirt war, vereinigte bald die entgegengesetztesten Elemente der Anziehung in sich. Es war überaus aristokratisch und zugleich stark demokratisch. Mitglieder der angesehensten Familien erstrebten und erlangten gewöhnlich die Macht und fürstliche Stellung des Abtes, während freigelassene Leibeigene oder Bauern, die ihr Hab und Gut durch die feindlichen Einbrüche verloren hatten, oder von den wilden Adligen geplagt wurden, oder dem Kriegsdienste entflohen waren, oder ein sichreres und leichteres Leben zu führen wünschten, in dem Kloster eine unfehlbare Zuflucht fanden. Eifrigen und philanthropischen Naturen öffnete der Eintritt in die Anstalt unbegrenzte Aussichten auf eine bekehrende, Gutes wirkende und civilisirende Thätigkeit; den Abergläubigen war er der gerade Weg zum Himmel, den Ehrgeizigen die Pforte zum Bisthume, und nach dem Mönch Gregorius, oft zum Papstthume. Den Lernbegierigen bot die Anstalt die damals einzig in der Welt vorhandene Gelegenheit, viele Bücher zu sehen und das Leben in Studien hinzubringen; den Furchtsamen und Scheuen bot sie das sicherste und wohl das am wenigsten arbeitsame Leben, welches ein armer Bauer zu finden hoffen konnte. So gross auch die Massen waren, welche sich in die Klöster drängten, es fehlten niemals die Mittel zu ihrem Unterhalte. Der Glaube, dass Geschenke oder Vermächtnisse an ein Kloster die Pforten des Himmels öffneten, genügte in einem abergläubischen Zeitalter, der Gemeinschaft einen beinahe grenzenlosen Reichthum zu sichern, der sich noch weiter vergrösserte durch die Geschicklichkeit und Ausdauer, mit welcher die Mönche weite Landstrecken bebaueten, durch die Steuerfreiheit ihrer Be-

[1]) Siehe Milman's *Hist. of Latin Christianity, vol. II., p. 293.*

sitzungen, und durch die Ruhe, deren sie sich in den wildesten Zeiten erfreueten. In Frankreich, den Niederlanden und Deutschland waren sie vorzugsweise Ackerbauer. Riesige Wälder wurden durch ihre Hände nieder gehauen, unwirthliche Moräste trocken gelegt, unfruchtbare Ebenen bebaut. Das Kloster wurde oft der Keim einer Stadt. Es war der Mittelpunkt der Civilisation und Industrie, das Symbol der moralischen Kraft in einer Zeit der Unruhe und des Krieges.

Man muss indess bemerken, dass der wohlthätige Einfluss des Klostersystems vorübergehend, und die darauf folgende Sittenverderbniss das normale und unvermeidliche Ergebniss seiner Verfassung war. Grosse Gesellschaften, die in gezwungener Ehelosigkeit lebten, einen unbegrenzten Einfluss übten und einen ungeheuren Reichthum besassen, mussten nothwendiger Weise, sobald der Enthusiasmus, welcher sie ins Leben rief, schwand, Brutstätten der Sittenverderbniss werden. Ihre Dienste als Mittelpunkte des Ackerbaues, als Obdach der Reisenden, als Freistätten im Kriege, als Gegengewicht zu den Burgen der Barone waren nicht mehr nöthig, sobald die Erschütterungen der feindlichen Einfälle aufgehört hatten und die Gesellschaft auf bestimmte Weise organisirt war. Und dasselbe gilt von ihrem sittlichen Typus. Ist es auch unzweifelhaft wahr, dass die Benedictinermönche dadurch, dass sie die Arbeit zu einem wesentlichen Bestandtheile ihrer Disciplin machten, sehr viel für die Verwischung des Makels thaten, welchen die Sklaverei ihr angeheftet hatte, so ist es nicht minder wahr, dass als die Industrie ihre erste Stufe überschritten hatte, die mönchischen Theorieen von der Heiligkeit der Armuth und dem Uebel des Reichthumes, die tödtlichsten Widersacher der Arbeit waren. Die von den Theologen ausgesprochene dogmatische Verdammung der Darlehne auf Zinsen, welche die Grundlage industrieller Unternehmung sind, war der Ausdruck eines noch weit schärferen Widerstandes gegen die Bestrebungen und Ziele der Zeit.

In einer wichtigen Beziehung schloss der Uebergang von dem Einsiedler- zu dem Mönchsleben nicht bloss eine Veränderung der Verhältnisse, sondern auch eine Veränderung des Charakters in sich. Gehorsam und Demuth erlangten eine Stellung, die sie niemals vorher einnahmen. Die Zustände des Einsiedlerlebens trugen in einem sehr hohen Grade dazu bei, einen Geist der Unabhängigkeit und des Stolzes zu entwickeln, und die in der Kirche bestehende Gewohnheit, jeden hervorragenden Einsiedler als ein

besonderes Muster einer einzelnen Tugend zu betrachten und Wallfahrten zu ihm zu machen, um diese Seite seines Charakters zu studiren, verstärkte noch diesen Geist[1]). Diese Pilgerfahrten, nebst dem gewöhnlichen einsamen und selbstgenügsamen Leben des Eremiten, sowie die Gewohnheit, den Fortschritt beinahe ganz und gar nach der Unterdrückung einer natürlichen Begierde zu bemessen, erzeugten selbstverständlich einen sehr grossen Dünkel[2]). Aber in den sorgfältig gegliederten und disciplinirten Klöstern des Westens waren leidender Gehorsam und Demuth die allerersten Dinge, welche eingeschärft wurden. Das Kloster war, vor allen anderen Anstalten, die Schule zu ihrer Uebung; und da der Mönch das höchste sittliche Ideal der Zeit repräsentirte, so erlangten Gehorsam und Demuth einen neuen Werth im Geiste der Menschen. Beinahe alle feudalen und sonstigen Zustände, die aus dem Chaos hervorgingen, welches der Zertrümmerung des römischen Reiches folgte, hatten eine innige Beziehung zur Kirche, nicht bloss, weil diese die stärkste Macht in der Christenheit und an sich ein wunderbares Muster einer gut organisirten Gemeinschaft war, sondern auch, weil sie viel gethan hatte, die Menschen in den Gewohnheiten des Gehorsams zu erziehen. Der besondere Werth dieser Erziehung beruhete auf den eigenthümlichen Zeitverhältnissen. In den alten Civilisationen und besonders in der Roms fehlten diese Gewohnheiten keineswegs, aber der Kirche gebührt das Verdienst, inmitten der Auflösung einer alten Gesellschaft und der Oberherrschaft der Barbaren, welche die persönliche Unabhängigkeit aufs höchste übertrieben, ein Leben des leidenden Gehorsams als das höchste Ideal der Tugend der Verehrung der Menschen vorgehalten zu haben.

Die Gewohnheit des Gehorsams war kein neues Moment, aber die Demuth war vorzugsweise und fast ausschliesslich eine christ-

[1]) Cassianus, *Coenob. Instit.*, *V.*, *4.* Siehe auch einige schlagende Beweise hierfür in dem Leben des heiligen Antonius.

[2]) Vergleiche Neander, *Ecclesiastical History* (Bohn's ed.), *vol. III.*, *pp. 321—323.* Dieser Stolz bekundet sich in vielen Zügen der Lebensgeschichten der Heiligen, wie die oben (S. 128) angeführten Beispiele aus dem Leben des Antonius und Macarius bezeugen, denen Visionen eröffneten, dass sie nicht die besten der lebenden Menschen seien, im gleichen der Fall des Einsiedlers, den ein Teufel in der Gestalt einer Frau getäuscht hatte, weil er sich in seinem Stolze überhob. Vergleiche noch Tillemont, *tome X.*, *pp. 27—28*, und Socrates, *IV.*, *23.* Antonius sagte, der Wüsteneinsiedler sei von drei Anfechtungen, des Auges, der Sprache und des Gehörs frei, er habe bloss mit der Fleischeslust zu kämpfen. *Apophthegmata Patrum.*

liche Tugend, die in grossem Massstabe und mit besonderem Erfolge in den Klöstern eingeschärft wurde. Die ganze Strafzucht, die ganze Art oder Laufbahn des Klosterlebens war darauf gerichtet, jedes Gefühl des Stolzes zu zähmen und der Demuth den ersten Platz in der Rangordnung der Tugenden anzuweisen. Hier haben wir eine grosse Quelle des mildernden Einflusses des Katholicismus. Die milderen Tugenden — Wohlwollen und Liebenswürdigkeit — können, und in einer fortgeschrittenen Civilisation ist dies oft der Fall, in Menschen vorhanden sein, die der wahren Demuth vollständig ermangeln; aber andererseits ist es kaum möglich, dass ein Mensch von einem tiefen Gefühl der Demuth durchdrungen sei, ohne dass dasselbe einen mildernden Einfluss auf seinen ganzen Charakter übe. Um eine wilde, kriegerische Natur in einen Charakter von milderem Typus umzugestalten, ist es die erste wesentliche Bedingung, dieses Gefühl zu wecken. In den Klöstern erzeugten die Vernichtung der gesellschaftlichen und häuslichen Gefühle, der beschränkte Corporationsgeist und noch mehr die vorherrschenden abscheulichen Meinungen über die Sträflichkeit der Ketzerei, in manchen Gemüthern eine überaus heftige, durch die That bewährte Grausamkeit; aber die Uebung der Mildthätigkeit und das Vorbild der Demuth verfehlten niemals einen besänftigenden Einfluss auf die Christenheit zu üben.

Wie vortheilhaft indess die zeitweilige Vorherrschaft dieses moralischen Typus auch immer gewesen sein mag, er war für eine spätere Stufe der Civilisation offenbar untauglich. Politische Freiheit ist beinahe unmöglich, wo das Klostersystem vorherrscht, nicht bloss weil die Klöster die Thatkraft des Volkes von bürgerlichen Kanälen in kirchliche hinüberleiten, sondern auch weil das klösterliche Ideal die eigentliche Vergötterung der Knechtschaft ist. Der Katholicismus war wunderbar dazu angethan, den Despotismus zu mildern und zugleich zu befestigen. Sobald die Menschen gelernt haben, ein Leben des leidenden, unbedingten Gehorsams als den höchsten Typus der Vollkommenheit zu verehren, schwinden nothwendiger Weise die Begeisterung und Leidenschaft für die Freiheit. In dieser Beziehung besteht eine Analogie zwischen dem klösterlichen und dem militärischen Geiste, beide fördern und verherrlichen den leidenden Gehorsam und machen die Menschen für die despotische Herrschaft empfänglich; aber im Ganzen ist der klösterliche Geist der Freiheit wohl noch feindlicher, als der militärische Geist, denn der Gehorsam des Mönches ist auf Demuth

begründet, während der Gehorsam des Soldaten mit dem Stolze zusammen besteht. Nun ist aber ein hoher Grad von Stolz oder Selbstvertrauen ein unwandelbares Merkmal freier Staaten.

Das Uebergewicht, welches das Klostersystem der Tugend der Demuth verlieh, hat nicht angedauert. Diese Tugend ist freilich die höchste Anmuth und Schönheit der vollkommensten Charaktere des Heiligentypus; aber die Erfahrung hat gezeigt, dass bei gewöhnlichen Menschen die Demuth weit mehr in Knechtschaft, als der Stolz in Anmassung ausartet, und neuere Sittenlehrer haben mit mehr Erfolg das Gefühl der Würde, als das entgegengesetzte eingeschärft. Zwei der wichtigsten Schritte in der späteren Sittengeschichte sind aus der Hervorbildung eines Gefühls des Stolzes, als Mutter und Schützerin vieler Tugenden hervorgegangen. Der erste dieser Einbrüche in den klösterlichen Geist war das Ritterthum, welches eine stolze und eifersüchtige militärische Ehre ins Leben rief, die seitdem nimmer erloschen ist. Der zweite war die Schöpfung jenes Gefühls der Selbstachtung, welches eines der merkwürdigsten Kriterien ist, wodurch die Protestanten sich von den meisten Katholiken unterscheiden, und welches sich bei den ersten als eine unschätzbare sittliche Triebkraft erwies, indem es offene und unabhängige Naturen bildet und jede knechtische Gewohnheit und alles gemeine und erniedrigende Laster hemmt[1]. Die Kraft, mit welcher es sich in protestantischen Ländern entwickelt hat, ist der Unterdrückung der klösterlichen Anstalten und Gewohnheiten, der protestantischen Brandmarkung der Bettelei, welche gewöhnlich vom Katholicismus verherrlicht und ermuthigt wurde, dem hohen Range, den der Protestantismus dem eigenen Urtheil und der persönlichen Verantwortlichkeit anweist, und schliesslich der Wirksamkeit freier staatlicher Einrichtungen beizumessen, welche die tiefste Wurzel geschlagen haben, wo die Reformation angenommen worden ist.

Das Verhältniss der Klöster zu den intellectuellen Tugenden, welches wir jetzt zu prüfen haben, erschliesst ein weites Gebiet der Erörterung, und um es richtig zu würdigen, wird es nöthig sein, eine etwas frühere Stufe der Kirchengeschichte kurz zu besprechen. Und zunächst muss man beachten, dass die Redensart intellectuelle Tugend, welche oft in einem bildlichen Sinne gebraucht wird, eine streng buchstäbliche Bedeutung haben kann.

[1]) Vergleiche Dr. Newman's *On University Education, Discourse, IX.*

Wenn ein aufrichtiges und thätiges Streben nach Wahrheit eine sittliche Pflicht ist, so fallen die zu jeder ehrlichen Forschung offenbar erforderlichen Stimmungen streng genommen in den Bereich der Ethik. Die Wahrheit aufrichtig lieben, heisst, sie mit einem ernsten, gewissenhaften und unermüdlichen Eifer verfolgen, heisst, vorbereitet sein, dem Lichte der Wahrheit, selbst bis zu den unwillkommensten Schlüssen zu folgen, ernst daran zu arbeiten, den Geist von alten Vorurtheilen zu befreien, dem Strom der Begierden und dem hemmenden Einflusse der Leidenschaften zu widerstehen, bei allen Gelegenheiten Ueberzeugungen nach Beweisen zu messen und nöthigenfalls bereit zu sein, die Ruhe der Sicherheit mit aller Qual eines bestürzten und aufgescheuchten Gemüthes zu vertauschen. Wenn also ein System den Zweifel als Verbrechen brandmarkt, die Prüfung einer gewissen Klasse von Argumenten oder Thatsachen verdammt, eine Gefühlsrichtung in die kritische Untersuchung einzuführen sucht, oder die ehrliche Folgerung eines aufrichtigen Forschers als ein sittliches Vergehen betrachtet, so vernichtet es die intellectuelle Aufrichtigkeit.

Bei den Alten waren zwar die Methoden der Forschung oft sehr fehlerhaft und Verallgemeinerungen sehr übereilt, aber eine Achtung vor redlicher Forschung nach Wahrheit war weit verbreitet[1]). Es gab, wie wir gesehen haben, Beispiele, dass gewisse religiöse Uebungen, die man für Kundgebungen der Loyalität oder für nothwendig hielt, um die Götter für die Staatswohlfahrt geneigt zu machen, gesetzlich eingeschärft wurden; es gab sogar einige wenige Beispiele, dass Philosophieen, von denen man glaubte, sie führten geradezu zu unsittlichen Folgen oder gesellschaftlichen Erschütterungen, unterdrückt wurden, aber im Allgemeinen blieb die Speculation unbehelligt, die Vorstellung, dass eine irrthümliche Meinung nothwendig eine strafbare sei, war unbekannt, und die kühnsten Forscher wurden mit Ehrerbietung und Bewunderung betrachtet. Die religiöse Theorie des Heidenthumes hatte in dieser Beziehung einigen Einfluss. Der Polytheismus hatte, bei vielen Fehlern, drei grosse Verdienste: er war überaus poetisch, überaus patriotisch und überaus duldsam. In Rom, dem Mittelpunkte der grossen Völkerverschmelzung, hatte die intellectuelle Freiheit einen

[1]) So wurde die „indagatio veri" zu den Haupttugenden gerechnet, und die hohe Stelle, welche man der „σοφία" und „prudentia" in den ethischen Schriften einräumte, bewahrte den Begriff der mit der Disciplin des Geistes verbundenen moralischen Pflichten.

weiten Spielraum gewonnen; die mannichfachsten Philosophieen und Glaubensbekenntnisse verbreiteten sich dort, die Forschung nach Wahrheit wurde als ein wichtiger Bestandtheil der Tugend betrachtet, und die beharrliche und rücksichtslos skeptische Kritik, welche Sokrates der Reihe nach auf alle Grundsätze des Volksglaubens angewendet hatte, blieb ein Beispiel für seine Nachfolger.

Wir haben bereits gesehen, dass eine der Hauptursachen von dem raschen Fortschritt der Kirche in dem Umstande lag, dass die Priester ihre Lehren als unbedingt wesentlich für das Seelenheil einschärften, und auf diese Weise die Anhänger aller anderen Glaubensbekenntnisse, welche diese ausschliessliche Machtvollkommenheit nicht beanspruchten, mit grossem Vortheil angriffen. Wir haben auch gesehen, dass sie in einer Zeit grosser und überhandnehmender Leichtgläubigkeit durch ihre Lehre von der Pflicht des unbedingten, unbeschränkten und blinden Glaubens hervorragten; die Vorstellung von der Strafbarkeit sowohl des Irrthums als auch des Zweifels gewann rasch einen grossen Umfang, und da sie bald als ein Grundartikel betrachtet wurde, bestimmte sie die ganze Entwickelung und Politik der Kirche.

Und hier glaube ich, dürfte es angezeigt sein, festzustellen, was für ein Missverständniss dieser unheilvollen Lehre zu Grunde lag. Abstract und im Lichte der Naturwissenschaft betrachtet, ist es ebenso albern, von der Unsittlichkeit eines intellectuellen Irrthumes zu sprechen, als wollte man von der Farbe eines Schalles sprechen. Wenn Jemand sich für fest überzeugt hält, dass gleichlaufende Linien sich begegnen, oder dass zwei gerade Linien einen Raum einschliessen können, so nennen wir sein Urtheil vernunftwidrig; aber es ist frei von jeder Färbung der Unsittlichkeit. Und wenn sein Irrthum, anstatt in einer verkehrten Auffassung und Beurtheilung einer nachweisbaren Wahrheit, in einer falschen Schätzung der sich widerstreitenden Argumente eines geschichtlichen Problems besteht, so liegt dieser Irrthum — vorausgesetzt, dass die Forschung eine aufrichtige war — noch immer einfach ausserhalb der Sphäre der Moral. Es ist möglich, dass sein Urtheil durch Schwächung irgend einer Schutzwehr gegen das Laster, schlimme Folgen erzeugen könnte, gleich denen, welche aus einer unbedachtsamen Umgestaltung der Polizeigewalt hervorgehen könnten, aber hieraus folgt keineswegs, dass das Urtheil an sich strafbar ist. Wenn ein Forscher die römische und die biblische Geschichte mit gleichem kritischen Geiste bearbeitet, so sind die Irrthümer, welche er in

der letzten begeht, nicht unsittlicher als die, deren er sich in der ersten schuldig macht.

Es giebt jedoch zwei Fälle, bei denen man mit Recht sagen kann, dass ein intellectueller Irrthum eine Strafbarkeit in sich schliesse oder mindestens vertrete. Erstens entspringt der Irrthum sehr häufig aus dem theilweisen oder vollständigen Mangel jener Seelenstimmung, welche zu einer wirklichen Liebe zur Wahrheit durchaus erforderlich ist. Heuchler, oder Menschen, die aus interessirten Beweggründen Meinungen bekennen, die sie nicht wirklich glauben, sind wahrscheinlich seltener, als man gewöhnlich annimmt; aber es würde schwer sein, die Zahl Derjenigen zu überschätzen, deren wahre Ueberzeugungen der unwiderstehlichen Macht ihrer Interessen beizumessen sind. Unter dem Worte Interessen verstehe ich nicht bloss materielles Wohlbehagen, sondern alle jene Seelenfreuden, alle jene Gedankenrichtungen, denen zu folgen leicht und angenehm, und die zu verlassen schwer und schmerzlich ist. Bei den meisten Menschen ist die Liebe zur Wahrheit so schwach, und ihr Widerwille, Seelenschmerz zu ertragen, so gross, dass sie ihre Urtheile ohne eine Anstrengung der Strömung preisgeben, ihr Denken vor allen Meinungen und Argumenten, die ihren eigenen widerstreiten, zurückziehen, und sich rasch von der Wahrheit dessen überzeugen, was sie zu glauben wünschen. Wer wirklich die Wahrheit liebt, dem liegt die Pflicht ob, sich wenigstens zu bemühen, diesen schlimmen Einflüssen zu widerstehen: und in soweit seine Meinungen davon herstammen, dass er nicht so gehandelt hat, repräsentiren sie eine sittliche Schwäche.

Zweitens muss man beachten, dass jede sittliche Stimmung eine intellectuelle Richtung mit sich bringt, die einen grossen und oft einen beherrschenden und entscheidenden Einfluss auf den ernstesten Forscher übt. Wenn wir den Charakter oder die Stimmung eines Menschen kennen, können wir gewöhnlich mit ziemlicher Genauigkeit viele seiner Meinungen voraussagen. Wir können sagen, welcher politischen Partei, welchen Geschmacksregeln, welcher Moraltheorie er sich naturgemäss zuneigen wird. Feste, heldenmüthige und kühne Naturen neigen zu Systemen, in denen diese Eigenschaften die erste Stelle in dem moralischen Typus einnehmen, während zarte Naturen sich ebenso selbstverständlich zu Systemen neigen, in denen die liebenswürdigen Tugenden am höchsten stehen. Getrieben durch eine Art sittlicher Schwerkraft wird der Forscher unbewusst zu dem Systeme hingezogen, welches mit seinem Charakter

übereinstimmt, und intellectuelle Schwierigkeiten halten ihn selten zurück. Der kann die menschliche Natur mit nur wenig Nutzen beobachtet haben, welcher nicht bemerkt hat, wie beständig diese Verbindung ist, und wie sehr selten die Menschen von Grund aus die Grundsätze wechseln, welche sie mit Ueberlegung rücksichtlich religiöser, moralischer oder selbst politischer Fragen angenommen hatten, ohne dass dem Wechsel eine tiefe Umgestaltung des Charakters vorhergegangen ist, oder sehr schnell folgt. Ebenso wird eine lasterhafte und entartete Natur, oder eine Natur, die hart, beschränkt und mitleidslos ist, viel weniger aus Berechnung oder Schlaffheit, als aus natürlicher Verwandtschaft zu niedrigen und entehrenden Ansichten über die menschliche Natur neigen. Wer die höheren Gefühle niemals empfunden hat, wird sie kaum begreifen. Die Stoffe, mit welchen der Geist baut, entstammen oft dem Herzen, und eine moralische Krankheit ist daher nicht selten die Wurzel eines irrthümlichen Urtheils.

Von diesen zwei Wahrheiten, denke ich, kann man nicht sagen, die erste habe irgend welchen Einfluss auf die Bildung des theologischen Begriffs von der Strafbarkeit des Irrthumes gehabt. Eine sorgfältige Disciplin zur Kräftigung der kritischen Kraft des Geistes liegt der Theologie durchaus fern; und dies ist einer der Hauptgründe, warum der Fortschritt des inductiven und wissenschaftlichen Geistes den theologischen Interessen stets feindlich ist. Die erste Aufgabe des inductiven Denkers ist, den Maassstab der Beweisführung zu vergrössern und widerstrebendes Zögern rücksichtlich des Glaubens einzuschärfen. Er ermuthigt die Menschen, ihr entscheidendes Urtheil so lange als möglich aufzuschieben, er betrachtet die Richtung des menschlichen Geistes, rasche und frühzeitige Verallgemeinerungen zu machen, als einen der unheilvollsten Fehler, er wünscht besonders, dass man das glaube, was keinen Zweifel zulässt, und wenn neue Argumente zu Tage treten, die Schlussfolgerungen nochmals unparteiisch prüfe. Beinahe alle grössten intellectuellen Leistungen der letzten drei Jahrhunderte sind aus dem Fortschritt des Skepticismus hervorgegangen. Der historische Skepticismus, welchen Vico, Beaufort, Pouilly und Voltaire im vergangenen, und Niebuhr und Lewis in dem gegenwärtigen Jahrhundert auf die Geschichte des Alterthumes angewendet haben, liegt all den grossen neueren Anstrengungen zu Grunde, die Geschichte der Menschheit zu reconstruiren. Die glänzenden Entdeckungen der Naturwissenschaft würden ohne den wissenschaftlichen Skep-

ticismus der Schule Bacon's, welche die alten Theorieen von dem Universum vernichtete, und die Menschen anleitete, eine strenge, den Alten ganz und gar unbekannte Beweisführung zu fordern, unmöglich gewesen sein. Der philosophische Skepticismus, mit welchem Hume's System schloss und Kant's System begann, hat den grössten Anstoss zur neueren Metaphysik und Ethik gegeben. Genau im Verhältniss also, wie die Menschen in der inductiven Schule erzogen werden, entfremden sie sich jenen theologischen Systemen, welche einen Zustand des Zweifels als sündhaft darstellen, die Vernunft durch die Interessen und Gefühle zu beherrschen suchen, und es sich zum Hauptziele machen, die Unparteilichkeit des Urtheils zu vernichten.

Obgleich es nun aber schwer ist, den Katholicismus in einem andern Lichte zu betrachten, als dass er der tödtlichste Feind des wissenschaftlichen Geistes ist, so hat er doch stets die höchst wichtige Wahrheit, dass der Charakter grossentheils die Meinungen bestimmt, rückhaltslos anerkannt. Den moralischen Typus, welcher den Lieblingsmeinungen des Katholicismus am meisten entspricht, auszubilden hat er sich immer bestrebt, und die Ueberzeugung, dass eine Abweichung von diesem Typus oft die prädisponirende Ursache geistigen Ketzerthums war, hatte ohne Zweifel grossen Antheil an der anfänglichen Auffassung des Irrthums als Sünde. Bald aber verbanden sich priesterlicher und sonstiger Einfluss zur Erweiterung dieses Lehrsatzes. Ein Menge speculativer, historischer und administrativer Thesen wurde als wesentlich für das Seelenheil hingestellt, und alle Gegner dieser Thesen blieben ausserhalb christlicher Sympathie.

Wenn wir also die reine Lehre das Urchristenthumes bei Seite lassen, und die thatsächliche Geschichte der Kirche seit Constantin in Betracht ziehen, werden wir keine Rechtfertigung für die beliebte Theorie finden, dass unter dem Einflusse der Kirche der beschränkte Geist des Patriotismus sich zu einer umfassenden und kosmopolitischen Philanthropie entwickelt habe. Ein wirkliches, obgleich etwas schlaffes Gefühl der allgemeinen Brüderlichkeit war durch die Universalität des römischen Reiches bereits in der Welt geweckt. In dem neuen Glauben wurde der Bereich des echten Mitgefühls durch das Bekenntniss streng begrenzt. Nach dem Volksglauben lebten Alle, die von der Lehre der Orthodoxen abwichen, unter dem Hasse des Allmächtigen und waren nach dem Tode zur ewigen Pein bestimmt. Sehr natürlich also standen sie den Recht-

gläubigen gänzlich fremd, und keine sittliche oder geistige Vollkommenheit konnte ihr Verbrechen der Verbreitung des Irrthumes wieder gut machen. Die achtzig oder neunzig Sekten, in welche das Christenthum sich bald spaltete[1]), hassten einander mit einer Heftigkeit, die das Staunen Julian's und den Spott der Heiden Alexandriens hervorrief, und die wilden, durch diesen Hass erzeugten Aufstände und Verfolgungen erscheinen auf jedem Blatte der Kirchengeschichte. Ihr Anblick bietet in der That etwas Lächerliches und zugleich Schauderhaftes. Nachdem die Donatisten sich bloss wegen der Frage über den Werth der Weihe eines gewissen Bischofs von den Orthodoxen getrennt hatten, erklärten sie, dass alle Orthodoxen verdammt, ihre Kirchen vor der Benutzung von Neuem eingeweiht, die Altäre abgeschabt oder ganz niedergerissen und die heiligen Gefässe verkauft werden müssten. Sie erschlugen ihre Gegner mit langen Stäben, blendeten Viele, indem sie ihnen die Augen mit Kalk bestrichen, erfüllten Afrika während beinahe zweier Jahrhunderte mit Krieg und Verwüstung und trugen sehr viel zu seinem schliesslichen Verfalle bei[2]). Die kindischen und fast unverständlichen Zänkereien der Homoiousianer und der Homousianer über die Natur Jesu füllten die Welt mit Aufruhr und Hass. Die Katholiken erzählen, wie ein arianischer Kaiser achtzig orthodoxe Priester bei einer einzigen Gelegenheit ertränken liess[3]); wie dreitausend Menschen in den Aufständen umkamen, welche in Konstantinopel wütheten, als der arianische Bischof Macedonius den athanasianischen Paulus verdrängte[4]); wie Georgius der Kappadocier als arianischer Bischof von Alexandrien die Wittwen der athanasianischen Partei auf den Fusssohlen peitschen, die Jungfrauen entkleiden und mit dornigen Palmenzweigen peitschen oder über schwachem Feuer rösten liess, bis sie ihren Glauben abschworen[5]). Der Sieg der Katholiken in Aegypten war (wenn wir den feierlichen Versicherungen von achtzig arianischen Bischöfen glauben dürfen) von jeder Art Plünderung, Mord, Kirchenschändung und Grausamkeit begleitet[6]), und Arius selbst wurde wahrschein-

[1]) Augustinus rechnete zu seiner Zeit acht und achtzig bestehende Sekten.

[2]) Siehe das Umständliche hierüber bei Tillemont, *Mém. d'Histoire ecclés.*, *tome VI.*

[3]) Socrates, *H. E.*, *IV.*, *16.* Neuere Historiker ziehen diese Erzählung in Zweifel.

[4]) Milman's *Hist. of Christianity* (ed. 1867), *vol. II.*, *p. 422.*

[5]) Athanasius, *Historial Treatises* (Library of the Fathers), *pp. 192, 284.*

[6]) Milman, *Hist. of Christianity*, *vol. II.*, *pp. 436—437.*

lich von katholischen Händen vergiftet[1]). Die Anhänger des Cyrillus, Erzbischofs von Alexandrien, welche hauptsächlich Mönche waren, füllten die Hauptstadt mit Aufruhr und Blutvergiessen, verwundeten den Statthalter Orestes, schleppten die jungfräuliche Philosophin Hypatia in eine ihrer Kirchen, ermordeten sie, rissen ihr mit scharfen Muschelschalen das Fleisch von den Knochen und warfen ihren verstümmelten Leichnam nackt in die Flammen[2]). In Ephesus war während des Streites zwischen Cyrillus und den Nestorianern die Kathedrale selbst der Schauplatz eines wilden und blutigen Kampfes[3]). Konstantinopel war bei Gelegenheit der Amtsentsetzung des heiligen Chrysostomos mehrere Tage lang in einem Zustande vollständiger Anarchie[4]). Nach dem Concil von Chalcedon waren Jerusalem und Alexandrien wieder in Aufruhr, und der Bischof der letzten Stadt wurde in seiner Taufkapelle ermordet[5]). Ungefähr fünfzig Jahre später, als die monophysitischen Streitigkeiten in höchster Blüthe standen, wurden der kaiserliche Palast und die Kirchen in Konstantinopel belagert, und die Strassen von wüthenden Banden streitender Mönche beherrscht[6]). Eine Zeit lang unterdrückt, brachen die Aufstände zwei Jahre später mit verstärkter Wuth aus, und fast jede grössere Stadt des Morgenlandes wurde durch die Mönche der Schauplatz des Blutvergiessens und des Aufruhrs[7]). Selbst Augustinus wird beschuldigt, jede Art Verfolgung der Semipelagianer im Volke angeregt zu haben[8]). Die Concilien, beseelt von einem beinahe wahnsinnigen Hasse, reizten durch ihre Bannflüche die rivalisirenden Sekten immer mehr[9]). In dem „Räuberconcil" von Ephesus wurde Flavianus,

1) Die Umstände seines plötzlichen Todes sind von der Art, dass man wohl an eine Vergiftung denken kann. Er starb bekanntlich plötzlich, als er eben im Begriff war, seinen triumphirenden Einzug in die Kathedrale von Konstantinopel zu halten. Wenn der Tod auch möglicherweise ein natürlicher war, so scheint er doch nie als solcher angesehen zu sein: nur war es streitig, ob ein Wunder oder ein Mord vorlag. Vergleiche Gibbon, *Decline and Fall*, *ch. XXI.*

2) Socrates, *H. E. VII.*, *13—15.*

3) Milman, *Hist. of Latin Christianity*, *vol. I.*, *pp. 214—215.*

4) Milman, *Hist. of Christianity*, *vol. III.*, *p. 145.*

5) Milman, *Hist. of Latin Christianity, vol. I.*, *pp. 290—291.*

6) *Ibid.*, *vol. I.*, *pp. 310—311.*

7) *Ibid.*, *vol. I.*, *pp. 314—318.*

8) Siehe eine schlagende Stelle aus Julianus von Eclana, angeführt bei Milman, *a. a. O.*, *vol. I.*, *p. 164.*

9) „Nirgendwo erscheint das Christenthum weniger anziehend, als in den Kirchenconcilen . . . Intriguen, Ungerechtigkeit, Gewaltthat, Entscheidungen nach Autorität

Bischof von Konstantinopel, von Dioskor, Erzbischof von Alexandrien, zu Boden gestürzt und mit Füssen getreten. Andere — besonders Mönche — folgten seinem Beispiel, und der unglücklich Misshandelte starb in Folge dessen nach drei Tagen[1]). Ueber die Papstwahl des Damasus entstand Bürgerkrieg im Innern Roms, man lieferte sich Gefechte in den Strassen, und ein von Damasus bewaffneter Haufe erstürmte zuletzt die Kirche, worin sich die Anhänger seines Gegners Ursinus festgesetzt hatten. Hundertsiebenunddreissig der Kämpfenden blieben todt auf dem Platze[2]). Der von Cyprianus im dritten Jahrhundert zu Gunsten der Excommunication angeführte Vorgang der in der Bibel erzählten Verfolgungen der Götzendiener[3]), wurde zur Zeit Constantin's zur Rechtfertigung der Verfolgung der Donatisten von Optatus mit Nachdruck hervorgehoben[4]), und unter der folgenden Regierung überreichten sehr viele Christen dem Kaiser eine Bittschrift, in welcher sie ihn ersuchten, auf Grund dieses Vorganges die heidnische Gottesverehrung mit Gewalt zu unterdrücken[5]). Ungefähr fünfzehn Jahre später war die gesammte christliche Kirche bereit, aus diesen Gründen die Verfolgungspolitik des Ambrosius zu unterstützen[6]), da die streitenden Sekten in der Pflicht, die Religionsfreiheit zu unterdrücken, den einzigen Punkt gefunden hatten, in welchem sie übereinstimmten. Die unanstössigsten und harmlosesten Formen des Heidenthumes wurden mit derselben Grausamkeit verfolgt[7]). Die Darbringung eines Opfers war ein Capitalverbrechen, das Aufhängen eines einfachen Kranzes zog den Verlust des Vermögens

allein, und zwar nach der Autorität einer lärmenden Mehrheit, war ihr Charakter ... Der Schluss war beinahe unveränderlich ein schrecklicher Bannfluch, in dem sich Hass und Zorn Luft machten und eine siegende Freude über die Demüthigung der Gegner sich aussprach. *Ibid., vol. I., p. 222.*

[1]) Siehe Gibbon, *Decline and Fall, ch. XLVII.*, und Milman, *Latin Christianity. vol. I., p. 263.*

[2]) Ammianus Marcellinus, *XXVII., 3.*

[3]) Cyprian, *Epist. LXI.*

[4]) Milman, *Hist. of Christianity. vol. II., p. 306.*

[5]) *Ibid., III., 10.*

[6]) Um diese Zeit gingen die alttestamentliche Sprache und Anschauung über Götzendienst gänzlich in die christliche Denkweise über, und „als Ambrosius einem christlichen Kaiser die heilige Pflicht der Unduldsamkeit gegen Meinungen und Handlungen einschärfte, die kaum ein Jahrhundert vorher die gesetzlich anerkannte Staatsreligion waren, wurde sein Eifer von beinahe dem einstimmigen Beifall der christlichen Welt unterstützt.“ Milman, *a. a. O., vol. III., p. 150.*

[7]) Siehe die Theodosianischen Gesetze gegen das Heidenthum.

nach sich. Die edelsten Werke morgenländischer Baukunst und griechischer Skulptur wurden durch denselben Bildersturm vernichtet, welcher den bescheidenen Tempel, wo der Bauer zu beten liebte, und die Hausgötter zerschmetterte, welche seine Wohnung weiheten. Die allerkleinste Glaubensverschiedenheit reichte hin, die neue Unduldsamkeit zu erbittern. Die Frage über die rechte Zeit der Osterfeier wurde für gleichbedeutend mit der Frage über Seligwerdung oder Verdammniss gehalten, und als lange nachher, im vierzehnten Jahrhundert, zu Konstantinopel die Frage über die Natur des Lichts bei der Transfiguration erörtert wurde, wurden Diejenigen, welche nicht zugeben wollten, dass dieses Licht nicht geschaffen sei, der Ehren eines christlichen Begräbnisses beraubt[1]).

Neben diesen gesetzlichen und kirchlichen Massregeln entstand eine Literatur, die in ihrer lügnerischen Rohheit jede andere übertraf, welche die Welt gekannt hatte. Die polemischen Schriftsteller schilderten gewohnheitsmässig Diejenigen, welche von dem orthodoxen Glauben abwichen, als Dämonen, stellten mit rachsüchtiger Frömmigkeit die Leiden des Ketzers auf Erden als ein göttliches Strafgericht dar, und gaben in unzweideutigen Worten ihre Freude kund über die Qualen, welche, wie sie meinten, jenseits des Grabes für ihn ewig vorbehalten seien. Einige wenige Männer, wie Synesius, Basilius und Flavianus, mochten auch bei den Heiden oder den Ketzern einiges Gute finden, aber ihre Unbefangenheit war durchaus exceptionell; und wer die schönen Schilderungen, welche die griechischen Dichter von ihren trojanischen Gegnern, oder die römischen Geschichtschreiber von den Feinden ihres Vaterlandes machten, mit denen vergleicht, welche die Kirchenschriftsteller Jahrhunderte lang fast unveränderlich von Denen machten, welche ihrer Kirche entgegen waren, kann leicht ermessen, welchen grossen Rückschritt das kosmopolitische Mitgefühl gemacht hatte.

Zur Zeit jedoch, als die abendländischen Klöster ihre intellectuelle Thätigkeit begannen, war die Oberherrschaft des Katholicismus fest begründet, und der polemische Eifer fing an abzunehmen. Die literarische Thätigkeit der Kirche nahm andere Formen an, aber sie waren alle von dem klösterlichen Geiste tief gefärbt. Welcher Art die intellectuelle Zukunft der Welt gewesen wäre, wenn der Katholicismus niemals entstanden, welche

1) Gibbon, *ch. LXIII.*

Principien oder Antriebe die Richtung des menschlichen Geistes geleitet haben würden, oder welche neue Anstalten für seine Pflege geschaffen worden wären, ist schwer oder unmöglich zu bestimmen. Unter dem Einflusse des Katholicismus wurde das Kloster die einzige Stätte der geistigen Arbeit und behielt diese Stellung während vieler Jahrhunderte. Mit Umgehung aller literaturgeschichtlichen Untersuchungen, die den Aufgaben des vorliegenden Werkes fern liegen, werde ich in Kürze die Art zu würdigen versuchen, in welcher es seine Aufgabe löste.

Wenn man von den intellectuellen Diensten der Klöster spricht, denkt man natürlich zu allererst an die Erhaltung der alten classischen Schriften, über deren Werth, wie ich bereits bemerkt habe, eine scharfe Meinungsverschiedenheit unter den ersten Christen herrschte. Die von Tertullianus vertretene Schule betrachtete diese Schriften mit Abscheu, während die Neuplatoniker, deren Vertreter Justinus der Märtyrer, Clemens von Alexandrien und Origenes waren, nicht bloss mit grosser Offenherzigkeit ihre Schönheiten anerkannten, sondern sogar in ihnen sowohl Spuren einer unmittelbaren göttlichen Inspiration, als auch Plagiate aus den alttestamentlichen Schriften entdecken zu können meinten. Diese Extreme grösstentheils vermeidend, behandelt Augustinus, der grosse Organisator des abendländischen Christenthumes, die heidnischen Schriften mit anerkennender Achtung. Er schrieb seine erste Abkehr von einem lasterhaften Lebenswandel dem „Hortensius" des Cicero zu. „Ich studirte das Buch, nicht des Redeschmuckes, sondern des Inhalts willen; nicht die Worte, sondern die Sachen hatten mich gefesselt", sagt er[1]), und seine Schriften sind voll von sinnigen und oft sehr schönen Redewendungen der alten römischen Literatur. Der Versuch Julian's, den Christen den Unterricht in den Classikern zu verbieten[2]), und der grosse Unwille, den dieser Versuch hervorrief, zeigen, wie hoch die christlichen Führer jener Zeit die classische Bildung schätzten, und sie wurde in Folge

[1]) *Conf., III., 4.*

[2]) In dem betreffenden Ausschreiben *(Epist. 42)* rechtfertigt Julian dies Verbot durch die Behauptung, es sei schändlich, dass Christen anderen Leuten Dinge lehren, die sie doch nicht für wahr hielten. „Wenn sie", sagt er „die Alten, deren Schriften sie auszulegen wagen, wirklich für weise Männer ansehen, so mögen sie vor Allem die Frömmigkeit derselben gegen die Götter sich zum Muster nehmen. Seien sie aber der Meinung, dass die Achtungswürdigsten der Menschen geirrt hätten, nun, so sollen sie in die Kirchen der Galiläer (verächtliche Benennung der Christen) laufen und dort den Matthäus und Lukas erklären."

dieses Kampfes natürlich noch mehr gepflegt. Der Einfluss des Neuplatonismus, die Taufe ganzer Schaaren von Namenchristen nach der Zeit Constantin's, und die Abnahme des religiösen Eifers, welche eine nothwendige Folge des Wohlstandes war, wirkten alle auf verschiedene Weise eben dahin. In Synesius haben wir die interessante Erscheinung eines Bischofs, der nicht zufrieden, sich als den bewundernden Freund der Heidin Hypatia zu bekennen, öffentlich seinen Unglauben an die Auferstehung des Leibes und seine feste Anhänglichkeit an die platonische Lehre von der Präexistenz der Seelen erklärte [1]). Wäre die kirchliche Theorie, welche eine solche Bekenntnissfreiheit selbst den Leitern der Kirche gestattete, herrschend geblieben, der Verlauf des Christenthumes würde ein sehr verschiedener gewesen sein. Doch ein reactionärer Geist entstand in Rom. Seine intellectuelle Grundlage bildete die Lehre von der ausschliesslichen Seligkeit, der politische und organisirende Geist der römischen Geistlichkeit, an deren Spitze Gregorius der Grosse stand [2]), brachte den Glauben in eine starre Form; und eine Reihe geschichtlicher Begebenheiten, von denen die kirchliche und staatliche Trennung des westlichen Reiches von den speculativen Griechen, und der Einbruch und die Bekehrung der Barbaren die wichtigsten waren, begründeten schliesslich die Vorherrschaft des katholischen Typus. In den Unruhen, welche den Barbareneinfällen folgten, erlahmte die intellectuelle Thatkraft weltlicher Art fast ganz und gar. Ein letzter Strahl brach allerdings im sechsten Jahrhundert von dem Hofe Theoderich's zu Ravenna hervor, welcher durch den Genius eines Boëthius und das Talent

[1]) Eine belehrende Skizze über diesen interessanten Kirchenfürsten hat Druon unter dem Titel „*Étude sur la Vie et les Oeuvres de Synésius*“ (Paris, 1859) veröffentlicht.

[2]) Die Aussage eines Schriftstellers aus dem zwölften Jahrhundert (Johannis Sorisberiensis Polycraticus, *II., 26*): Gregorius habe die heidnischen Bücher in der palatinischen Bibliothek verbrennen lassen (welche ein so bedeutender Schriftsteller wie Dr. Draper wiederholt hat), ermangelt aller Begründung. Siehe Bayle, *Dict. phil. art. Greg.* Im Uebrigen verachtete Gregorius die Grammatik und Mythologie, und schreibt in diesem Sinne an den Bischof Desiderius von Vienna: „Zu meinem Leidwesen habe ich vernommen, dass Du jungen Leuten die Grammatik vortragest. Ich kann dies nicht billigen; denn die Lobsprüche auf Jupiter und auf Christus passen nicht in einen und denselben Mund.“ Einige interessante Belege von den Ansichten der Christen des vierten, fünften und sechsten Jahrhunderts über die heidnische Literatur giebt Guinguené, *Hist. littéraire de l'Italie, tome I., pp. 29—31,* und einige Legenden aus späterer Zeit erzählt treuherzig einer der begeistertsten englischen Vertheidiger des Mittelalters. (Maitland, *Dark Ages.*)

eines Cassiodorus und Symmachus geziert war; aber nach dieser Zeit bestand die Literatur während einer langen Periode beinahe ausschliesslich aus Predigten und Lebensgeschichten der Heiligen, die in den Klöstern verfasst wurden[1]). Dem Gregorius von Tours folgte als Annalist der noch schwächere Fredegar und dann trat eine lange und vollständige Leere ein. Ein paar fernliegende Länder zeigten ein schwaches Lebenszeichen. Die Heiligen Leander und Isidorus gründeten eine Schule in Sevilla, die im siebenten Jahrhundert blühete, und die entfernten Klöster Irlands blieben in etwas späterer Zeit die Asyle der Gelehrsamkeit; aber das übrige Europa sank in eine fast völlige Betäubung, bis der Rationalismus Abelard's und die Begebenheiten, welche den Kreuzzügen folgten, die Wiederauflebung der Wissenschaften veranlassten. Der vorzüglichste Dienst, den der Katholicismus während dieser Zeit der Literatur leistete, war wohl die Conservirung des Lateinischen als einer heiligen Sprache. Griechisch wurde vernachlässigt und beinahe ganz vergessen, obwohl die abendländischen Völker immer einige Verbindungen mit dem griechischen Reiche hatten, und Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande nicht selten waren. Das Studium der lateinischen Classiker wurde meistentheils geradezu entmuthigt. Diese Schriftsteller, hiess es, brannten in der Hölle; die Mönche waren von ihrem eingebildeten Wissen zu aufgeblasen, um einen heidnischen Schriftsteller mit Achtung zu betrachten, und die immer wiederkehrenden Befürchtungen vor dem Untergange der Welt hemmten fortwährend jedes Verlangen nach weltlicher Kenntniss[2]). Bei einigen Mönchen bestand eine Gewohnheit, wenn

[1]) Wohl die beste Darstellung der intellectuellen Geschichte dieser Zeiten findet man noch immer in den einleitenden Kapiteln, welche die Benedictiner jedem Jahrhundert ihrer *Hist. littéraire de la France* vorausschickten. Die Benedictiner glauben (mit Hallam), dass das achte Jahrhundert im Ganzen das finsterste auf dem Festlande war, obgleich in England seinen tiefsten Punkt etwas später erreichte. Von den grossen Beschützern der Wissenschaft war Theoderich des Schreibens unkundig (siehe Guinguené, *tome I.*, *p. 31*), und Karl der Grosse begann erst im vorgerückten Alter zu lernen, konnte es aber nimmer zu Etwas bringen. (Eginhard.) Alfred machte sich jedoch einen Namen in der Literatur.

[2]) Der Glaube an den bevorstehenden Untergang der Welt war bekanntlich bei den ersten Christen allgemein und betrübte ihr Leben tief. Er kommt im neuen Testamente und in dem Briefe des Barnabas aus dem ersten Jahrhundert vor. Die Verfolgungen des zweiten und dritten Jahrhunderts belebten ihn, und sowohl Tertullian, als auch Cyprian *(in Demetrianum)* vertheidigten ihn nachdrücklich. Mit dem Siege des Christenthumes verschwand die Furcht eine Zeit lang, kehrte aber mit grosser Kraft wieder, als der Zusammensturz des römischen Reiches bevorstand, und als nach

sie unter der Disciplin des Stillschweigens waren und um den Virgil, den Horatius oder irgend ein anderes heidnisches Buch bitten wollten, dass sie sich zur Kundgebung ihres Wunsches wie ein Hund die Ohren kratzten, da man glaubte, die Heiden seien mit Recht mit diesem Thiere zu vergleichen[1]). Man sagt, die Klöster enthielten während einer Zeit die einzigen Büchersammlungen in Europa; aber hieraus können wir nicht folgern, dass wenn die Klöster nicht bestanden hätten, nicht ähnliche Büchersammlungen an ihrer Stelle ins Leben gerufen worden wären. Dem zufälligen Fleisse der Mönche, die Werke des Alterthumes abzuschreiben, müssen wir den Fleiss entgegenstellen, den sie in einer etwas späteren Zeit auf die Ausradirung der alten Pergamente verwendeten, um sie nach Verwischung der Schrift der Heiden mit ihren eigenen Legenden zu bedecken[2]).

Sind nun auch diese Legenden nicht ganz ohne Verdienst und Schönheit, so müssen sie uns doch nicht gegen die Thatsache blind machen, dass die Zeit der Vorherrschaft des Katholicismus im Ganzen eine der jammervollsten in der Geschichte der Menschheit war. Die Thatkraft der Christenheit war von allen nützlichen und fortschrittfördernden Studien abgeleitet, und wurde ganz und gar in theologischen Erörterungen vergeudet. Der Weg zur Wissenschaft war durch den Aberglauben an eine unfehlbare Weisheit gehemmt, die Beschäftigung mit der Naturwissenschaft galt als Zauberei und die Prüfung der Meinungen als Ketzerei. Die Kirche schärfte als erste Pflicht einen blinden Glauben ein und verdammte in Folge dessen den Zweifel, die Verzögerung eines Urtheils, um erst beide Seiten einer bestrittenen Frage unparteiisch zu prüfen. So wurde denn der Glaube an die Strafbarkeit des Irrthums und des Zweifels allgemein, und man darf es zuversichtlich aussprechen, dass dies der verderblichste Aberglaube war, der jemals in der Menschheit

seinem Eintritte eine lange Anarchie und schwere Leiden eintraten. Im sechsten Jahrhundert leitete Gregor von Tours seine fränkische Geschichte mit den Worten ein: „ich schreibe um Derentwillen, die da banget vor dem herannahenden Weltende", und Gregorius der Grosse sprach fortwährend davon. Der Schrecken, welcher Europa am Ende des zehnten Jahrhunderts erfüllte, ist oft beschrieben worden.

[1]) Maitland's *Dark Ages*, *p. 403.*

[2]) Nach Montfaucon wurde die Ausradirung der Mss. nach dem zwölften Jahrhundert allgemein. (Maitland, *p. 40.*) Nach Hallam aber *(Middle Ages, ch. IX., part. I.)* muss sie früher begonnen haben, da sie hauptsächlich durch den Mangel an Zufuhr von Papyrus aus Aegypten entstand, der sich bereits seit der Eroberung Alexandriens durch die Saracenen im siebenten Jahrhundert geltend machte.

Aufnahme fand. Erst als die Erziehung Europas von den Klöstern zu den Universitäten überging, erst als die muhammedanische Wissenschaft, der freie Gedanke der Classiker und die durch Industrie vermittelte Unabhängigkeit den Scepter der Kirche zerbrachen, begann die geistige Wiederauflebung Europas.

Ich bin überzeugt, dass ein so hartes Urtheil über die geistige Finsterniss des Mittelalters wahrscheinlich auf Widerspruch von vielen Seiten stossen wird. Die Blindheit, welche sich die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts gegen die bessere Seite des Mittelalters haben zu Schulden kommen lassen, hat einen Rückschlag erzeugt, der Viele zu einem entgegengesetzten, und ich glaube, weit irrthümlicheren Extrem verleitet hat. Einige sind Lobredner dieser Periode geworden aus Vorliebe für deren charakteristische theologische Lehren, und Andere aus archäologischem Enthusiasmus, während eine sehr anmassende und dogmatische, aber auch, wie ich glaube, bisweilen oberflächliche Schule von Schriftstellern, die sich laut rühmen, die Wiederbeleber der Geschichte zu sein, und die mit höchster Verachtung alle Verschiedenheiten der theologischen Meinungen behandeln, theils aus einem sehr schalen historischen Optimismus, der kaum die Möglichkeit des Rückschritts zugiebt, und theils aus Sympathie mit dem despotischen Charakter des Katholicismus, die mittelalterliche Gesellschaft in den überschwänglichsten Ausdrücken verherrlichen. Ohne in eine umständliche Prüfung dieses Gegenstandes einzutreten, will ich in Kürze auf zwei oder drei Trugschlüsse hinweisen, die in ihren Ansichten zu Tage treten.

Aus der unbezweifelten Wahrheit, dass während eines bedeutenden Zeitabschnittes beinahe die ganze Wissenschaft Europas in den Klöstern eingeschlossen war, wird immer gefolgert, dass, hätten diese Anstalten nicht bestanden, die Wissenschaft unbedingt erloschen sein würde. Allein ein solcher Schluss ist ganz und gar unrichtig. Während der Zeit des heidnischen Kaiserthumes war das geistige Leben über eine unermessliche Strecke des Erdballs verbreitet worden. Aegypten und Kleinasien waren grosse Mittelpunkte der Civilisation geworden. Griechenland war noch immer ein Land der Wissenschaft. Spanien, Gallien und sogar Britannien besassen viele Büchersammlungen und Lehrer[1]). Die Schulen von Narbonne, Arles,

[1]) Ueber die Fortschritte der römischen Civilisation in Britannien siehe Tacitus, *Agricola, XVI.*

Bordeaux, Toulouse, Lyon, Marseilles, Poitiers und Trier waren bereits berühmt. Wie die Antonine es früher in Italien gemacht hatten, so verordnete der christliche Kaiser Gratianus im Jahre 376, dass in jeder Hauptstadt Galliens Lehrer vom Staate angestellt werden sollten[1]). Anzunehmen, dass die römische Literatur, nachdem sie so weit verbreitet war, hätte vollständig untergehen oder dass alles Interesse dafür hätte für die Dauer aufhören können, ist, nach meinem Dafürhalten, widersinnig. Wenn der Katholicismus nimmer bestanden hätte, so würde der menschliche Geist andere Kreise zu seiner Entwickelung gesucht, oder es würde sich wenigstens ein Theil der Schätze des Alterthumes auf anderen Wegen erhalten haben. Die Klöster, als Corporationen friedlicher Männer, die vor den Einfällen der Barbaren geschützt waren, wurden sehr natürlich die Behälter, wohin die Ströme der Literatur flossen; aber Vieles von dem, was man ihnen als Schöpferisches zuschreibt, hatten sie in Wirklichkeit nur an sich gezogen. Auch der kirchliche Verband der Christenheit war von grosser Wichtigkeit, da er den allgemeinen Gedankenaustausch ermöglichte. Ob diese Dienste die intellectuellen Uebel aufwogen, welche aus der vollständigen Ablenkung des menschlichen Geistes von allem weltlichen Wissen, und aus der fortwährenden Einschärfung jener niedrigen Leichtgläubigkeit entstanden, welche auszurotten die erste Aufgabe des intellectuellen Reformators ist, dürfte mit Recht zu bezweifeln sein.

Der eben beregte Trugschluss wird nicht selten in einer etwas verschiedenen Form gemacht. Man erinnert daran, dass beinahe alle Männer von Geist während mehrerer Jahrhunderte grosse Theologen waren, und fragt, welche tiefe Finsterniss würde geherrscht haben, wenn die katholische Theologie, welche sie erzeugte, nicht bestanden hätte. Diese Anschauung gleicht der des Gefangenen in einer berühmten Stelle des Cicero, welcher, da er sein ganzes Leben in einem finsteren Kerker zubrachte und das Tageslicht nur durch einen einzigen Strahl kannte, der durch eine Spalte der Mauer drang, folgerte, wenn die Mauer beseitigt wäre, würde alles Licht abgesperrt werden, weil die Spalte dann nicht mehr existirte. Der mittelalterliche Katholicismus entmuthigte und unterdrückte in jeder Weise die weltlichen Studien, während er dem ausgezeichneten Theologen das Monopol des Reichthumes, der Ehre und der Macht verlieh. Sehr natürlich also zog er auf den Pfad der Theologie

[1]) Siehe die Benedictiner, *Hist. littér. de la France, tome I., part. II., p. 9.*

den Genius, welcher sich sonst auf anderen Gebieten entfaltet haben würde.

Hieraus ist jedoch nicht zu folgern, dass der mittelalterliche Katholicismus auf dem Gebiete des Geistes gar keine wirklich schöpferische Kraft hatte. Eine grosse sittliche oder religiöse Begeisterung weckt immer eine gewisse Geistesthätigkeit, die sonst nicht ins Dasein getreten wäre, oder sich wenigstens nicht entfaltet hätte, und die Klöster waren besonders geeignet, gewisse Geistesrichtungen zu entwickeln, die in keinem anderen Kreise sich so vollkommen hätten entfalten können. Die grossen Schriften des Thomas von Aquino und seiner Anhänger[1]) und in neuerer Zeit die gediegene Gelehrsamkeit der Benedictiner werden gewisse Perioden der Klostergeschichte den Gelehrten immer schätzenswerther machen. Wenn man aber erwägt, dass während vieler Jahrhunderte beinahe Jedermann, der literarischen Geschmack oder Talent besass, Mönch wurde, wenn man bedenkt, dass diese Mönche mit der lateinischen Sprache vertraut waren und sich leicht mit der herrlichen Literatur des alten Roms hätten vertraut machen können, und wenn man noch ihr sorgenfreies Leben in Betracht zieht, das gerade wegen seines eintönigen Verlaufes besonders darauf berechnet war, sie zum Studium anzutreiben, so kann man kaum umhin, sich zu wundern, wie sehr wenig wirklich Werthvolles sie während eines so langen Zeitraumes für das Wissen der Menschheit geleistet haben. Es ist wahrlich eine merkwürdige Thatsache, dass selbst in Zeiten, als der Katholicismus am entschiedensten vorwaltete, die grössten wissenschaftlichen Leistungen entweder dem kirchlichen Einflusse entgegengesetzt waren, oder einfach ausserhalb desselben standen. Da Roger Bacon Mönch war, führt man ihn häufig als ein Geschöpf katholischen Unterrichts an. Aber es gab niemals ein schlagenderes Beispiel von der Kraft eines grossen Geistes, den Richtungen seiner Zeit zu widerstehen. Zu einer Zeit, als die Naturwissenschaft fortwährend vernachlässigt, entmuthigt oder verdammt wurde, zu einer Zeit, als alle grossen Belohnungen der Welt Männern offen standen, die eine sehr verschiedene Richtung verfolgten, wandte sich Bacon mit hoher Begabung dem Studium der Natur zu. Fünfzehn Jahre seines Lebens musste er dafür im Gefängnisse zubringen, und als

[1]) Ein Lebensbeschreiber des Thomas von Aquino bemerkt bescheiden: „L'opinion généralement répandue parmi les théologiens c'est que la *Somme de Théologie* de St. Thomas est non-seulement son chef-d'oeuvre, mais aussi celui de l'esprit humain" (!!) Carle, *Hist. de St. Thomas d'Aquin, p. 140.*

er starb, wurde er mit dem Namen eines Zauberers gebrandmarkt. Die Laboratorien des Mittelalters waren hauptsächlich den Bestrebungen der Alchemisten oder der Muhammedaner zu verdanken. Die Erfindungen des Kompasses, des Schiesspulvers und des Lumpenpapiers waren allerdings von höchster Wichtigkeit, aber Mönche haben nicht den geringsten Antheil daran. Der Ursprung dieser Erfindungen ist in grosses Dunkel gehüllt, soviel aber ist so gut wie ausgemacht, dass die beiden letztgenannten in Europa zuerst von den Muhammedanern Spaniens angewandt wurden. Baumwollenpapier benutzten diese schon um 1009, während es unter den christlichen Völkern bis zum dreizehnten Jahrhundert unbekannt gewesen zu sein scheint. Artillerie wurde von Christen zuerst in der Schlacht bei Crecy gebraucht, doch hat man die Kenntniss des Pulvers bei christlichen Völkern bis zum Jahre 1338 verfolgt. Dagegen ist ausgiebig bezeugt, dass Artillerie von den Muhammedanern in Spanien bei verschiedenen Belagerungen im 13. Jahrhundert, und sogar in einer Schlacht zwischen den Mauren von Sevilla und denen von Tunis zu Ende des elften Jahrhunderts gebraucht wurde[1]). In der That waren die Klöster des Mittelalters in Erfindung ebenso unfruchtbar wie in eigener Forschung. Sie brachten die formale Logik zu grosser Vollkommenheit, sie erzeugten viele geduldige und arbeitsame, obgleich grösstentheils ganz unkritische Gelehrte, und viele Philosophen, welche, da sie ihre Prämissen mit festem Glauben annahmen, von diesen aus mit wunderbarer Subtilität raisonnirten; aber sie lehrten die Menschen, die Preisgebung der weltlichen Wissenschaft als etwas Edles zu betrachten, sie prägten ihnen eine Theorie von der Leitung des Universums ein, die entschieden unwahr ist, und sie verbreiteten, überall wo ihr Einfluss sich erstreckte, die tödtlichsten Gifte des menschlichen Geistes — Leichtgläubigkeit und Unduldsamkeit.

Man stösst ferner bei den philosophischen Lobrednern des Mittelalters sehr häufig auf den Einwand, dass die katholische Kirche zwar ein Hemmschuh und Hinderniss für den Fortschritt gebildeter Völker sei, dass man zwar das Elend kaum übertreiben könne, welches ihr Verfolgungsgeist verursachte, als der menschliche Geist ihrer Lehre entwachsen war, dass es jedoch eine Zeit gab,

[1]) S. Viardot, *Hist. des Arabes en Espagne*, *II.*, *142—166 ;* Prescott's *Ferdinand and Isabella*, *ch. VIII.* Viardot behauptet, dass der Compass — der schon lange in China bekannt gewesen sein muss — zuerst von den Muhammedanern in Europa eingeführt worden sei — doch bringt er dafür keine genügenden Beweise bei.

wo sie ein grosser Fortschritt, und die vollständige und unbeschränkte Herrschaft, welche sie damals übte, intellectuell überaus wohlthätig war. Dass viel Wahrheit in dieser Ansicht liegt, habe ich selbst wiederholentlich behauptet. Aber wenn man die frühere Periode absondert und sie zum Gegenstande einer unbeschränkten Lobeserhebung macht, verfällt man, meine ich, in einen schweren Irrthum. Die Uebel, welche aus der späteren Periode der katholischen Oberherrschaft entstanden, waren nicht ein Zufall oder eine Verkehrung, sondern eine regelrechte und nothwendige Folge des früheren Despotismus. Die Principien, welche der mittelalterlichen Welt zu Grunde lagen und allerdings so Manches von der eigenartigen Vorzüglichkeit derselben bedingten, waren von solcher Natur, dass sie den Anspruch auf Unabänderlichkeit machten, und unmöglich ohne Kampf und Erschütterung beseitigt werden konnten. Wir müssen den Einfluss dieser Principien, als ein Ganzes betrachtet, und während der vollständigen Periode ihrer Wirksamkeit würdigen. Es giebt Gifte, die, bevor sie den Menschen tödten, den Schmerz lindern und eine besänftigende Empfindung durch den Körper verbreiten. Wir mögen die Stunde des Wohlbehagens, welche sie bereiten, anerkennen, aber wir müssen den Preis nicht davon trennen, um welchen sie erkauft wird.

Der höchst ungünstige Einfluss, welchen die katholische Kirche lange auf die geistige Entwicklung übte, hatte wichtige sittliche Folgen. Obgleich der sittliche Fortschritt nicht nothwendig von dem intellectuellen abhängt, wird er doch wesentlich davon berührt, weil die intellectuelle Thätigkeit der wichtigste Bestandtheil in dem Wachsthume jenes grossen und complicirten Organismus ist, welchen wir Civilisation nennen. Die mittelalterliche Leichtgläubigkeit hatte auch einen unmittelbareren sittlichen Einfluss auf die Erzeugung jener Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, welche der abstossendste Zug so vieler katholischen Schriften ist. Die vielen absichtlichen Fälschungen in der alten apologetischen Literatur der Kirche haben wir bereits kennen gelernt, und ich denke, kein unparteiischer Leser kann die unzähligen abgeschmackten und lügenhaften Legenden untersuchen, welche während des ganzen Mittelalters mit Bedacht der Menschheit als unbezweifelte Thatsachen aufgebunden wurden, oder kann den Geschichten der falschen Decretalien und den damit zusammenhängenden Erörterungen folgen, oder kann die vollständige Unfähigkeit der meisten katholischen Historiker wahrnehmen, irgend etwas Gutes bei den Gegnern zuzugeben oder irgend etwas, was

gegen die eigene Sache spricht, mit der allergewöhnlichsten Unparteilichkeit anzuführen, ohne anzuerkennen, wie gross und wie tiefgewurzelt das Uebel war. Es hat, ohne Zweifel, viele edle Ausnahmen gegeben; dennoch glaube ich, ist es schwer, den Umfang zu übertreiben, bis zu welchem dieser sittliche Fehler in den meisten Schriften der alten und in sehr vielen der neueren Literatur des Katholicismus existirt. Dies macht sie für alle unabhängigen und unparteiischen Denker so abstossend, und hat einen grossen deutschen Geschichtsforscher[1]) veranlasst, mit vieler Bitterkeit zu erklären, dass die Redensart christliche Wahrhaftigkeit mit der Redensart punische Wahrheit gleichgestellt zu werden verdient. Aber diese vollständige Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, sobald die Lüge die Interessen der Kirche befördern konnte, ist vollkommen erklärlich, und war bei sehr Vielen anzutreffen, die in anderen Beziehungen die edelste Tugend bekundeten. Eine Zeit, die aufgehört hat, die Unparteilichkeit des Urtheils zu schätzen, wird bald aufhören, die Genauigkeit der Darstellung zu schätzen, und sobald die Leichtgläubigkeit als eine Tugend eingeschärft wird, wird die Lüge nicht lange mehr als ein Laster gebrandmarkt. Wenn die Menschen noch dazu fest überzeugt sind, das Heil könne bloss innerhalb ihrer Kirche gefunden werden und ihre Kirche könne von aller Schuld befreien, so gelangen sie rasch zu dem Schlusse, dass nichts Unrecht sein kann, was ihr nützt. Sie verwechseln die Wahrheitsliebe mit dem, was sie die Liebe zu ihrer Wahrheit nennen. Sie betrachten die Sittenlehre als aus der Theologie hergeleitet und ihr untergeordnet und sie regeln Alles, was sie angeben, nicht nach dem Massstabe der Wahrhaftigkeit, sondern nach den Interessen ihres Glaubens.

Eine andere wichtige moralische Folge des Klostersystems war der grosse Werth, den man den Geldspenden als Sühnemittel beilegte. Anfangs war es einer der weitesten Unterschiede zwischen Heidenthum und Christenthum gewesen, dass, während die Riten des ersten meistentheils keinen Zusammenhang mit den sittlichen Stimmungen hatten, das Christenthum die Herzensreinheit zu einem wesentlichen Grundbestandtheile seiner ganzen Gottesverehrung machte. Es ist wahr, einige wenige schwache Anstrengungen waren von den Heiden in dieser Richtung gemacht worden. Eine alte, von Cicero angeführte, und von Apollonios von Tyana und den

[1]) Herder.

Neupythagoräern nachdrücklich eingeschärfte Lehre erklärte, dass „kein Ruchloser es wagen sollte, den Zorn der Götter durch Spenden besänftigen zu wollen“[1]), und die Orakel sollen mehr als einmal erklärt haben, dass die Hekatomben schöner Ochsen mit vergoldeten Hörnern, welche prahlerisch von den Reichen geopfert wurden, den Göttern weniger angenehm wären, als die Blumenkränze und die bescheidene und ehrfurchtsvolle Frömmigkeit der Armen[2]). Im Allgemeinen jedoch hatte in der heidnischen Welt der Tempeldienst wenig oder keinen Zusammenhang mit der Moral, und die Veränderung, welche das Christenthum in dieser Beziehung bewirkte, war eine der wichtigsten Wohlthaten für die Menschheit. Es war indessen natürlich und vielleicht unvermeidlich, dass im Verlaufe der Zeit und unter Einwirkung sehr mannichfacher Ursachen die alte heidnische Anschauung sogar in verstärkter Kraft wieder aufleben musste. In keiner Beziehung hatten sich die Christen in edlerer Weise ausgezeichnet, als durch ihre Wohlthätigkeit. Es überrascht also nicht, dass die Kirchenväter, während sie ihre ganze Beredtsamkeit darauf verwendeten, diese Mildthätigkeit anzuspornen — besonders während der Nothstände, welche die Auflösung des Römerreiches begleiteten — sie mit dem stärksten Nachdrucke die geistlichen Belohnungen hervorhoben, welche der Wohlthäter für seine Gabe empfangen würde. Es überrascht auch nicht, dass diese eigennützige Berechnung bei harten und unwissenden Menschen allmälig alle anderen Beweggründe absorbiren musste. Eine Legende, welche ein Schriftsteller des siebenten Jahrhunderts erzählt, wirft ein helles Licht auf diese zur Geltung gekommene Anschauung. Dem Bischof Synesius gelang es, einen Heiden, Namens Evagrius zu bekehren, der jedoch eine lange Zeit Zweifel hegte über die Worte, „wer den Armen giebt, leiht dem Herrn“. Nach seiner Bekehrung und auf Grund dieses Verses gab er dem Synesius dreihundert Goldstücke zur Vertheilung an die Armen, liess sich aber von dem Bischof, als dem Stellvertreter Christi, einen Schuldschein geben, der besagte, dass ihm das Geld in der zukünftigen Welt zurückgezahlt werden sollte. Als Evagrius nach vielen Jahren auf dem Sterbebette lag, befahl er seinen Söhnen, bei der Beerdigung ihm den Schuldschein in die Hand zu legen, ohne dem Synesius etwas davon zu sagen. Sein letzter Wille wurde genau erfüllt, und drei Tage darauf erschien

[1]) „Impius ne audeto placare donis iram Deorum.“ Cicero, *De Leg., II., 9.* Siehe auch Philostr. in *Apoll. Tyan., I., 11.*

[2]) Drei oder vier Beispiele hierüber führt Porphyrios an *Abstin. Carnis, lib. II.*

er dem Bischof in einem Traume, sagte ihm, dass die Schuld bezahlt worden wäre und befahl ihm, zu dem Grabe zu gehen, wo er eine geschriebene Quittung finden werde. Synesius that, wie ihm befohlen ward, und als man das Grab öffnete, fand man den Schuldschein in der Hand des Todten, mit dem bescheinigenden Vermerk, dass die Schuld von Christus bezahlt worden war. Der Schuldschein soll lange nachher als Reliquie in der Kirche von Cyrene aufbewahrt worden sein [1]).

In den Kanal des Klosterlebens flossen bald weit grössere Summen als die in dieser Legende erwähnte, wozu noch folgende Umstände besonders beitrugen. Ein Gesetz Constantin's vom Jahre 321 verlieh der christlichen Kirche die Befugniss, gleich einer bürgerlichen Person Vermächtnisse jeder Art an beweglichen wie unbeweglichen Gütern annehmen zu dürfen [2]). Das kirchliche Eigenthum war zu gleicher Zeit von Steuerbelastung frei, wodurch es sich nicht bloss unmittelbar, sondern auch mittelbar vergrösserte. Denn, da die Steuer sehr schwer war, so traten viele Laien das Eigenthumsrecht ihrer Besitzungen an die Klöster ab mit der geheimen Bedingung, als Vasallen die Einkünfte steuerfrei zu erhalten und nur eine geringe Zahlung an die Mönche, als an ihre Feudalherren zu leisten [3]). Die Mönche wurden als die Verwalter der Armen und auch selbst als die typischen Armen betrachtet, und alle Versprechungen, hiess es, die Denen gemacht sind, welche den Armen geben, gelten auch für die Wohlthäter der Klöster. Sodann enthielt die Kirchenkapelle Reliquien der Heiligen oder Heiligenbilder von wunderthuender Kraft, welche Schaaren von Gläubigen anzogen, die sich unter den Schutz eines Heiligen zu stellen wünschten. Es ist also keine Uebertreibung, zu sagen, dass Geld den

[1]) Moschus, *Pratum Spirituale* (Rosweyde), *cap. CXCV.* Vallon führt aus dem Leben von *St. Jean l'Aumônier* eine noch sonderbarere Geschichte an, die dem heiligen Peter Telonearius begegnete: „Pour repousser les importunités des pauvres, il leur jetait des pierres. Un jour, n'en trouvant pas sous la main, il leur jeta un pain à la tête. Il tomba malade et eut une vision. Ses mérites étaient comptés; d'un coté étaient tous ses crimes, de l'autre ce pain jeté comme une insulte aux pauvres et accepté comme une aumône par Jésus-Christ.“ *Hist. de l'Esclavage, tome III., p. 397.* Ich will hier noch erwähnen, dass von den alten Galliern gesagt wurde, sie pflegten Geld zu leihen unter der Bedingung, dass der Borger es im Jenseit zurückzahle. (Val. Maximus, *lib. II., cap. VI., §. 10.*)

[2]) *Codex Theodos., XVI., tit. 2., lex 4.* Habeat unusquisque licentiam sanctissimo catholico venerabilique concilio etc.

[3]) Muratori, *Antich. Italiane, diss. LXVII.*

Priestern zu schenken, mehrere Jahrhunderte lang der erste Artikel des Moralcodex war. Politiker mögen die Wichtigkeit der Vergrösserung einer friedlichen und betriebsamen Klasse inmitten einer desorganisirten Gesellschaft gefühlt, und Familienliebe mag Viele zu Gunsten von Anstalten eingenommen haben, die wenigstens Ein Mitglied von den meisten Familien enthielten; aber in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle war der Beweggrund einfacher Aberglaube. In Zeiten der Krankheit, der Gefahr, der Sorge oder der Reue, sobald die Furcht oder das Gewissen des Gläubigen erwacht war, beeilte er sich, durch Geld die Gunst eines Heiligen zu erkaufen; vorzüglich aber in der Todesstunde, wenn die Schrecken der zukünftigen Welt sich dunkel über seinen Geist zusammenzogen, sah er in einem Geschenke und Vermächtnisse an die Mönche ein sicheres Mittel, die Sünden eines ganzen Lebens zu sühnen und sich die Seligkeit zu sichern. Ein reicher Mann wurde bald kaum für einen Christen gehalten, wenn er nicht einen Theil seines Vermögens der Kirche vermachte, und die Urkunden unzähliger Klöster in jedem Theile Europas geben Zeugniss von den grossen Landstrecken, die durch Testament den Mönchen „zum Seelenheil" des Erblassers vermacht wurden[1]).

Ein grosser Geschichtschreiber hat bemerkt, dass wir drei bestimmte Entwickelungsstufen in der Kirchengeschichte verfolgen können. In der ersten Periode war die Religion eine Frage der Moral; in der zweiten Periode, welche im fünften Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte, war sie eine Frage der Rechtgläubigkeit geworden; in der dritten Periode, welche vom siebenten Jahrhundert beginnt, war sie eine Frage der Freigebigkeit gegen die Klöster[2]). Der Despotismus des Katholicismus und die Unwissenheit, welche den Barbareneinfällen folgte, hatten die Kämpfe der Ketzerei unterdrückt, und in der Periode der beinahe völligen Finsterniss, welche von dem sechsten bis zum zwölften Jahrhundert dauerte, war das theologische Ideal des unbedingten Glaubens und der vollkommenen

[1]) Ueber die Ursachen des Reichthumes der Klöster siehe die zwei trefflichen Abhandlungen Muratori's in *Antich. Italiane, LXVII., LXVIII.;* Hallam's *Middle Ages, ch. VII., part I.*

[2]) „Lors de l'établissement du christianisme la religion avoit essentiellement consisté dans l'enseignement moral; elle avoit exercé les coeurs et les âmes par la recherche de ce qui étoit vraiment beau, vraiment honnête. Au cinquième siècle on l'avoit surtout attachée à l'orthodoxie, au septième on l'avoit réduite à la bienfaisance envers les couvens." Sismondi, *Hist. des Français. tome II., p. 50.*

Einstimmigkeit im Abendlande fast verwirklicht. Die ganze Thatkraft, welche man in den vorhergegangenen Jahrhunderten auf die Bekämpfung der Ketzerei verwendet hatte, wurde jetzt auf Erwerbung des Reichthumes verwendet. Das Volk suchte die schlimmsten Verbrechen durch Altarspenden an diejenigen Heiligen wieder gut zu machen, deren Vermittelung für unfehlbar galt. Die Mönche sanken theils aus natürlicher Erschlaffung ihres alten Enthusiasmus, theils aus Mangel an jeder gegnerischen Kritik ihrer Handlungen und theils auch gerade durch den Reichthum, welchen sie erlangt hatten, in grobe und allgemeine Unsittlichkeit. Die grosse Mehrzahl von ihnen hatte sich weder aus einem starken religiösen Beweggrunde, noch auch in krankhafter verzweifelnder Gemüthsstimmung aus der Welt zurück gezogen; sie waren einfache Bauern von keiner ausserordentlichen Frömmigkeit und Empfindsamkeit gewesen, die einen gesicherten sorgenfreien Lebensunterhalt mit wenig Arbeit, eine viel höhere gesellschaftliche Stellung, als sie anderweitig erlangen konnten, und die Gewissheit, wie sie glaubten, in den Himmel zu kommen, der mühevollen und schwankenden Existenz des Hörigen vorzogen, welche zwar durch die Berechtigung zur Ehe erleichtert, aber dem Militärdienste, den grössten Mühsalen und beständiger Unterdrückung ausgesetzt war. Sehr natürlich brachen sie ihr Gelübde der Keuschheit, wenn sie es ungestraft thun konnten, und benutzten auch selbstverständig den Stand der Dinge, um so vielen Reichthum wie möglich in ihre Gesellschaft zu ziehen [1]). Der Glaube an den nahenden Untergang der Welt, besonders am Ende des zehnten Jahrhunderts, die Kreuzzüge, welche einen einträglichen Handel in der Form einer Lösung der Gelübde durch Geld aufbrachten, und der schwarze Tod, welcher einen Paroxysmus des religiösen Fanatismus erzeugte, stachelten die Bewegung. In den mönchischen Chroniken werden die Verdienste der Herrscher beinahe ausschliesslich nach deren Freigebigkeit gegen die Kirche beurtheilt, und in einigen Fällen ist dies Alles, was von ihrer Politik auf uns

[1]) Hallam sagt über die Legenden und Wunder der Heiligen: „Man muss nicht glauben, dass diese Abgeschmacktheiten von der Unwissenheit erzeugt und gepflegt wurden. In den meisten Fällen waren sie das Werk eines überlegten Betruges. Jede Kathedrale oder jedes Kloster hatte einen Schutzheiligen und jeder Heilige seine Legende, die gemacht wurde, um die unter seinem Schutze stehenden Kirchen zu bereichern, indem man seine Tugenden, seine Wunder und folglich seine Macht, Denen zu dienen, welche für seinen Schutz reichlich bezahlten, ins Grosse malte. *Middle Ages, ch. IX., part. I.* Ist auch diese Bemerkung im Ganzen wahr, so ermangelt sie doch der Berücksichtigung des Wesens der Mythenbildung.

gekommen ist[1]). Es gab ohne Zweifel einige wenige helle Punkte in dieser finsteren Periode. Die irländischen Mönche sollen redlich und standhaft die verschwenderischen Geschenke ihrer Bewunderer zurückgewiesen haben[2]), und einige Missionsklöster von vortrefflicher Art waren über Europa zerstreut. Auch ein paar Legenden können angeführt werden, welche die Leichtfertigkeit tadelten, mit welcher durch Verbrechen erworbenes Geld als Sühne für das Verbrechen angenommen wurde[3]). Aber diese Fälle waren sehr selten und die Religionsgeschichte mehrerer Jahrhunderte ist wenig mehr, als eine Geschichte der Raubgier der Priester und der Leichtgläubigkeit der Laien. In England erregten die fortwährenden Geldforderungen einen furchtbaren Unwillen, und wir können mit merkwürdiger Deutlichkeit auf jedem Blatte der *Historia Major* von Matthäus Paris die aus dieser Ursache zunehmende Entfremdung der Sympathie verfolgen, welche die schliessliche Losreissung Englands von der katholischen Kirche vorbereitete und schon im voraus andeutete. Irland, andererseits, wurde von zwei Päpsten dem englischen Eindringling unter der Bedingung der Zahlung des Peterspfennigs preisgegeben. Die grässliche und offenkundige Unsittlichkeit der Klöster während des Jahrhunderts vor der Reformation war hauptsächlich ihrem grossen Reichthume zu verdanken, und diese Unsittlichkeit gab, wie die Schriften eines Erasmus und Ulrich von Hutten beweisen, der neuen Bewegung einen mächtigen Anstoss, während die Missbräuche des Ablasses die unmittelbare Ursache der Empörung Luther's waren. Aber diese Dinge traten erst nach vielen Jahrhunderten eines erfolgreichen Betruges ein. Der religiöse Terrorismus, welcher gewissenlos geübt wurde, hatte seine Arbeit ver-

[1]) Sismondi, *Hist. des Français, tome II., pp. 54, 62—63.*

[2]) Milman's *Hist. of Latin Christianity, vol. II., p. 257.*

[3]) Durandus, ein französischer Bischof des dreizehnten Jahrhunderts, erzählt, dass er, „als ein Bischof eine Kirche weihete, die durch Wucher- und Raubgeld erbaut worden war, unter dem bischöflichen Thronhimmel stehend, hinter dem Altar den Teufel in einem päpstlichen Gewande sah, der zum Bischof sagte: „Lass ab die Kirche zu weihen, denn sie gehört unter meine Jurisdiction, da sie aus den Früchten des Wuchers und der Räubereien erbaut ist.“ Als hierauf der Bischof und die Kleriker aus Furcht davonliefen, zerstörte der Teufel mit grossem Geräusch die Kirche.“ *Rationale Divinorum, I., 6* (übersetzt für die Camden Society). Ein gewisser St. Launomar soll ein Geschenk für sein Kloster von einem raubsüchtigen Adeligen zurückgewiesen haben, weil er überzeugt war, es stamme von Raub her. (Montalembert's *Moines d'Occident, tome II., pp. 350—351.*) In der ersten Kirche war es Regel, wenn Prostituirte sich bekehrten, dass ihr erworbenes Geld niemals zu kirchlichen Zwecken verwendet, sondern unter die Armen vertheilt wurde.

richtet, und der Hauptreichthum der Christenheit war in die Schatzkammern der Kirche übergegangen.

Die katholische Lehre von der zukünftigen Höllenpein spielte allem Anschein nach während der klösterlichen Periode der Kirche eine noch grössere Rolle, als es selbst bei dem grossen Werke der Heidenbekehrung der Fall war. Obgleich zwei oder drei liebenswürdige Theologen schwache, aber durchaus verfehlte Versuche machten, die Ewigkeit der Strafe in Frage zu stellen, obgleich eine geringfügige Meinungsverschiedenheit über die Zukunft der heidnischen Philosophen bestand, welche vor der Einführung des Christenthumes lebten, sowie über die Frage, ob Kinder, die ungetauft starben, bloss aller Himmelsfreuden verlustig gehen, oder ob sie wirklich der ewigen Qual unterworfen seien, so blieben doch die Hauptzüge der katholischen Lehre ausser Frage. Nach den kirchenväterlichen Theologen war es ein Theil der evangelischen Offenbarung, dass das Elend und Leiden des menschlichen Geschlechts auf Erden nur ein schwaches Abbild dessen sei, was seiner in der zukünftigen Welt wartete; dass die gesammte ausserhalb der Kirche stehende Menschheit, ebenso wie ein sehr grosser Theil derjenigen innerhalb ihres Bereiches, zu einer Ewigkeit der Pein in einem buchstäblichen und unverlöschlichen Feuer verdammt seien. Diese an sich empörende Lehre wurde in den mönchischen Legenden mit erschreckender Lebhaftigkeit und Umständlichkeit weiter entwickelt. So wird erzählt, als der heilige Macarius eines Tages durch die Wüste ging, sah er einen Schädel auf der Erde liegen; er schlug ihn mit seinem Stocke und der Schädel begann zu sprechen. Er erzählte, dass er der Schädel eines heidnischen Priesters war, der vor der Entstehung des Christenthumes gelebt hatte, und daher zur Hölle verdammt worden war. So hoch wie der Himmel über der Erde ist, so hoch steigen die Wogen des Feuers über den Seelen, welche hineingestürzt werden. Die verdammten Seelen werden mit dem Rücken gegen einander zusammengepresst; und der verlorene Priester richtete die einzige Bitte an den Heiligen, er wolle beten, dass sie Angesicht zu Angesicht gekehrt würden, denn er glaubte, der Anblick eines Brudergesichtes könnte ihm einen schwachen Trost in der vor ihm liegenden ewigen Pein gewähren[1]. Wohl bekannt ist die Geschichte, wie Gregorius der Grosse, als er auf einem Basrelief eine Darstellung der Güte Trajan's gegen eine arme Wittwe

[1]) *Verba Seniorum, Prol.* §. *172.*

sah, den heidnischen Kaiser bemitleidete, dass er trotzdem in der Hölle sei, und betete, dass er befreit werden möge. Er erhielt den Bescheid, seine Bitte wäre ganz und gar beispiellos; aber schliesslich wurde sie, auf sein Versprechen, nimmer wieder eine solche Bitte zu thun, theilweise gewährt. Trajan wurde nicht aus der Hölle entlassen, aber von den Qualen befreit, welche die anderen Heiden erduldeten[1]). Eine ganze Visionenliteratur, welche die Höllenqualen schilderte, entstand bald durch den Fleiss der Mönche. Der zweite Theil des apokryphischen Evangeliums des Nikodemus, welcher die Niederfahrt Christi in die Unterwelt schildert, förderte ihre Pflege, und Gregorius der Grosse hat viele Visionen in einem berühmten Werke erzählt, das er mit ängstlicher Wahrhaftigkeit aus den beglaubigtsten Quellen gesammelt zu haben vorgiebt[2]) und von dem man zuversichtlich behaupten kann, es enthalte kaum eine einzige Seite, die nicht von abgeschmackter und überlegter Lüge gefärbt ist. Es wird erzählt, dass Menschen in eine Ohnmacht oder einen vorübergehenden Tod verfielen und dann auf kurze Zeit in die Hölle versetzt wurden. Unter Anderen sei ein gewisser Stephanus, aus dessen Munde Gregor erklärt die Geschichte gehört zu haben, durch einen Irrthum des Todesengels gestorben. Als seine Seele zu den Pforten der Hölle getragen wurde, erklärte der Richter, dass ein anderer Stephan vorgeladen sei; nachdem der entkörperte Geist die Hölle in Augenschein genommen hatte, wurde er in seinen früheren Körper zurückgegeben, und am nächsten Tage wurde es bekannt, dass ein anderer Stephan gestorben war[3]). Feuerspeiende Berge waren die Eingänge der Hölle, und ein Einsiedler hatte die Seele des arianischen Kaisers Theoderich, wie später der heilige Eucherius die Seele Karl Martell's in die Insel Lipari niederfahren sehen[4]). Dass die Krater in Sicilien immer unruhig sind und sich stets

[1]) Gregor selbst erzählt diese Vision nicht, und einige Katholiken sind darüber in Verlegenheit wegen der Vision eines anderen Heiligen, der später fragte, ob Trajan gerettet sei, und die Antwort erhielt: „Ich wünsche, dass die Menschen hierüber in Unkenntniss bleiben, damit die Katholiken stärker werden. Denn obgleich dieser Kaiser grosse Tugenden besass, war er doch ein ungetaufter Ungläubiger.“ Umständlich handelt über diese Vision Champagny, *Les Antonins, tome I., pp. 372—373.* Der fromme Schriftsteller sagt: „Cette légende fut acceptée par tout le moyen-âge, indulgent pour les païens illustres et tout disposé à les supposer chrétiens et sauvés.“

[2]) *Prol. Dial., I.*

[3]) *Dial., IV., 36.*

[4]) St. Greg., *Dial., IV., 30.*

vergrössern, erklärte Gregor aus dem bevorstehenden Untergange der Welt, wo es für den grossen Andrang der verlorenen Seelen nothwendig sein würde, dass die Zugänge zu ihren Gefängnissen weit seien[1]).

Aber die Einblicke in die Hölle, welche die „Gespräche" des heiligen Gregor geben, erscheinen im Vergleiche mit denen einiger späteren Mönche matt und phantasiearm. Eine lange Reihe mönchischer Visionen, von der ersten des heiligen Fursey im siebenten, bis zu der Tundale's im zwölften Jahrhundert, schildern mit der umständlichsten Genauigkeit den Zustand der Verlorenen[2]). Ihre Vorstellungen von der zukünftigen Welt sind so grässlich, abgeschmackt und materiell, und ihre Verleumdungen des Wesens, von dem sie behaupten, es lege seinen Geschöpfen solche unaussprechlichen Leiden auf, so schrecklich, dass man sich unmöglich etwas Schlimmeres denken kann. Im Mittelpunkte der Hölle, lautet die Schilderung, wäre der Teufel mit rothglühenden Ketten auf einem brennenden Bratroste gebunden, kreische dermassen ob seiner nimmer endenden Qualen, dass das Gewölbe erzittere, packe mit seinen freien Händen die verlorenen Seelen, presse sie wie Trauben zwischen seinen Zähnen und verschlucke sie dann in seinen brennenden Magen. Dämonen stiessen mit rothglühenden Haken die Seelen bald ins Feuer, bald ins Eis. Manche Verlorene würden an den Zungen aufgehängt, andere entzwei gesägt, andere von Schlangen gebissen, andere auf einem Amboss zusammengeschlagen und zu einer einzigen Masse geschweisst, andere gekocht und durch ein Tuch gewunden und wieder andere von den flammenden Armen der Dämonen umschlungen. Das irdische Feuer, hiess es, sei bloss ein Abbild des Höllenfeuers, welches unendlich schärfer sei und allein wirklich Feuer genannt werden könne. Schwefel sei damit vermischt, theils

1) St. Greg., *Dial., IV.*, *35.*

2) Die vollständigste, mir bekannt gewordene Sammlung dieser Visionen hat Delepierre für die Philobiblon-Gesellschaft *(vol. IX.)*. unter dem Titel *L'Enfer décrit par ceux qui l'ont vu*, zusammengestellt, und ich bin ihr meistentheils gefolgt. Siehe auch Wright's *Purgatory of St. Patrick*, und eine interessante Sammlung von Visionen, die Longfellow seiner Uebersetzung des Dante beigefügt hat. Auch ein älteres, mir aber nicht zu Händen gekommenes Werk von Rusca, *De Inferno*, enthält eine vollständige Sammlung derartiger Visionen. Die irischen Heiligen thaten sich leider in diesem Zweige der Literatur besonders hervor. Fursey und Tondale oder Tundale waren beide Irländer. Die englischen Geschichtschreiber verzeichnen mehrere Visionen, Beda zwei oder drei, William von Malmesbury die Karl's des Dicken, Matthäus Paris drei über das Fegefeuer.

um die Hitze zu verstärken, und theils, damit ein unerträglicher Gestank das Leiden der Verlorenen vergrössere, und seine Flammen seien lichtlos, damit der Schrecken der Finsterniss den des Schmerzes noch erhöhe. Eine schmale Brücke sei über die Hölle gespannt, von der die Seelen der Sünder in die Finsterniss des Abgrundes gestürzt werden [1]).

Derartige Schaudergeschichten erwecken zwar jetzt in einem gebildeten Menschen ein aus Widerwillen, Ueberdruss und Verachtung gemischtes Gefühl, vermochten aber Jahrhunderte lang ein Gefühl der Angst und des Jammers zu erregen, das wir uns kaum vorstellen können. Mit Ausnahme des Ketzers Pelagius, dessen edler Genius, die Entdeckungen der neueren Wissenschaft anticipirend, die theologische Vorstellung von dem Tode als Folge der Sünde Adam's verworfen hatte, hielten die Christen allgemein daran fest, dass alle Arten von Leiden und Zerstörung auf Erden auferlegte Strafen seien. Sie glaubten, der Untergang der Welt sei herbeigekommen, ihre Gemüther waren von den Bildern der herannahenden Katastrophe aufgeregt, und unzählige Legenden von sichtbaren Dämonen wurden fleissig in Umlauf gesetzt. Die katholischen Priester suchten damals, wie dies noch heute geschieht, die Einbildung der Jugend durch grässliche Bilder von dem zukünftigen Leiden zu beflecken, und dem kindlichen Geiste Schreckbilder einzuprägen, die, wie sie nicht mit Unrecht hofften, sich unvertilgbar erweisen würden [2]). Dem gelbsüchtigen Auge des Theo-

[1]) Die schmale Höllenbrücke (in manchen Visionen mit spitzen Nägeln beschlagen), welche in den muhammedanischen Schilderungen der zukünftigen Welt eine so grosse Rolle spielt, kommt in katholischen Visionen sehr oft vor. Siehe Greg. Tur., *IV., 33.;* St. Greg., *Dial.*, *IV.*, *36.*, und die Vision Tundale's bei Delepierre.

[2]) Wenige Engländer, glaube ich, kennen die abscheulichen Schriften über diesen Gegenstand, welche von den katholischen Priestern unter den Armen in Umlauf gesetzt werden. Ich habe vor mir ein Tractätchen „für Kinder und junge Personen", genannt „*Der Anblick der Hölle*" von dem hochwürdigen J. Furniss, C. S. S. R., veröffentlicht „permissu superiorum" von Duffy (Dublin und London). Es ist eine umständliche Schilderung der Höllenkerker, und ein paar Sätze mögen als Probe dienen. „Siehe! in der Mitte jenes rothglühenden Fussbodens steht ein Mädchen von ungefähr sechzehn Jahren. Seine Füsse sind bloss; es hat weder Schuhe noch Strümpfe. Horch! es spricht. Es sagt: Ich stehe seit Jahren auf diesem rothglühenden Estrich. Tag und Nacht ist dieser heisse Fussboden mein alleiniger Standort Betrachtet meine verbrannten und blutigen Füsse. Hebet mich fort von diesem rothglühenden Estrich einen Augenblick, bloss auf einen einzigen kurzen Augenblick Der vierte Kerker ist der kochende Kessel Mitten darin steht ein Knabe. Seine Augen brennen wie zwei glühende Kohlen. Zwei lange Flammen strömen aus seinen Ohren

logen schien die ganze Natur verfallen und verloren, und ihre Heiterkeit und Schönheit weckten keine anderen Ideen, als die der Täuschung und der Sünde. Das schöne Rothkehlchen hatte sich nach einer Sage die Brust versengt, als es im göttlichen Auftrage einen Tropfen Wasser den Seelen der ungetauften Kinder in der Hölle zuführte und durch die Flammen flog[1]), und ein Bauerknabe erhielt zur Antwort, dass die untergehende Sonne desswegen in herrlichem Roth am Rande des Horizonts erglänzt, weil sie dann in die Hölle blickt[2]).

In der Vision Tundale's wird erzählt, als er die brennenden Gefilde der Hölle betrachtete und das fortwährende Kreischen der Geplagten hörte, rief er aus: „Ach, Herr, welche Wahrheit liegt doch in dem, was ich so oft hörte — die Erde ist voll von der Gnade Gottes“[3]). Es ist wirklich eines der sonderbarsten Dinge in der Sittengeschichte, zu bemerken, wie Menschen, die über die heidnischen Schriftsteller wahrhaft empört waren, weil sie ihren

. . . Bisweilen öffnet er den Mund und ein flackerndes Feuer ergiesst sich daraus. Aber horch! Da brodelts wie in einem kochenden Kessel Das Blut kocht in den verbrannten Adern des Knaben. Das Gehirn kocht und siedet in seinem Kopfe. Das Mark kocht in seinen Knochen. Der fünfte Kerker ist der rothglühende Backofen Das kleine Kind in diesem rothglühenden Backofen. Höre, wie es kreischt, um herauszukommen. Sieh, wie es sich dreht und windet in dem Feuer. Es schlägt den Kopf gegen die Decke des Ofens. Es stampft mit seinen Füsschen auf den Boden . . . Gott war sehr gütig gegen dieses Kind. Wahrscheinlich sah Gott, es würde immer schlechter werden und nimmer Reue fühlen, und würde eine viel grössere Strafe in der Hölle zu erdulden haben. Darum rief Gott in seiner Barmherzigkeit es in frühester Kindheit aus der Welt.“ Derselbe hochwürdige Herr hat noch ein Tractätchen unter dem Titel: „*Ein schreckliches Strafgericht an einem kleinen Kinde*“ geschrieben und ein Buch *über die Hölle* aus dem Italienischen von Pinamonti übersetzt und mit Bildern, welche die verschiedenen Torturen darstellen, herausgegeben.

[1]) Alger's *History of the Doctrine of a Future Life* (New-York, 1866), *p. 414.* Manche hielten das ignis fatuus für die Seele eines ungetauften Kindes. Nach einer anderen Legende hatte das Rothkehlchen sich mit Blut befleckt, als es die Dornen aus der Krone Christi picken wollte.

[2]) Wright's *Purgatory of St. Patrick*, *p. 26.* Delepierre führt eine seltsame Theorie des Pater Hardouin an (der hauptsächlich wegen seiner Behauptung, die Classiker seien von den mittelalterlichen Mönchen verfasst, bekannt ist), dass die Achsenbewegung der Erde durch die verlorenen Seelen verursacht werde, welche aus dem im Mittelpunkt der Erde enthaltenen Feuer zu entkommen suchen; sie klammern sich in Folge dessen an die innere Kruste der Erde, welche die Mauer der Hölle ist, und bringen auf diese Weise das Ganze in eine Kreisbewegung, wie das Eichhörnchen durch das Klettern seinen Käfig dreht! *(L'Enfer décrit par ceux qui l'ont vu, p. 151.)*

[3]) Delepierre, *p. 70.*

Göttern die Schwächen einer gelegentlichen Eifersucht oder einer gelegentlichen Sinnlichkeit beimassen, mit einem Worte, weil sie dieselben wie Menschen von verschiedenen Charakteren und Leidenschaften darstellten, nichtsdestoweniger ihrem eigenen Gotte unbedenklich einen Grad von Grausamkeit beigelegt haben, von der man zuversichtlich sagen kann, sie übersteige die höchste Barbarei, deren die menschliche Natur fähig ist. Weder ein Phalaris, noch ein Nero hätte für immer sich an dem Anblicke von Millionen ergötzen können, von denen die meisten die Feuerqual erduldeten, weil eine Sünde, nicht von ihnen selbst, sondern von ihren Urahnen begangen wurde, oder weil sie eine irrthümliche Ansicht über verwickelte Fragen der Geschichte oder der Metaphysik angenommen hatten. Denjenigen, welche eine solche Lehre nicht für wahr halten, muss sie ohne Ausnahme als die gehässigste in der Welt erscheinen, wodurch die eigentlichen Grundlagen der Moral zerstört werden, und die ganz dazu angethan ist, den Menschen, welcher sie mit klarem Bewusstsein und Freuden annimmt, in ein Ungeheuer von Grausamkeit zu verwandeln. Peter Lombard war sicherlich einer von den zwei oder drei bedeutendsten Schriftstellern des Mittelalters; seine „Sentenzen", obgleich jetzt, wie ich glaube, wenig gelesen, waren eine lange Zeit die Grundlage der gesammten theologischen Literatur Europas. Mehr als viertausend Theologen sollen Erklärungen darüber geschrieben haben[1]) — unter Anderen Albert der Grosse, Bonaventura und Thomas von Aquino. Auch ist das Buch seines ehemaligen Rufes nicht unwürdig. Ruhig, klar, logisch, scharfsinnig und bestimmt sucht der Verfasser das ganze System der katholischen Theologie und Moral zu erläutern, und den Zusammenhang ihrer verschiedenen Theile nachzuweisen. Nachdem er die Stellung und die Pflichten der Menschen auseinander gesetzt hat, geht er daran, sein Aussichten zu prüfen. Er behauptet, bis zum jüngsten Gericht werden sich die Bewohner des Himmels und der Hölle sehen, aber in der darauf folgenden Ewigkeit werden die Bewohner des Himmels allein die der entgegengesetzten Welt sehen; und er schliesst sein grosses Buch mit folgender nachdrucksvollen Stelle: „Schliesslich müssen wir untersuchen, ob der Anblick der Strafe der Verdammten die Freude der Gesegneten schwächen, oder ob er ihre Seligkeit vermehren wird. Hierüber sagt Gregorius, der Anblick der Strafe der Ver-

[1]) Perrone, *Historiae Theologiae cum Philosophia comparata Synopsis, p. 29.*

lorenen wird die Seligkeit der Gerechten nicht verdunkeln, denn sobald er von keinem Mitleid begleitet ist, kann keine Verringerung der Seligkeit stattfinden; und obgleich ihre eigenen Freuden den Gerechten genügen mögen, so werden sie noch zu ihrem grösseren Ergötzen die Leiden der Bösen schauen, denen sie selbst aus Gnade entgangen sind . . . Die Erwählten werden hervorkommen, freilich nicht körperlich, sondern als Geister, um die Qual der Ruchlosen zu schauen, und der Anblick wird sie nicht betrüben. Von Freude gesättigt über den Anblick der unaussprechlichen Pein der Ruchlosen, werden sie für ihre eigene Freiheit Danklieder anstimmen. Denn also schildert Jesaia die Freude der Gerechten über den Anblick der Qualen der Gottlosen: Und sie werden hinausgehen und schauen die Leichname der Männer, die sich empörten gegen mich, denn ihr Wurm stirbt nicht und ihr Feuer erlischt nicht und sie sind ein Abscheu allem Fleische"[1]).

Die Leidenschaft für Himmel- und Höllenvisionen war eigentlich eine blosse Fortsetzung der Leidenschaft für dogmatische Begriffsbestimmungen, welche während des fünften Jahrhunderts gewüthet hatte. Es war natürlich, dass Menschen, die aus Neugier keine theologische Frage ungelöst liessen, mit entsprechender Genauigkeit den Zustand der Todten zu schildern suchten. Vieles jedoch war den Hallucinationen des einsamen und asketischen Lebens zu verdanken, und noch mehr dem absichtlichen Betruge. Die Menschen können unmöglich lange in einem Zustande der höchsten Furcht verharren, und der Aberglaube entdeckt leicht Mittel, die Furcht zu mildern, welche er hervorgerufen hat. Wenn

[1]) „Postremo quaeritur, An poena reproborum visa decoloret gloriam beatorum? an eorum beatitudini proficiat? De hoc ita Gregorius ait, Apud animum justorum non obfuscat beatitudinem aspecta poena reproborum; quia ubi jam compassio miseriae non erit, minuere beatorum laetitiam non valebit. Et licet justis sua gaudia sufficiant, ad majorem gloriam vident poenas malorum quas per gratiam evaserunt Egredientur ergo electi, non loco, sed intelligentia vel visione manifesta ad videndum impiorum cruciatus; quos videntes non dolore afficientur sed laetitia satiabuntur, agentes gratias de sua liberatione visa impiorum ineffabili calamitate. Unde Esaias impiorum tormenta describens et ex eorum visione laetitiam bonorum exprimens, ait, Egredientur electi scilicet et videbunt cadavera virorum qui praevaricati sunt in me. Vermis eorum non morietur et ignis non extinguetur, et erunt usque ad satietatem visionis omni carni, id est electis. Laetabitur justus cum viderit vindictam! Peter Lombard, *Senten.*, *lib. IV.*, finis. Diese liebenswürdigen Ansichten sind von katholischen und puritanischen Geistlichen oft aufs Neue eingeschärft worden. Siehe Alger's *Doctrine of a Future Life, p. 541.*

ein heimtückischer Dämon den Gläubigen umschwebte, und wenn der Höllenschlund sich öffnete, um ihn zu verschlingen, wurde er andererseits von unzähligen Engeln vertheidigt; ein Geschenk an eine Kirche oder an ein Kloster konnte immer einen Heiligen für ihn werben, und priesterliche Macht konnte ihn gegen die Gefahren schützen, welche priesterlicher Scharfsinn offenbart hatte. Als die Engel die guten und bösen Thaten eines Verstorbenen wogen, wurden die letzten bei Weitem schwerer gefunden; aber ein Priester von St. Lorenz trat ein und wendete dadurch die Wage, dass er auf die ersten einen schweren goldenen Kelch legte, welchen der Verblichene dem Altar geschenkt hatte [1]). Dagobert wurde durch die Heiligen Dionysius, Mauritius und Martin den Armen der Dämonen entrissen [2]). Karl der Grosse wurde gerettet, weil die Klöster, welche er gebaut hatte, seine bösen Thaten überwogen [3]). Andere, die in schwerer Sünde starben, wurden auf Wunsch ihres Schutzheiligen von den Todten erweckt, um ihre Schuld zu büssen. Reliquien zu sammeln, den Schutz der Heiligen zu erlangen, Klöster zu beschenken, Kirchen zu bauen, wurde der Hauptbestandtheil der Religion, und je mehr die Schrecken der unsichtbaren Welt sich verbreiteten, desto mehr suchten die Menschen Ruhe in den Tröstungen des Aberglaubens [4]).

Den Umfang, bis zu welchem die Materialisirung der Religion gewohnheitsmässig betrieben wurde, können sich bloss Diejenigen richtig und vollständig vergegenwärtigen, welche die mittelalterliche Literatur selbst untersucht haben. Was dem Forscher beim Lesen dieser Literatur auffällt, ist nicht so sehr die Existenz dieser abergläubischen Geschichten, als ihre ausserordentliche Vervielfältigung, die vielen Tausende abgeschmackter, von Heiligen, Klöstern oder Reliquien bewirkten Wunder, welche mit Ueberlegung vertheidigt und allgemein geglaubt wurden. Das Christenthum hatte eine

[1]) *Legenda Aurea.* Ein Frescogemälde am Portal der St. Lorenzokirche bei Rom stellt diesen Vorgang dar.

[2]) Aimoni, *De Gestis Francorum Hist., IV., 34.*

[3]) Turpin's *Chronicle, ch. 32.* Watlin sah jedoch in seiner Vision (824 n. Chr.) Karl den Grossen im Fegefeuer wegen seiner übermässigen Liebe zu den Frauen. (Delepierre, *L'Enfer décrit par ceux qui l'ont vu, pp. 27—28.*)

[4]) Wie der Abbé Mably bemerkt: „On croyoit en quelque sorte dans ces siècles grossiers, que l'avarice étoit le premier attribut de Dieu, et que les saints faisoient un commerce de leur crédit et de leur protection. De-là les richesses immenses données aux églises par les hommes dont les moeurs déshonoroient la religion. *Observations sur l'Hist. de France, I., 4.*

Gestalt angenommen, die ganz ebenso polytheistisch und ganz ebenso götzendienerisch war wie das Heidenthum. Der niedrige Stand der geistigen Bildung, die religiösen Gefühle der halb bekehrten Barbaren, die Interessen des Klerus, die grosse sociale Wichtigkeit der Klöster, und vielleicht die Gewohnheit, beinahe alle Verbrechen durch Geldstrafen zu büssen, welche so allgemein in dem Strafsystem der Barbarenstämme war, wirkten auf ihren verschiedenen Wegen in Gemeinschaft mit dem durch die Höllenfurcht erweckten Schrecken, die Menschen in dieselbe Richtung zu treiben, und der Reichthum und die Macht des Klerus stiegen auf eine Höhe, die ihn in den Stand setzte, alle anderen Klassen in den Schatten zu drängen. Man hat treffend gesagt, die Geistlichkeit hatte in einer anderen Welt den Hebelpunkt des Archimedes gefunden, von welchem aus sie diese bewegen konnte. Kein anderes System schien jemals so wunderbar geeignet für immer zu dauern. Die Kirche hatte jeden Gegner in der Christenheit unterdrückt oder zum Schweigen gebracht. Sie hatte eine unumschränkte Herrschaft über die Erziehung in allen ihren Zweigen und auf allen ihren Stufen. Sie hatte die gesammte speculative Wissenschaft und Kunst Europas absorbirt. Sie besass oder es standen ihr zu Gebote Reichthum, Rang und militärische Macht. Sie hatte ihre Lehre so eingerichtet, dass Alles, was die Menschen erschreckte oder unglücklich machte, dieselben in ihre Arme trieb, und sie hatte Europa mit einem ungeheueren Netzwerk von Anstalten bedeckt, die wunderbar dazu geeignet waren, ihre Macht zu verbreiten und zu verewigen. Nächstdem hatte sie mit der grössten Geschicklichkeit die Zugänge zu ihrer Festung bewacht. Jeder Zweifel wurde als Sünde gebrandmarkt, und langer Zweifel musste der Verwerfung ihrer Lehren nothwendig vorhergegangen sein. Alle Zugänge zur Forschung wurden mit Bildern grässlichen Leidens und boshafter Dämonen bemalt. Kaum begann ein Bekenner irgend einen Glaubensartikel in Frage zu stellen, oder das Vertrauen auf die Kraft der Bräuche seiner Kirche zu verlieren, so wurde er mit einer Verdammniss bedroht, die kein menschlicher Heldenmuth niederkämpfen, keine Einbildung unverzagt sich vorstellen konnte.

Dies war wohl das schärfste von all den Leiden, welche jene braven Männer erduldeten, die in Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens sich von den Fesseln ihrer Kirche loszureissen wagten, und den Grund zur Freiheit legten, deren wir uns jetzt erfreuen. Unsere Einbildung kann sich wohl mit Lebhaftigkeit riesenhafte

Metzeleien, wie die der Albigenser oder der Bartholomäusnacht vergegenwärtigen. Auch können wir die Torturen des Rades, der spanischen Stiefel, des Kerkers, des Schaffots und des schwachen Feuers begreifen. Wir können, obwohl weniger vollkommen, den Schmerz würdigen, welcher dem kühnen Forscher aus der Lossagung von Denjenigen, die er am theuersten liebte, aus dem Hasse der Menschen und aus der boshaften Verleumdung erwuchs, welche auf seinen Namen gehäuft wurde. Aber in dem Innersten seiner Seele, in den Stunden seines einsamen Nachdenkens muss er Elemente eines Schmerzes gefunden haben, der noch einschneidender war. Von frühester Kindheit an dazu angehalten, die Lossagung von den überkommenen Meinungen als das tödtlichste Verbrechen zu betrachten, und sie der Anstachelung täuschender Dämonen zuzuschreiben, überzeugt, dass, wenn er in einem Zustande des Zweifels stürbe, er in einen Zustand ewiger Qual übergehen müsste, war seine Einbildung von Vorstellungen der schrecklichsten und grässlichsten Qual erfüllt, er sah sich vereinsamt in der Welt, wenn er mit seinen Einwürfen und mit seinen Zweifeln kämpfte. Es bestand keine rivalisirende Secte, wo er Zuflucht finden, und wo er in der ausgesprochenen Uebereinstimmung Vieler die Bannflüche der Kirche vergessen konnte. Die Naturwissenschaft, welche den Irrthum der theologischen Theorieen, die den Tod der menschlichen Sünde, das Leiden der göttlichen Rache, und alle Naturerscheinungen vereinzelten Handlungen der göttlichen Dazwischenkunft zuschreiben, nachgewiesen hat — die historische Kritik, welche so viele imposante Glaubensgebäude zerstört, so vielen Aberglauben auf die normale Thätigkeit der ungezügelten Einbildung zurückgeführt und die aufeinander folgenden Entwickelungsstufen des religiösen Fortschritts erklärt und nach ihrem Begriffe bestimmt hat, waren beide unbekannt. Jeder Komet, der am Himmel erglänzte, jede Seuche, die sich über das Land verbreitete, erschien als eine Bestätigung der finsteren Drohungen des Theologen. Ein Geist blinder und unwürdiger Leichtgläubigkeit, die als die erste der Pflichten eingeschärft wurde, und bei allen Gegenständen und in allen Formen sich bekundete, durchdrang die Atmosphäre, in welcher er athmete. Wer kann die Hindernisse richtig würdigen, gegen welche ein aufrichtiger Forscher in einer solchen Zeit gekämpft haben muss? Wer kann den geheimen Kummer begreifen, welchen er in den langen Monaten oder Jahren erduldet hat, während welcher die rivalisirenden Argumente eine abwechselnde Macht über sein Urtheil

gewannen, während aller Zweifel noch immer als verdammlich betrachtet wurde? Und selbst wenn sein Geist überzeugt war, pflegte seine Einbildung noch oft auf seinen alten Glauben zurückzublicken. In späteren Jahren fliessen unsere Gedanken von selbst, und sogar ohne dass wir es wissen, in den Kanälen, welche in der Jugend gebildet werden. In Augenblicken, wo die Spannkraft des controlirenden Urtheils nachlässt, gewinnen alte intellectuelle Gewohnheiten ihre Macht wieder, und Phantasiebilder, deren Voraussetzungen längst ganz und gar aufgegeben worden sind, treten aufs Neue ins Leben. In Stunden der Schwäche, der Krankheit und der Schlaffheit, in den Allen bekannten fieberischen und ängstlichen Augenblicken, wo der Geist unthätig auf dem Strome schwimmt, müssen die Phantome, welche die Vernunft gebannt hatte, oft wieder erschienen, und die Bitterkeit einer alten Tyrannei muss in seine Seele eingekehrt sein.

Es ist einer der grössten von den vielen Diensten, welche die Troubadours der Menschheit leisteten, dass sie eine solche Fülle des Spottes über die Höllenvisionen ergossen, durch welche die Mönche die Menschen zu erschrecken pflegten, dass sie dieselben völlig in Verruf brachten und beinahe unterdrückten [1]). Ob jedoch der katholische Geist, ohne den Beistand der heidnischen Literatur und der unabhängigen Denker, welche unter dem Schutze des Muhammedanismus erstanden, die Ketten hätte jemals sprengen können, die ihn umwanden, dürfte wohl fraglich sein. Das Emporblühen der Städte, welches die weltlichen Interessen und Gefühle vermehrte, das Wiedererwachen der Wissenschaft, der Niedergang der geistlichen Klassen, welcher auf die Kreuzzüge folgte, und schliesslich die Spaltung der Christenheit durch die Reformation schwächten allmählich die Kirchenlehre und beschränkten ihren Einfluss bloss auf die Gläubigen. Es gab aber noch eine Lehre, die einen noch grösseren Einfluss auf die Vermehrung des Reichthumes der Geistlichkeit und darauf hatte, die Beschenkung der Kirche zum Haupttheile der Religion zu machen. Ich meine, wie man erräth, die Lehre vom Fegefeuer.

Ein ausgezeichneter neuerer Apologet des Mittelalters machte diese Lehre zum Gegenstande seiner besonderen und sehr charakteristischen Lobeserhebung, weil sie, wie er sagt, ein unerlässliches

[1]) Viele interessante Beispiele von der Art, wie die Troubadours die mönchischen Höllenvisionen verspotteten, giebt Delepierre, *p. 144.* — Wright's *Purgatory of St. Patrick pp. 47—52.*

Correctiv zu dem extremen Terrorismus der Lehre von der ewigen Höllenstrafe bildet, indem sie eine endliche, nach jeder nicht gebüssten Sünde bemessene Strafe für Diejenigen ist, welche nicht tugendhaft genug sind, um sofort in den Himmel zu kommen, noch lasterhaft genug, um in die Hölle zu wandern [1]). Dies ist eine von denjenigen Theorieen, welche, obwohl bei einer grossen und einflussreichen Klasse von Schriftstellern unserer Zeit sehr beliebt, Denen fast abgeschmackt erscheinen muss, welche die thatsächliche Wirkung dieser Lehre während des Mittelalters geprüft haben. Nach der praktischen Lehre der Kirche war die dem Klerus zur Verfügung stehende sündenvergebende Macht so gross, dass Diejenigen, welche im Glauben an ihre Lehren starben und ihre letzten Stunden durch ihre Bräuche stärkten, nicht die geringste Ursache hatten, die Schrecken der Hölle zu fürchten. Andererseits hatten Diejenigen, welche ausserhalb der Kirche starben, keine Aussicht, ins Fegefeuer zu gelangen. Letzteres war ganz und gar zum Zwischenzustand für die wahren Gläubigen bestimmt; die Lehre wurde hauptsächlich zu einer Zeit eingeschärft, als Niemand im geringsten geneigt war, die Macht der Kirche in Frage zu stellen, auch die schrecklichste Sünde zu vergeben oder die schlimmsten Menschen aus der Hölle zu befreien, und sie wurde sicherlich nimmer in dem Lichte einer Linderung betrachtet. Die volksthümlichen Bilder des Fegefeuers waren in der That so schrecklich, dass man beinahe zweifeln darf, ob die Einbildung sich jemals den Unterschied zwischen diesem Zustande und dem der Verlorenen vollständig vergegenwärtigen, obgleich die Vernunft ihn leicht anerkennen konnte. Die Kanzelredner schilderten die Leiden der geretteten Seelen im Fegefeuer unendlich grösser, als diejenigen, welche die meisten unglücklichen Sterblichen auf Erden erdulden [2]). Die rohen Künstler des Mittelalters erschöpften

[1]) Comte, *Philosophie positive, tome V., p. 269.*

[2]) „Saint-Bernard, dans son sermon *De obitu Humberti*, affirme que tous les tourments de cette vie sont joies si on les compare à une seconde des peines du purgatoire.“ „Imaginez-vous donc, délicates dames“, dit le père Valladier (1613) dans son sermon du 3me dimanche de l'Advent, „d'estre au travers de vos chenets, sur vostre petit feu pour une centaine d'ans: ce n'est rien au respect d'un moment de purgatoire. Mais si vous vistes jamais tirer quelqu'un à quatre chevaux, quelqu'un brusler à petit feu, enrager de faim ou de soif, une heure de purgatoire est pire que tout cela.“ Meray, *Les libres Précheurs* (Paris, 1860), *pp. 130—131* (ein höchst belehrendes und anregendes Buch). Ich nehme ein vor mir liegendes neues katholisches Andachtsbuch und lese: „Verglichen mit den Leiden des Fegefeuers sind alle jene Wunden und finsteren Kerker, alle jene wilden Thiere, Eisenhaken, rothglühenden Standplatten u. s. w.,

ihre Anstrengungen in der Darstellung der Windungen der Todten in den sie umgebenden Flammen. Unzählige Visionen schilderten bis ins Kleinliche die verschiedenen Arten der Qual, welchen sie unterlagen [1]), und der Mönch, welcher beschrieb was er vorgab gesehen zu haben, schloss gewöhnlich mit der charakteristischen Sittenlehre, könnten die Menschen sich bloss diese Leiden vergegenwärtigen, sie würden vor keinem Opfer zurückschrecken, um ihre Freunde aus einem solchen Zustande zu erlösen. Es hiess, ein besonderer Platz wäre im Fegefeuer für Diejenigen aufbewahrt, die ihren Zehnten schlecht bezahlt hatten [2]). Gregorius der Grosse erzählt eine sonderbare Geschichte von einem Manne, der in anderen Beziehungen von bewundernswürdiger Tugend war, der aber bei einer strittigen Papstwahl den unrechten Candidaten unterstützte, und ohne, wie es schien, in irgend einem Grade dem glücklichen Candidaten nach der Wahl den Gehorsam zu verweigern, im Geheimen bei seiner Meinung beharrte, dass die Wahl eine unkluge war. In Folge dessen wurde er nach dem Tode eine Zeit lang in siedendes Wasser gesetzt [3]). Was man auch in anderer Hinsicht von dieser Lehre halten mag, man muss anerkennen, dass sie mit meisterhafter Geschicklichkeit die Mittel dem Zwecke anzupassen wusste. Ein System, das seinen Vertreter beauftragt, zur unglücklichen Wittwe in den ersten dunkeln Stunden ihres Kummers und ihrer Verzweiflung zu gehen, um ihr

welche die heiligen Märtyrer erduldeten, nichts.“ „Sie (die Seelen im Fegefeuer) werden in einer wirklichen, obgleich wunderbaren Weise durch Feuer gemartert, welches von derselben Art ist, wie unser elementares Feuer.“ „Welche Todesqual werden nicht diejenigen heiligen Seelen erdulden, wenn gebunden und gefesselt mit den marterndsten Ketten eines lebendigen Feuers, gleich dem der Hölle? und wir, während wir sie frei und glücklich machen können, sollen wir wie theilnahmlose Zuschauer dastehen?“ „Der heilige Austin ist der Meinung, dass die Schmerzen einer Seele im Fegefeuer während der Zeit, dass man das Auge öffnet und schliesst, schweier sind, als was der heilige Laurentius auf dem Bratrost erduldete“ und so geht es weiter. (*Purgatory opened to the Piety of the Faithful.* Richardson, London.)

[1]) Siehe Delepierre, Wright und Alger.

[2]) Dies geht aus der Vision Thurcill's hervor. (Wright's *Purgatory, p. 42.*) Brompton *(Chronicon)* erzählt Folgendes von einem englischen Grundbesitzer, der sich geweigert hatte, den Zehnten zu bezahlen. Nachdem der heilige Augustinus ihn vergeblich zur Rede gestellt hatte, überzeugte er ihn zuletzt durch ein Wunder. Bevor er die Messe las, befahl er, dass alle excommunicirten Personen die Kirche verlassen sollten, worauf eine Leiche aus dem Grabe stieg und wegging. Als man die Leiche befragte, sagte sie, sie wäre der Körper eines alten Briten, welcher den Zehnten zu zahlen verweigerte, und in Folge dessen excommunicirt und verdammt worden war.

[3]) Greg., *Dial., IV., 40.*

zu sagen, dass Derjenige, welcher ihr theurer, als die gesammte sonstige Welt war, jetzt in einem Feuer brenne, und dass er bloss durch ein Geldgeschenk an die Priester befreit werden könnte, war sicherlich in seiner Art nicht ohne ein ausserordentliches Verdienst.

Wenn wir uns den sittlichen Zustand der Gesellschaft von Westeuropa in der Periode zu vergegenwärtigen suchen, welche zwischen dem Zusammensturze des römischen Reiches und Karl dem Grossen verstrich, während welcher die religiösen Umgestaltungen, welche ich hauptsächlich hervorhob, entstanden, treten uns bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Zunächst sind unsere Materialien sehr spärlich. Von dem Jahre 642, wo die magere Chronik Fredegar's schliesst, bis zur Lebensbeschreibung Karl's des Grossen von Eginhard, ein Jahrhundert später, ist beinahe eine vollständige Lücke in der beglaubigten Geschichte, und wir sind auf ein paar spärliche und sehr zweifelhafte Bemerkungen in den Klosterchroniken, den Lebensgeschichten der Heiligen und den Concilbeschlüssen angewiesen. Die ganze weltliche Literatur war beinahe verschwunden, und der Gedanke an die Nachwelt schien der Menschheit abhanden gekommen zu sein [1]). Ueber die erste Hälfte des siebenten Jahrhunderts jedoch, und über die zwei Jahrhunderte, welche ihm vorangingen, besitzen wir viele Nachrichten durch Gregor von Tours und Fredegar, deren langweilige und abschreckende Erzählungen mit grosser Klarheit den Jahrhunderte langen Kampf der Volksstämme und Wechsel der Regierungen beleuchten. In Italien hatten die Ueberlieferungen und Gowohnheiten des alten Reiches in gewissem Grade ihre Macht wieder erlangt, aber in Gallien stand die Kirche in der Mitte von Barbaren, deren naturwüchsige Kraft niemals durch Civilisation geschwächt und durch Kenntniss verfeinert worden war. Das Bild, welches Gregor von Tours uns giebt, ist das einer Gesellschaft, welche beinahe vollständig anarchisch war. Der Geist ermüdet bei der eintönigen Aufzählung von Thaten der Gewalt und des Betruges, die aus keiner festen Politik entsprangen, kein bestimmtes Ziel hatten, und keine dauernde Spur in der Welt hinterliessen [2]). Die

[1]) Wie Sismondi sagt: „Pendant quatre-vingts ans, tout au moins, il n'y eut pas un Franc qui songeât à transmettre à la postérité la mémoire des événements contemporains, et pendant le même espace de temps il n'y eut pas un personnage puissant qui ne bâtit des temples pour la postérité la plus reculée.“ *Hist. des Français, tome II., p. 46.*

[2]) Gibbon sagt von der Periode, während welcher die merovingische Dynastie herrschte, „es würde schwer sein, irgendwo mehr Laster oder weniger Tugend zu

zwei Königinnen Fredegunde und Brunhild ragen über andere Personen wegen ihres wilden und unerschrockenen Ehrgeizes, wegen des Zaubers, den sie über die Gemüther der Massen übten, und wegen der Zahl und Grausamkeit ihrer Verbrechen hervor. Alle Klassen scheinen beinahe gleich vom Laster gefärbt gewesen zu sein. Der Erzbischof Cautinus von Clermont war ein solcher Trunkenbold, dass er durch vier Männer von den Gelagen weggetragan werden musste, und zuletzt in Folge seiner Ausschweifungen die fallende Sucht sich zuzog [1]). Er war ferner so habsüchtig, dass er einen Priester mit Namen Anastasius, weil dieser ihm ein Landgut nicht abtreten wollte, lebendig begraben liess, und als der Unglückliche durch einen Zufall aus dem Grabe errettet wurde, und die Schandthat dem König Chlothar anzeigte, erhielt der Erzbischof keine grössere Strafe, als einen Verweis [2]). Die schlimmsten Herrscher fanden Schmeichler oder Helfershelfer bei der Geistlichkeit. Fredegunde schickte zwei Geistliche mit vergifteten Dolchen, um Childebert zu ermorden [3]), und einen vertrauten Geistlichen, um Brunhild durch List zu berücken und dann zu tödten [4]), sie liess einen Bischof von Rouen am Altare ermorden — wobei ein Bischof und ein Erzdecan ihre Mitverschworenen waren [5]), und sie fand in Aegidius, Bischof

finden". Hallam wiederholt diese Bemerkung und fügt hinzu: „Die Thatsachen dieser Zeiten sind von wenig anderer Wichtigkeit, als dass sie dem Geiste eine klare Vorstellung von der höchsten Verderbtheit der dabei betheiligten Menschen, und folglich von dem Zustande geben, zu welchem die Gesellschaft herabgesunken war." *Hist. of the Middle Ages, ch. I.* Decan Milman's Urtheil lautet ebenso scharf und ungünstig. „Man kann sich schwer einen finstreren und verkommeneren Gesellschaftszustand denken, als den Frankreichs unter seinen merovingischen Königen, den Nachkommen Chlodwig's, wie ihn Gregor von Tours schilderte. In dem Kampfe der Barbarei mit dem Christenthume hat die Barbarei ihre ganze Zügellosigkeit und nichts von ihrer Grossmuth dem Christenthume zugeführt; ihre Thatkraft zeigt sich in dem Ueberschwang der Grausamkeit und Sinnlichkeit. Das Christenthum hat der Barbarei kaum mehr als seinen Aberglauben und seinen Hass gegen Ketzer und Ungläubige gegeben. Durch die ganze Geschichte nichts als Meuchel-, Vater- und Brudermorde, untermischt mit Blutschande und Verführung." *History of Latin Christianity, vol. I., p. 365.*

[1]) Greg. Tur., *IV., 12.* Gregor erwähnt *(V., 41)* eines anderen Bischofs, der sich so sehr zu betrinken pflegte, dass er nicht stehen konnte; und nachdem der heilige Bonifacius die Sinnlichkeit der Geistlichkeit seiner Zeit geschildert hat, fügt er hinzu, dass es Bischöfe gebe „qui licet dicant se fornicarios vel adulteros non esse, sed sunt ebriosi et injuriosi", etc. *Epist. XLIX.*

[2]) Greg. Tur., *IV., 12.*

[3]) *Ibid., VIII., 29.*

[4]) *Ibid., VII., 20.*

[5]) *Ibid., VIII., 31—42.*

von Rheims, einen ihrer vertrautesten und willfährigsten Freunde[1]). Der Papst Gregor der Grosse war ein eifriger Schmeichler Brunhild's[2]). Nachdem Gundebald seine drei Brüder ermordet hatte, tröstete ihn der heilige Avitus, Bischof von Vienne, der, ohne die That im geringsten zu missbilligen, ihm versicherte, er wäre das Werkzeug der Vorsehung gewesen, um das Glück seines Volkes sicher zu stellen[3]). Die Bisthümer waren durch Männer von offenbarer Völlerei, oder durch habsüchtige Geizhälze besetzt[4]). Die Priester verrichteten bisweilen die heilige Messe im trunkenen Zustande[5]). Sie hatten bereits begonnen, Waffen zu tragen, und Gregor erzählt, dass zwei Bischöfe, Salunius und Sagittarius, im Jahre 571 gegen die Longobarden ins Feld zogen, und durch ihre Tapferkeit viel zum Siege der Franken beitrugen[6]). Es gab kaum eine Regierung, die sich nicht durch ein grausames Familientrauerspiel bemerkbar machte. Es gab wenige Herrscher, die sich nicht wenigstens Eines wohlüberlegten Mordes schuldig machten. Niemals vielleicht war die Strafe der Verstümmelung und verlängerter und qualvoller Todesarten gewöhnlicher. Wir lesen, unter anderen Grausamkeiten, von einem Bischof, der auf königlichen Befehl auf einen mit Dornen angefüllten Lastwagen geworfen und in die Verbannung verstossen wurde[7]); von einem König (Clothar), der seinen rebellischen Sohn (Chramm) mit seinem Weibe und ihren Töchtern verbrennen liess[8]); von einer Königin (Deoteria), die ihre Tochter aus erster Ehe, aus Besorgniss, der König möchte ihrer begehren und sie zu sich nehmen, ertränken liess[9]); von einer anderen

1) Greg. Tur., *V.*, *19.*

2) Siehe seinen interessanten Briefwechsel mit ihr. *Epist. VI.*, *5, 50, 59; IX.*, *11, 117; XI.*, *62—63.*

3) Avitus, *Epist. V.* Er fügt hinzu: „Minuebat regni felicitas numerum regalium personarum.“

4) Siehe das nachdrucksvolle Zeugniss des heiligen Bonifacius im achten Jahrhundert: „Modo autem maxima ex parte per civitates episcopales sedes traditae sunt laicis cupidis ad possidendum, vel adulteratis clericis, scortatoribus et publicanis saeculariter ad perfruendum.“ *Epist. XLIX.* „ad Zachariam“. Der ganze Brief entwirft ein erschreckendes Bild von den klerikalen Lastern der Zeit.

5) Mehr als Ein Concil fasste hierüber Beschlüsse. Siehe *Vie de St. Léger* von Dom Pitra, *pp. 172—177.*

6) Greg. Tur., *IV.*, *43.* Bonifacius spricht (742) von Bischöfen: „qui pugnant in exercitu armati et effundunt propria manu sanguinem hominum“. *Epist. XLIX.*

7) Greg. Tur., *IV., 26.*

8) *Ibid., IV.*, *20.*

9) *Ibid.*, *III.*, *26.*

Königin (Fredegunde), die ihre Tochter mit eigenen Händen erwürgen wollte [1]; von einem Abt (Daulf), der einen armen Mann zwang, sein Haus zu verlassen, um mit dessen Weibe Ehebruch zu begehen, und der von dem Heimkehrenden sammt seiner Buhlerin ermordet wurde [2]; von einem Adeligen, der es zu seinem gewohnheitsmässigen Vergnügen machte, seine Diener mit brennenden Fackeln zu martern, und der zwei von ihnen lebendig begrub, weil sie sich ohne seine Erlaubniss verheirathet hatten [3]; von dem Weibe eines Bischofs, welches so unglaublich boshaft war, dass sie Männern das Schamglied mit der Bauchhaut abschnitt, und Weibern die Schamtheile mit glühenden Blechen versengte [4]; von Vielen, die ihrer Ohren und Nasen beraubt, mehrere Tage lang gefoltert, und zuletzt lebendig verbrannt oder langsam durch das Rad zerschmettert wurden. Brunhild fiel am Ende ihres langen und in manchen Beziehungen grossen, obgleich verbrecherischen Lebens in die Hände Clothar's. Er liess sie drei Tage lang auf verschiedene Weise martern, dann auf ein Kameel setzen, und so durch das gesammte Heer führen, hierauf mit dem Haupthaar, einem Arm und Fuss an den Schwanz des wildesten Pferdes binden, und so ward sie vom davon sprengenden Thiere zu Tode geschleift [5].

Und dennoch war diese Zeit in einem gewissen Sinne überaus religiös. Die gesammte Literatur war heilig geworden. Jede Art Ketzerei verschwand rasch. Die Priester und Mönche hatten eine ungeheure Macht erlangt, und ihr Reichthum vermehrte sich ausserordentlich [6]. Mehrere Herrscher vertauschten freiwillig ihre Throne

[1]) Greg. Tur., *IX.*, *34.*

[2]) *Ibid.*, *VIII.*, *19.* Gregor fügt hinzu: „Das möge allen Geistlichen zur Warnung gereichen, sich nicht gegen die Bestimmungen der Kirchengesetze mit fremden Weibern abzugeben, und sich mit solchen Frauen zu begnügen, um derentwillen sie kein Vorwurf treffen kann.“ Die Ehelosigkeit der Geistlichen wurde damals noch nicht unbedingt gefordert.

[3]) *Ibid.*, *V.*, *3.*

[4]) *Ibid.*, *VIII.*, *39.* „Noch viele andere abscheuliche Dinge that sie“, sagt Gregor, „aber es ist besser davon zu schweigen“. Ihr Mann war einer der ungerechtesten und habsüchtigsten der damaligen Bischöfe.

[5]) Fredegar, *XLII.* Der Verfasser schildert Clothar als ein vollkommenes Musterbild christlicher Barmherzigkeit.

[6]) „Au sixième siècle on compte 214 établissements religieux des Pyrénées à la Loire et des bouches du Rhône aux Vosges.“ Ozanam, *Études germaniques*, *tome II.*, *p. 93.* In den zwei folgenden Jahrhunderten nahm der Kirchenreichthum ungeheuer zu.

mit dem Mönchsleben[1]). Das siebente Jahrhundert, welches mit dem achten die finsterste Periode des Mittelalters bildet, ist in der Hagiologie dafür berühmt, dass es mehr Heilige erzeugte, als irgend ein anderes Jahrhundert, ausgenommen das der Märtyrer[2]).

Die Art, in welcher die Begebenheiten von den Geschichtschreibern betrachtet wurden, ist ebenfalls überaus charakteristisch. Unsere hauptsächliche Autorität, Gregor von Tours, war ein Bischof von grosser Befähigung, und ein Mann von der echtesten Frömmigkeit und sehr starken Gefühlen[3]). Er bezeichnet sein Werk als „eine Erzählung der Wunderthaten der Heiligen und der Unfälle der Völker“[4]), und der Forscher, welcher sich von den heidnischen Geschichtschreibern zu ihm wendet, ist ebenso sehr durch die grosse Wichtigkeit betroffen, welche er den kirchlichen Angelegenheiten beilegt, als durch die gleichmässige Art, mit welcher er alle weltlichen Begebenheiten von ihrer religiösen Seite, als von einer besonderen Vorsehung beherrscht und geleitet, betrachtet. Doch in Fragen, wo der Unterschied zwischen Orthodoxie und Heterodoxie ins Spiel kommt, zeigt sich seine Ethik bisweilen in der sonderbarsten Verzerrung. Hiervon ist wohl das schlagendste Beispiel die Art, wie er das Leben Clodwig's, des grossen Vertreters der Orthodoxie schildert[5]). Nachdem er die Umstände und Veranlassung von dessen Bekehrung berichtet hat, fährt er fort, mit unverhüllter Bewunderung zu erzählen, wie dieser Kriegshäuptling, als erste Folge seiner Bekehrung, bekannte, es schmerze ihn, zu sehen, dass ein Theil Galliens unter einem arianischen Herrscher stehe, wie er demgemäss den Entschluss fasste, in sein Land ein-

[1]) Mathew von Westminster (757) spricht von nicht weniger als acht sächsischen Königen, die dies gethan haben.

[2]) „Le septième siècle est celui peut-être qui a donné le plus de saints au calendrier.“ Sismondi, *Hist. de France, tome II., p. 50.* „Le plus beau titre du septième siècle à une réhabilitation c'est le nombre considérable de saints qu'il a produits Aucun siècle n'a été ainsi glorifié sauf l'âge des martyrs dont Dieu s'est réservé de compter le nombre. Chaque année fournit sa moisson, chaque jour a sa gerbe Si donc il plaît à Dieu et au Christ de répandre à pleines mains sur un siècle les splendeurs des saints, qu'importe que l'histoire et la gloire humaine en tiennent peu compte?“ Pitra, *Vie de St. Léger, Introd., p. X—XI.* Dieser gelehrte und sehr gläubige Schriftsteller (jetzt Cardinal) sagt dann, wir haben die Nachricht, dass das siebente Jahrhundert mehr als achthundert Heilige hatte. *(Introd., p. LXXX.)*

[3]) Siehe zum Beispiel die sehr rührende Stelle über den Tod seiner Kinder, *V., 35.*

[4]) *Lib. II., Prol.*

[5]) *II., 27—43.*

zufallen und es sich anzueignen, wie er aus Frömmigkeit seinen Söldnern gebot, sich aller Verwüstungen zu enthalten, wenn sie das Gebiet des heiligen Martin durchzögen, und wie mehrere Wunder die göttliche Billigung des Kriegszuges bezeugten. Der Krieg — der erste in der langen Reihe von Religionskriegen, welche von den Christen geführt wurden — gelang vollständig, und Clodwig richtete nunmehr seinen Ehrgeiz auf neue Gebiete. Auf seinem Zuge gegen die Arianer hatte er an seinem Verwandten Sigbert, dem alten und kranken König der ripuarischen Franken, einen treuen Bundesgenossen gefunden. Er stellte nun in schlauer Weise dem Sohne Sigbert's die Vortheile vor, welche ihm aus dem Tode des Vaters erwachsen würden. Der Wink wurde verstanden. Sigbert wurde ermordet, und Clodwig schickte eine Gesandtschaft an den Vatermörder, um ihn seiner aufrichtigen Freundschaft zu versichern, aber mit dem geheimen Auftrag, ihn bei der ersten Gelegenheit zu ermorden. Als dies geschehen und das Land ohne Führer war, begab sich Clodwig nach Köln, der Hauptstadt Sigbert's, berief alles Volk, betheuerte in feierlicher Weise seinen Abscheu vor den stattgehabten Trauerspielen und seine vollständige Unschuld an ihnen[1]); sagte aber: „Da es nun einmal so gekommen ist, so gebe ich euch diesen Rath: wenn es euch genehm ist, so wendet euch zu mir, dass ihr sicher lebt unter meinem Schutze". Der Vorschlag wurde mit Beifall aufgenommen. Die Krieger wählten ihn zu ihrem König, „und auf diese Weise", sagt der bischöfliche Geschichtschreiber, „empfing er Sigbert's Reich und Schätze, und es kamen die Leute desselben unter seine Herrschaft. Gott aber warf Tag für Tag seine Feinde vor ihm zu Boden und vermehrte sein Reich, weil er rechten Herzens vor ihm wandelte und that, was seinen Augen wohlgefällig war"[2]). Sein Ehrgeiz war jedoch noch nicht befriedigt. Er führte eine Reihe von Kriegen, um das gesammte Gallien unter sein Scepter zu bringen, griff an, schlug, nahm gefangen und tödtete die rechtmässigen Herrscher, welche meistentheils seine eigenen Verwandten waren. Nachdem er sich vor Gefahren von aussen durch die Ermordung aller seiner Ver-

[1]) Er wusch seine Hände in Unschuld, indem er sagte: „Sed in his ego nequaquam conscius sum. Nec enim possum sanguinem parentum meorum effundere." *II., 40.*

[2]) „Prosternebat enim quotidie Deus hostes ejus sub manu ipsius, et augebat regnum ejus, eo quod ambularet recto corde coram eo, et faceret quae placita erant in oculis ejus." *II., 40.*

wandten, mit Ausnahme seiner Frau und Kinder, sicher gestellt hatte, soll er vor seinen Höflingen geklagt haben: „Ach, dass ich nun wie ein Fremdling unter Fremden stehe, und mir Keiner der Meinigen, wenn das Unglück über mich kommen sollte, Hülfe gewähren kann!" Aber diese Rede, versichert Gregor, war bloss eine List; denn der König wollte erfahren, ob irgend ein Thronbewerber seiner Kenntniss und seinem Schwerte entgangen war. Bald darauf starb er hochbejahrt und in Ehren, und wurde zu Paris in einer Kirche[1]) beerdigt, die er selbst gebaut hatte.

Nachdem Gregor von Tours alle diese Dinge mit unerschütterlicher Ruhe erzählt hat, bittet er den Leser, ihm zu gestatten, ein wenig inne zu halten und die Moral aus der Geschichte zu ziehen. Man sieht, sagt er, wie den Christen, welche die heilige Dreifaltigkeit bekannten, Alles glücklich von Statten ging, die Ketzer aber, welche dieselbe verwarfen, stets in das Verderben geriethen. Nicht davon will ich sprechen, wie Abraham, Jakob, Moses, Aron und David, welche die Dreieinigkeit verehrten, glücklich waren, sondern zu unseren Zeiten zurückkehren. „Arius, der schändliche Gründer der schändlichen Sekte, wurde, nachdem seine Eingeweide ausgetreten, zum Höllenfeuer verurtheilt. Hilarius dagegen, der heilige Vorkämpfer der ungetheilten Dreifaltigkeit, ging zwar für sie in die Verbannung, aber er sah die Heimath wieder und gewann das Paradies. Clodwig, der sie bekannte, überwältigte unter ihrem Beistande die Ketzer und breitete seine Herrschaft über ganz Gallien aus; Alarich dagegen, der sie verleugnete, verlor Land und Leute, und was die Hauptsache ist, das ewige Leben selbst"[2]).

Es würde leicht sein, andere, obgleich vielleicht nicht ganz so schlagende Beispiele von dem Grade anzuführen, in welchem die sittlichen Urtheile dieser unglücklichen Zeit durch den Aberglauben entstellt waren[3]). Fragen über Orthodoxie oder Fasten schienen

[1]) Jetzt St. Geneviève.

[2]) *III.*, *Prol.* Der heilige Avitus zählt mit begeisterten Worten die christlichen Tugenden Clodwig's auf *(Epist., XLI.)*; aber dies geschah in einem an den König selbst gerichteten Briefe und liesse sich noch entschuldigen.

[3]) So sagt Hallam: „Die mönchischen Geschichtschreiber liefern fortlaufende Beweise der Unsittlichkeit. In der Geschichte von Rumsey Abbey, einem unserer besten Documente für die angelsächsischen Zeiten, haben wir eine Anekdote von einem Bischof, der einen dänischen Adeligen trunken machte, damit er ihn um seinen Landsitz betrügen konnte, was mit vieler Billigung erzählt wird. Walter de Hemingford berichtet mit übergrosser Freude die wohlbekannte Geschichte, dass ein Kapitän die

dem Volksgeiste ohne Vergleich wichtiger, als das, was wir jetzt die fundamentalen Principien des Rechts und Unrechts nennen würden. Ein Gesetz Karl's des Grossen und auch ein sächsisches Gesetz bestrafte Jeden, der in der Fastenzeit Fleisch ass, mit dem Tode[1]), ausgenommen wenn der Priester sich überzeugt hatte, dass die Sache unbedingt nothwendig war. Der sittliche Enthusiasmus der Zeit trieb die Menschen hauptsächlich dazu, ihre bürgerlichen und häuslichen Pflichten preiszugeben, sich in Klöstern einzumauern und ihre Kraft durch verlängerte und übertriebene Kasteiung zu zerstören[2]). Dennoch kann es keine Frage sein, dass inmitten all dieses Aberglaubens die religiösen Triebfedern in manchen Beziehungen Gutes wirkten. Die Klöster, welche überall entstanden, bildeten sichere Zufluchtsstätten für die Schaaren, welche von ihren Feinden verfolgt worden waren, legten den Grund zu einem unschätzbaren Gegengewicht gegen die damalige rohe Militärgewalt, machten die Einbildung der Menschen mit religiösen Typen vertraut, die kaum verfehlen konnten, in gewissem Grade den Charakter zu mildern, und bahnten den Weg zur friedlichen Arbeit. Wenn die Menschen, erfüllt von Bewunderung über die Berichte von der Heiligkeit und den Wunderthaten eines berühmten Heiligen, Pilgerfahrten machten, um ihn zu sehen, und ihn dann im groben Bauernrock fanden, mit dicken Schuhen bekleidet und mit einer Sense auf der Schulter, die Arbeiter des Pächters beaufsichtigend[3]), oder in einer kleinen Dachstube Lampen ausbessernd[4]), so konnten sie, gleichviel welchen Nutzen sie sonst aus dem Besuche gezogen haben mögen, doch kaum anders als mit einem verstärkten Begriff von der

Juden überredete, ihr Schiff zu verlassen und im flachen Wasser an's Land zu waten, bis sie schliesslich von der anstürmenden Fluth verschlungen wurden." *Middle Ages* (12. ed.), *III.*, *p. 306.*

[1]) Canciani, *Leges Barbarorum*, *vol. III.*, *p. 64.* Canciani bemerkt, dass bei den Polen den Sündern die Zähne ausgerissen wurden. Die folgende Stelle aus Bodin scheint mir sehr merkwürdig: — „Les lois et canons veulent qu'on pardonne aux hérétiques repentis (combien que les magistrats en quelques lieux par cy-devant, y ont eu tel esgard, que celui qui avoit mangé de la chair au Vendredy estoit bruslé tout vif, comme il fut faict en la ville d'Angers l'an mil cinq cens trente-neuf, s'il ne s'en repentoit; et jaçoit quil se repentist si estoit-il pendu par compassion)." *Démonomanie des Sorciers*, *p. 216.*

[2]) Ein langes Verzeichniss von Beispielen übertriebener Kasteiungen aus dem Leben der Heiligen des siebenten oder achten Jahrhunderts giebt Pitra, *Vie de St.-Léger*, *Introd.*, *pp. CV—CVII.*

[3]) Dies wird von dem heiligen Equitius berichtet. Greg., *Dial.*, *I.*, *4.*

[4]) *Ibid.*, *I.*, *5.* Dieser Heilige hiess Constantius.

Würde der Arbeit zurückkehren. Es war wohl zu dieser Zeit ebensosehr zum Nutzen der Welt wie der Kirche, dass die kirchlichen Freistätten und Grundstücke für unverletzlich galten, und die zahlreichen Legenden von der göttlichen Bestrafung Derer, welche sie verletzten, bezeugen den Eifer, mit welchem der Klerus diese Unverletzlichkeit festzustellen suchte [1]). Die grosse Heiligkeit, welche den Feiertagen beigelegt wurde, war ebenfalls eine wichtige Wohlthat für die dienstbaren Klassen. Die Feier des ersten Wochentages zur Erinnerung an die Auferstehung reicht bis in die älteste Zeit der Kirche hinauf [2]). Der christliche Festtag wurde sorgfältig von dem jüdischen Sabbat unterschieden, mit dem jener nicht vor dem Schluss des 16. Jahrhunderts zusammen geworfen zu sein scheint; einige Judenchristen, die das mosaische Gesetz als noch in Kraft stehend ansahen, begingen beide Tage. Im Allgemeinen jedoch wurde bloss der Sonntag gefeiert und der religiösen Andacht gewidmet. Als das Christenthum den Thron bestieg, wurde die Sonntagsfeier durch kaiserliche Gesetze geschärft und verherrlicht. Die Gerichte, sowie alle bürgerlichen Gewerbe ruheten, nur die bäuerliche Bevölkerung durfte, wenn die Jahreszeit dazu zwang, am Sonntage unaufschiebbare Feldgeschäfte besorgen [3]). Constantin verbot am Sonntage auch die Uebungen der Truppen [4]), und Erlasse späterer Kaiser wiederholten diese Verordnungen. Der Zuwiderhandelnde wurde sogar mit der Strafe eines Kirchenraubes bedroht. Theodosius I. ging einen Schritt weiter, und verbot 386 am Sonntage das Theater und andere öffentliche Spiele. Während der Jahrhunderte, welche der Auflösung des römischen Reiches unmittelbar folgten, widmete sich der Klerus mit grossem und preiswürdigem Eifer der Unterdrückung der Arbeit an Sonntagen und den anderen Hauptkirchenfesten.

[1]) Eine ungeheuere Masse von derartigen Wundern wird erzählt. Siehe z. B. Greg. Tur., *De Miraculis, I., 61—66.; Hist., IV., 49.* Wohl das sonderbarste Beispiel von der Verletzung der Heiligkeit der Kirche war das der Nonnen des Klosters der heiligen Radegunda. Sie hatten sich gegen die Aebtissin empört und das Kloster verlassen. Vier Bischöfe mit ihren Geistlichen begaben sich ins Kloster, um den Streit beizulegen, und als dieses ihnen nicht gelang, sprachen sie den Bann über die Empörerinnen aus, worauf die Nonnen über die Bischöfe und Geistlichen herfielen und sie fast todtschlugen. *Ibid., IX., 41.*

[2]) Vergleiche *Apostelgesch., XX., 7.; 1. Cor., XVI., 2.; Brief an Barnabas, XV.; Brief des Ignatius an die Magnesier, cap. IX.*

[3]) *Cod. Justin., lib. III., tit. 12., lex. 3.*, vergleiche *Cod. Theod., II., 8., 1. VIII., 8., 3.*

[4]) Eusebius, *Vita Const., IV., 18—20.*

Mehr als ein Gesetz verbot am Sonntage alle Arbeit, und dieses Verbot wurde von Karl dem Grossen in seinen Capitularien wiederholt[1]. Mehrere Concilien fassten bezügliche Beschlüsse[2], und verschiedene Legenden wurden in Umlauf gesetzt, dass Menschen, die das Arbeitsgebot verletzten, sofort von Krankheit oder Tod heimgesucht wurden[3]. Obgleich nun die sittliche Seite der Religion in hohem Grade entstellt oder vergessen war, gab es doch, wie ich bereits auseinandergesetzt habe, eine wichtige Ausnahme. Die Wohlthätigkeit war mit den abergläubischen Theilen der Kirchenlehre so verwebt, dass sie in der finstersten Periode wuchs und blühte. Die sonst unbedeutende Königin Bathilda beschenkte die Klöster reichlich und kaufte Sklaven und Gefangene frei oder machte sie zu Mönchen[4]. Am Ende des sechsten Jahrhunderts zeichnete sich Germanus, Bischof von Paris, durch seinen Eifer für die Loskaufung der Gefangenen aus[5]. Während viele von den Bischöfen Männer groben und anstössigen Lasters waren, gab es immer einige, welche mit Eifer dem alten bischöflichen Berufe, die Unterdrückten zu beschützen, oblagen, den Gefangenen zu Hülfe eilten und den Flüchtlingen ihre Freistätten öffneten. Der Ruf des heiligen Germanus war so gross, dass Gefangene seinen Beistand in der Zwischenzeit zwischen seinem Tode und seiner Beerdigung angerufen haben sollen; worauf das Wunder geschah, dass die Leiche so schwer wurde, dass sie erst nach der Befreiung der Gefangenen ohne Anstrengung fortgebracht werden konnte[6]. Inmitten der vollständigen Verfinsterung alles weltlichen Wissens, inmitten einer Herrschaft der Unwissenheit, des Betruges und der Leichtgläubig-

1) Siehe Canciani, *Leges Barbarorum, vol. III., pp. 19. 151.*

2) Vielen Aufschluss über diese Massregeln giebt Dr. Hessey in seinen *Hampton Lectures on Sunday.* Siehe besonders Vorlesung III. Siehe auch Moehler, *Le Christianisme et L'Esclavage, pp. 186—187.*

3) Gregor von Tours führt mehrere bezügliche Beispiele in seinem überschwänglichen Buche *De Miraculis, II., 11.; IV., 57.; V., 7.* an. Einige andere, aus englischen Quellen gezogene findet man in Hessey's *Sunday* (3. ed.), *p. 321.*

4) Vergleiche Pitra, *Vie de St. Léger, p. 137.* Sismondi, *Hist. des Français, tome II., p. 62—63.*

5) Siehe eine merkwürdige Stelle aus seinem Leben, angeführt von Guizot, *Hist. de la Civilisation en France, XVIIme leçon.* In England zeichneten sich die Könige Alfred und Edward der Bekenner wegen ihrer eifrigen Wohlthätigkeit aus. Bezügliche Legenden findet man bei Roger von Wendover, *Jahr 606*, und bei Mathew von Westminster, *Jahr 611.*

6) Greg. Tur., *Hist. V., 8.*

keit, welcher nichts ihres Gleichen in der Geschichte zur Seite gestellt werden kann, schoss eine ungeheuere an die Askese sich anschliessende Legendenliteratur empor, und die Lebensgeschichten der Heiligen enthalten unter Vielem, was abgeschmackt, kindisch und sogar unsittlich ist, manche Bruchstücke der reinsten und rührendsten religiösen Dichtung[1]).

Aber der Hauptanspruch, den die in Rede stehende Periode auf Nachsicht bei der Nachwelt hat, war ihre grosse heidenbekehrende Thätigkeit. Die Missionäre, welche anfangs aus Palästina und Italien hervorgingen, begannen jetzt aus dem Abendlande zu kommen. Die irländischen Klöster lieferten die ältesten und wohl die zahlreichsten Arbeiter auf diesem Felde. Ein grosser Theil des Nordens von England wurde durch die irländischen Mönche von Lindisfarne bekehrt. Der Ruf des heiligen Columbanus in Gallien, in Deutschland und in Italien hielt eine Zeit lang dem des heiligen Benedict das Gleichgewicht, und die Schule, welche er in Luxeuil stiftete, wurde das grosse Seminar für die mittelalterlichen Missionäre, während das Kloster, welches er in Bobbio gründete, noch bis auf den heutigen Tag besteht. Der irländische Missionär St. Gall verlieh seinen Namen einem Theile der Schweiz, den er bekehrt hatte, und eine Schaar anderer irländischer Missionäre drang bis n die entlegensten Wälder Deutschlands. Die Bewegung, welche mit dem heiligen Columba in der Mitte des sechsten Jahrhunderts begann, theilte sich ungefähr ein Jahrhundert später England und Gallien mit. In der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts fand sie einen grossen Vertreter in dem angelsächsischen Heiligen Bonifacius, welcher das Christenthum weit und breit über Deutschland verbreitete, und eine sittliche Begeisterung weckte, welche die Besten zur Kirche zog. Etwa drei Jahrhunderte lang, während Europa in den tiefsten sittlichen, intellectuellen und politischen Verfall gerathen war, ergossen die Klöster einen fortwährenden Strom von Sendboten, welche die Lehre vom Kreuze und die Saatkörner einer künftigen Civilisation durch jedes Land, von der Lombardei bis nach Schweden verbreiteten[2]).

[1]) Betreffende Proben giebt Guizot, *Hist. de la Civilis.*, *XVIIme leçon.*

[2]) Dieser Theil der Geschichte des Mittelalters ist neulich von Maclear in seiner *History of Christian Missions in the Middle Ages* (1863) gut behandelt worden. Siehe auch Montalembert's *Moines d'Occident;* Ozanam's, *Études germaniques.* Hauptquellen bleiben Beda und die Lebensgeschichten der Heiligen, besonders das Leben des heiligen Columba von Adamnan. Ueber die französischen Sendboten siehe die Bene-

Im Ganzen jedoch würde es schwer sein, den Aberglauben und die Sittenverderbniss der Periode zwischen der Auflösung des römischen Reiches und der Herrschaft Karl's des Grossen zu übertreiben. Aber in der Mitte des Chaos lassen sich die Grundbestandtheile einer neuen Gesellschaft entdecken, und wir können bereits im Embryo die Bewegung entdecken, welche schliesslich in den Kreuzzügen, dem Lehnswesen und dem Ritterthum hervorbrach. Da das vorliegende Werk sich ausschliesslich mit der sittlichen Seite dieser Bewegung befasst, so werde ich in dem Reste dieses Kapitels ihre Anfangsstufen zu schildern und zu erklären suchen. Sie besteht aus zwei Theilen — einer Verschmelzung des Christenthumes mit dem kriegerischen Geiste und einer wachsenden Verehrung des weltlichen Ranges.

Es war ein alter Grundsatz der Griechen gewesen, dass man keine angenehmeren Geschenke in den Tempeln der Götter darbringen könne, als die von einem Feinde in der Schlacht gewonnenen Trophäen[1]). Von dieser kriegerischen Religion war das Christenthum anfangs der äusserste Gegensatz. Ich habe bereits Gelegenheit gehabt zu bemerken, wie es eine seiner ältesten Vorschriften war, dass keine Waffen in die Kirche gebracht werden durften, und dass Soldaten, die selbst aus dem rechtmässigsten Kriege heimkehrten, erst nach einer Zeit der Busse und Reinigung zum Abendmahl zugelassen werden sollten. Eine mächtige Partei, die zu ihren Führern Clemens von Alexandrien, Tertullianus, Origenes, Lactantius und Basilius zählte, behauptete, dass den Bekehrten der Krieg verboten sei, und diese Meinung hatte ihren Märtyrer in dem berühmten Maximilianus, der unter Diocletianus den Tod erlitt, lediglich weil er als eingereiheter Soldat erklärte, er sei Christ und könne daher nicht kämpfen. Die weite Verbreitung dieser Lehre war, wie Gibbon vermuthet[2]), eine von den Ursachen der diocletianischen Verfolgung. Sie war der Gegenstand von einem der Vorwürfe des Celsus, und Origenes nahm in seiner Antwort die Beschuldigung, dass das Christenthum mit dem Heeresdienste unverträglich sei, unumwunden an, obgleich er behauptete, dass die Gebete der Christen wirksamer wären, als die Waffen der Legionen[3]).

dictiner, *Hist. littér. de la France, tome IV., p. 5;* und über die englischen Missionäre Sharon Turner, *Hist. of England, book X., ch. II.*

[1]) Dio Chrysostom., *Or. II. (De Regno.)*

[2]) *Decline and Fall, ch. XVI.*

[3]) Origenes, *Celsus, lib. VIII.*

Auch kann keine Frage sein, dass viele Christen von ältester Zeit an allerdings in das Heer traten, und desshalb nicht aus der Kirche ausgestossen wurden. Zur Zeit Constantin's scheint das Heer zumeist aus Christen bestanden zu haben. Ein Concil von Arles unter Constantin verdammte Soldaten, die, wenn auch aus religiösen Beweggründen, ihre Fahnen verliessen, und der heilige Augustinus machte seinen grossen Einfluss in derselben Richtung geltend. Aber auch wo der Beruf nicht für sündig erachtet wurde, fand er doch starke Entmuthigung. Das Ideal der höchsten Vollkommenheit der Heidenwelt, welches sie mit der reinsten sittlichen Begeisterung erstrebten, war der Patriot und Krieger. Das Ideal der katholischen Legenden war der Askete, dem als erste Pflicht oblag, sich von allen weltlichen Gefühlen und Banden loszumachen. In den meisten Familienkreisen trat der Kampf zwischen den zwei Principien zu Tage, und in der sittlichen Atmosphäre des vierten und fünften Jahrhunderts war es beinahe gewiss, dass jeder junge Mann, der von einem reinen oder echten Enthusiasmus belebt war, sich von dem Heere zu den Mönchen wenden werde. Der heilige Martin, der heilige Ferreol, der heilige Tarrachus und der heilige Victricius zählten zu Denjenigen, welche aus religiösen Beweggründen das Heer verliessen[1]). Als Ulphilas die Bibel ins Gothische übersetzte, soll er die vier Bücher der Könige ausgelassen haben, aus Furcht, sie könnten den kriegerischen Charakter der Barbaren noch verstärken[2]).

Der erste Einfluss, welcher dazu beitrug, das Kriegerthum in eine freundliche Verbindung mit der Religion zu bringen, war die angenommene Lehre von der providentiellen Leitung der Dinge. Man lehrte allgemein, dass alle nationalen Unglücksfälle Strafverhängnisse seien, und meistentheils die Folgen der Laster oder der religiösen Irrthümer der leitenden Männer, und dass das zeitliche Glück die Belohnung der Orthodoxie und der Tugend sei. Eine grosse Schlacht, von deren Ausgang die Schicksale eines Volkes oder eines Herrschers abhingen, wurde daher als besonderer Anlass für providentielle Dazwischenkunft betrachtet, und die Hoffnung auf Erlangung eines kriegerischen Erfolges wurde einer der

[1]) Siehe die treffliche Abhandlung über die Meinungen der ersten Christen betreffs des Kriegsdienstes in Le Blant's *Inscriptions chrétiennes de la Gaule, tome I., p. 81—87*. Der Gegenstand wird häufig berührt von Barbeyrac, *Morale des Peres*, und von Grotius, *De Jure, lib. I., cap. II.*

[2]) Philostorgius, *II., 5.*

häufigsten Beweggründe zur Bekehrung. Die Bekehrung Constantin's war laut Aussage, und die Bekehrung Clodwig's vielleicht wirklich eine Folge der Ueberzeugung, dass die göttliche Dazwischenkunft ihnen in einem kritischen Momente den Sieg verliehen hatte; und ich habe bereits bemerkt, welch ein grosser Antheil an der leichteren Christianisirung der Heiden diesen Begriffen beigemessen werden muss. Wenn es hiess, ein himmlisches Kreuz über der Sonne sei dem Constantin erschienen, das ihm den Sieg bei der milvischen Brücke ankündigte; wenn er dann das Monogramm Christi zum Abzeichen seines Heeres machte und von den Nägeln des Kreuzes einen an seinem Helm, einen zweiten an dem Zaum seines Rosses befestigen liess, so ist handgreiflich, dass über den einst friedlichen Geist der Kirche eine grosse Veränderung gekommen war[1]).

Viele Umstände wirkten zusammen, um sie zu beschleunigen. Nordische Volksstämme, die man gelehrt hatte, dass die Thore der Walhalla dem Krieger stets offen wären, der sich mit dem Blute seiner besiegten Feinde befleckt vorstellte, wurden zwar zum Christenthume bekehrt, aber sie trugen ihre alten Gefühle in den neuen Glauben hinein. Der Kampf vieler Volksstämme und die Lähmung aller Regierung, welche dem Sturze des römischen Kaiserreiches folgten, machten die Gewalt überall herrschend und kleine Kriege unaufhörlich. Die kriegerischen Verpflichtungen, die mit den „Beneficien" verbunden waren, welche die Herrscher ihren Hauptfeldherren einräumten, verbanden den Begriff des Kriegsdienstes mit dem des Ranges, und machten ihn in den Augen der Menschen doppelt ehrenwerth. Viele Bischöfe und Aebte pflegten, theils wegen der Unruhe ihrer Zeit und ihrer Charaktere, und theils, in späterer Zeit, wegen ihrer Stellung als grosse Lehnsherren, ihre Anhänger in den Kampf zu führen, und diese, von

[1]) Siehe einige vortreffliche Bemerkungen über diese Veränderung in Milman's *History of Christianity, vol. II., pp. 287—288.* Dass der kriegerische Geist des alten Roms im zweiten und dritten Jahrhundert in die Kirche gedrungen war, geht aus dem Umstande hervor, dass kriegerische Begriffe und Namen auf die wichtigsten Verhältnisse des christlichen Lebens angewendet wurden. Der Gläubige hiess Soldat Christi, die Taufe der Fahneneid unverbrüchlicher Treue, die Kirche in ihrem leidenden Zustande *ecclesia militans*, die im Himmel triumphirende Kirche *ecclesia triumphans*, und die zu bestimmten Zeiten wiederkehrenden Gebete wurden Schildwachen, *stationes*, genannt.

Karl dem Grossen zwar verbotene, Gewohnheit erhielt sich bis in die Zeit der Schlacht von Agincourt[1]).

Auf diese Weise war das Brandmal, welches das Christenthum dem Kriege angeheftet hatte, allmälig verblichen. Im Ganzen bewahrte jedoch die Kirche einen friedlichen Einfluss. Der Krieg wurde eher geduldet, als gebilligt, und was auch immer der Fall bei einigen wenigen Prälaten gewesen sein mag, die Kirche that damals nichts, um ihn zu vermehren oder zu ermuthigen. Der Uebergang von den fast quäkerhaften Lehren der Urkirche zu dem wesentlich kriegerischen Christenthume der Kreuzfahrer war hauptsächlich einer anderen Ursache zu verdanken — den Schrecknissen und dem Beispiele des Muhammedanismus.

Diese grosse Religion, welche so lange den Einfluss des Christenthumes bekämpfte, hatte in der That den tiefsten und gerechtfertigsten Schrecken durch die Christenheit verbreitet. Ohne jene Stützen der Einbildung, welche Bilder und Gemälde gewähren, ohne eine durchgeführte Organisation des Priesterthumes, den reinsten Monotheismus unter unwissenden und barbarischen Menschen predigend, und im Ganzen ein überaus hohes und edles Moralsystem einschärfend, verbreitete sich der Muhammedanismus mit Schnelligkeit, und erlangte über die Gemüther seiner Bekenner eine Gewalt, die keine andere Religion wohl ganz und gar in gleichem Masse besessen hat. Er entlehnte dem Christenthume die Lehre von der Seligkeit durch den Glauben, welche wohl der mächtigste Antrieb ist, welcher auf den Charakter der Massen wirken kann, und schilderte so umständlich die Freuden seines sinnlichen Himmels und die Schrecken seiner materiellen Hölle, dass die Einbildung des Volkes davon ganz und gar überwältigt wurde. Er besass ein Buch, das, obgleich dem der entgegengesetzten Religion untergeordnet, nicht desto weniger der Trost und die Stütze von Millionen in vielen Jahrhunderten war. Er lehrte einen Fatalismus, der in der ersten Zeit seine Bekenner mit einem beispiellosen Kriegermuthe beseelte, und der auch in späteren Zeiten, obgleich er oft ihre Thatkraft gelähmt hat, doch selten verfehlte, sie unter dem Drucke des unausweichbaren Unglückes aufrecht zu halten. Aber vor Allem entdeckte er das grosse, das verhängnissvolle Geheimniss, die Leidenschaft des Kriegers mit der des Gläu-

[1]) Mably, *Observations sur l'Histoire de France, I., 6.*; Hallam's *Middle Ages, ch. II., part II.*

bigen unlöslich zu vereinigen. Indem er die Besiegung der Ungläubigen zur ersten Pflicht machte, und den Himmel als die sichere Belohnung des tapferen Kriegers dem Geiste vorhielt, schuf er einen verblendeten Enthusiasmus, der bald die uneinigen Räthe und die wollüstigen Regierungen des Morgenlandes überwältigte, und innerhalb eines Jahrhunderts nach dem Tode Muhammed's hatten seine Nachfolger das Christenthum aus seiner ursprünglichen Heimath ausgerottet, grosse Monarchieen in Asien und Afrika gegründet, eine edle, obgleich vorübergehende und ausländische Civilisation nach Spanien verpflanzt, die Hauptstadt des morgenländischen Kaiserreiches bedroht, und würden, wenn nicht der Ausgang einer einzigen Schlacht dazwischen getreten wäre, ihr Scepter wahrscheinlich über die thatkräftigen und fortschreitenden Völkerschaften Mitteleuropas ausgebreitet haben. Die Woge wurde durch Karl Martell in der Schlacht von Poitiers gebrochen, und es ist jetzt zwecklos, Betrachtungen darüber anzustellen, welches die Folgen gewesen wären, hätte der Muhammedanismus sein siegendes Banner unter den teutonischen Stämmen entfaltet, welche so oft ihren Glauben gewechselt haben, und von denen der Verlauf der Civilisation in so hohem Grade abhing. Aber Eine grosse Veränderung hatte sich thatsächlich vollzogen. Der Geist des Muhammedanismus ging langsam in das Christenthum über und verwandelte es in sein Abbild. Das Schauspiel einer wesentlich kriegerischen Religion bezauberte Menschen, die sehr kriegerisch und gleichzeitig sehr abergläubisch waren. Dem Schrecken, welcher Europa gelähmt hatte, folgte nach einer langen Zwischenzeit ein zügelloser Rückschlag der Rachbegierde. Stolz und Religion wirkten gemeinsam, die christlichen Krieger gegen Diejenigen aufzureizen, welche so oft die Heere der Christenheit geschlagen und ihr Gebiet verwüstet, welche das Reich des Kreuzes um viele der schönsten Provinzen verkürzt, und jene heilige Stadt entweiht hatten, welche nicht bloss wegen ihrer vergangenen Herrlichkeiten, sondern auch wegen der geistigen Segnungen verehrt wurde, die sie noch immer dem Pilgerfahrer gewähren konnte. Die päpstlichen Ablasse erwiesen sich nicht minder wirksam zur Anstachelung des kriegerischen Geistes, als die Verheissungen Muhammed's und etwa zwei Jahrhunderte lang predigte jede Kanzel in der Christenheit die Pflicht des Krieges mit den Ungläubigen und schilderte das Schlachtfeld als den sicheren Pfad zum Himmel. Die religiösen Orden, welche entstanden, vereinigten in sich den Charakter des Priesters mit

dem des Kriegers, und wenn zur Stunde des Sonnenunterganges der Söldner vor seinem Kreuze zum Gebete niederknieete, war dieses Kreuz der Griff seines Schwertes.

Es würde unmöglich sein, sich eine vollständigere Umgestaltung zu denken, als die, welche das Christenthum auf diese Weise erfahren hatte, und es ist betrübend, seinen Richtungen während der Kreuzzüge den Eindruck gegenüber zu stellen, welchen es einst mit vollstem Recht auf die Welt gemacht hatte, als Geist der Sanftmuth und des Friedens gegenüber dem Geiste der Gewaltthätigkeit und des Krieges. Unter den vielen sonderbaren Gewohnheiten der heidnischen Irländer war eine der bedeutsamsten die senkrechte Todtenbestattung. Mit einem Gefühle, etwa dem gleich, welches den Vespasianus zu erklären veranlasste, ein römischer Kaiser müsse stehend sterben, schraken die heidnischen Krieger vor dem Gedanken zurück, niedergestreckt selbst im Tode zu sein, und sie scheinen diese kriegerische Todtenbestattung als ein besonderes Sinnbild des Heidenthumes betrachtet zu haben. Eine alte irische Handschrift erzählt, dass, als das Christenthum in Irland eingeführt wurde, ein König von Ulster auf seinem Sterbebette seinem Sohne das Versprechen abnahm, niemals Christ zu werden, sondern sich aufrecht stehend wie ein Krieger in der Schlacht, mit dem Gesichte stets gegen Süden gewendet und den Mannen von Leinster trotzend, beerdigen zu lassen[1]). Noch bis zum sechzehnten Jahrhundert wurden in einigen Theilen von Irland Kinder durch Untertauchung getauft; aber die rechten Arme der Knaben wurden sorgfältig über dem Wasser gehalten, damit sie, weil nicht in das heilige Wasser getaucht, einen desto tödtlicheren Schlag vollführen könnten[2]).

Einige der ersten Christen haben zuversichtlich vorausgesagt, dass die Bekehrung der Welt zu einer Einstellung aller Kriege führen würde. Blicken wir mit unserer gegenwärtigen Erfahrung zurück, so werden wir zu dem traurigen Schlusse gedrängt, dass der kirchliche Einfluss keine merkbare Wirkung auf die Verringerung der Anzahl der Kriege hatte, sondern sie im Gegentheil stark

[1]) Wakeman's *Archaeologia Hibernica*, *p. 21.* Indess bemerkt Girarldus Cambrensis, dass die irischen Heiligen besonders rachsüchtig waren, und die Heiligen Columba und Comgall sollen in einem blutigen Kampfe um eine Kirche bei Coleraine die Führer gewesen sein. Siehe Reeve's Ausgabe von Adamnan's *Life of St. Columba, pp. LXXVII., 253.*

[2]) Campion's *Historie of Ireland* (1571), *book I., ch. VI.*

vermehrt hat. Wir sehen uns vergeblich nach einer Periode seit Constantin um, in welcher die Geistlichkeit, als Gesammtheit, sich bemühete, den kriegerischen Geist zurückzudrängen, oder einen bestimmten Krieg mit einer Thatkraft oder einer Ausdauer zu verhindern oder abzukürzen, die im geringsten derjenigen zu vergleichen wäre, welche sie während mehrerer Jahrhunderte zur Anstachelung der Wahnbegeisterung der Kreuzfahrer, zur Erzeugung der schauderhaften Niedermetzelung der Albigenser, zur Verbitterung der Religionskriege entfalteten, welche der Reformation folgten. Private Fehden wurden ohne Zweifel durch ihren Einfluss in gewissem Grade niedergehalten; denn die Institution des „Gottesfriedens" stand eine Zeit lang in hohem Ansehen, und als zum Schlusse des Mittelalters die Gewohnheit des Zweikampfes aufkam, wurde sie von der Geistlichkeit mit Nachdruck verdammt; aber wir werden wohl keinen grossen Werth auf ihre Anstrengungen auf diesem Gebiete legen, wenn wir erwägen, dass Duelle der Heidenwelt beinahe oder ganz und gar unbekannt waren, dass, nachdem sie in einer Zeit grossen Aberglaubens aufgekommen waren, die Kirche sich fast ohnmächtig erwies, sie zu entmuthigen, und dass sie in unserem eigenen Jahrhundert vor dem blossen Tadel einer industriellen Gesellschaft verschwinden. Es ist möglich — obgleich freilich wohl schwer zu beweisen — dass das Mittleramt, welches so oft von den Bischöfen verwaltet wurde, bisweilen Kriege verhindert haben mag, und es ist auch gewiss, dass während der Zeiten der Religionskriege so viel kriegerischer Geist in Europa vorhanden war, dass er nothwendiger Weise einen Ausgang finden musste, und die Zeit unter keinen Umständen eine Zeit des vollkommenen Friedens hätte sein können. Aber wenn alle diese Einschränkungen zugestanden werden, bleibt noch immer die grosse Thatsache, dass keine andere Religion, mit Ausnahme des Muhammedanismus, so viel für die Erzeugung des Krieges gethan hat, als das Christenthum durch seine Religionslehrer während mehrerer Jahrhunderte that. Der kriegerische Fanatismus, den sie weckten durch die Ablässe der Päpste, durch die unaufhörlichen Ermahnungen der Kanzel, durch die religiöse Wichtigkeit, welche sie den Reliquien in Jerusalem beilegten, und durch den grossen Widerwillen, welchen sie gegen Alle nährten, die von ihrer Theologie abwichen, hat kaum jemals seines Gleichen an Schärfe gehabt, hat die Vergiessung von Strömen Blutes verursacht, und hat unberechenbares Elend über die Welt gebracht. Religiöser Fanatismus war eine Hauptursache

der älteren Kriege und ein wichtiger Bestandtheil der späteren. Die Friedensprincipien, welche vor Constantin so allgemein waren, haben, ausser bei Erasmus, den Quäkern und den Wiedertäufern, kaum irgend einen Widerhall gefunden[1]; und obgleich einige sehr wichtige Friedensbestrebungen aus dem industriellen Fortschritt der neueren Zeit entsprungen sind, so sind diese meistentheils ohne Zusammenhang mit theologischen Interessen, und in einigen Fällen diesen entgegengesetzt gewesen.

Wenn man aber auch vernünftiger Weise nicht sagen kann, die theologischen Einflüsse hätten die Zahl der Kriege vermindert, so haben sie doch dadurch eine sehr reale und wohlthätige Wirkung auf die Verringerung ihrer Grausamkeit gehabt, dass sie die Lage der Besiegten verbesserten. Ueber wenige Gegenstände haben die sittlichen Meinungen der verschiedenen Zeiten eine so scharfe Verschiedenheit gezeigt, wie in ihrem Urtheil, welche Strafe man gerechter Weise einem besiegten Feinde auflegen dürfte, und diese Verschiedenheiten sind oft als ein Beweis gegen Diejenigen angeführt worden, welche an das Dasein natürlicher sittlicher Gefühle glauben. Sie können jedoch Denjenigen, welche diese Lehre mit den in dem ersten Kapitel dargelegten Beschränkungen annehmen, keine Verlegenheit bereiten. Bei dem ersten Erwachen der menschlichen Intelligenz erscheint (wie ich gesagt habe) die Vorstellung von der Pflicht als verschieden von der des Interesses, und der Geist erkennt bei der Musterung der mannichfachen Gemüthsbewegungen, von welchen er beeinflusst wird, die uneigennützigen und wohlwollenden Beweggründe als wesentlich und generisch über den eigennützigen und grausamen stehende. Aber der allgemeine Zustand der Gesellschaft allein ist es, welcher den Massstab des Wohlwollens und die Klassen bestimmt, gegen welche jeder gute Mensch es bethätigt. Anfangs ist der Bereich der Pflicht die Familie, dann der Stamm, der Staat und seine Verbündeten. Innerhalb dieser Grenzen fühlt sich Jedermann unter sittlichen Verbindlichkeiten gegen seine Umgebung; aber er betrachtet die darüber hinausliegende Welt, wie wir die wilden Thiere betrachten, als Geschöpfe, über die er gerechter Massen herfallen darf. Daraus erklärt sich die Thatsache, warum die Bezeichnungen Brigand und

[1]) Es scheint sonderbar, bei einem so ruhigen und nicht fanatischen Schriftsteller, wie Justus Lipsius, die folgende Stelle zu finden: „Jam et invasio quaedam legitima videtur etiam sine injuria, ut in barbaros et moribus aut *religione* prorsum a nobis abhorrentes.“ *Politicorum sive Civilis Doctrinae libri* (Paris, 1594), *lib. IV.*, *cap. IV.*

Corsar auf den ersten Entwickelungsstufen der Gesellschaft keinen Begriff der sittlichen Schuld in sich schlossen[1]). Solche Menschen wurden einfach betrachtet, wie wir die Jäger betrachten, und wenn sie Muth und Geschick in ihrem Gewerbe entfalteten, wurden sie für geeignete Gegenstände der Bewunderung gehalten. Selbst in den Schriften der erleuchtetsten Philosophen Griechenlands wird der Krieg mit den Barbaren als eine Art Jagd dargestellt, und der blosse Wunsch, die Barbaren zu Sklaven zu machen, wurde für einen hinreichenden Grund, sie zu bekriegen, betrachtet. Das Recht des Siegers, die Gefangenen zu tödten, war allgemein anerkannt und anfangs durch keine Rücksicht auf Alter oder Geschlecht beschränkt. Die Geschichte erzählt mehrere Beispiele, dass griechische und andere Städte von den Griechen oder von den Römern mit Bedacht zerstört und die gesammten Einwohner unbarmherzig niedergemetzelt wurden[2]). Der ganze Verlauf der alten Republiken, obgleich von späteren Geschichtschreibern sehr idealisirt und entstellt, war wohl von diesen Principien beherrscht[3]). Das gewöhnliche Schicksal des Gefangenen war bei den Barbaren

[1]) „Con l'occasione di queste cose Plutarco nel *Teseo* dice che gli eroi si recavano a grande onore e si reputavano in pregio d'armi con l'esser chiamati ladroni; siccome a' tempi barbari ritornati quello di Corsale era titolo riputato di signoria; d'intorno a' quali tempi venuto Solone, si dice aver permesso nelle sue leggi le società per cagion di prede: tanto Solone ben intese questa nostra compiuta Umanità, nella quale costoro non godono del diritto natural delle genti! Ma quel che fa più maraviglia è che Platone ed Aristotile posero il ladroneccio fralle spezie della caccia e con tali e tanti filosofi d'una gente umanissima convengono con la loro barbarie i Germani antichi; appo i quali al referire di Cesare i ladronecci non solo non eran infami, ma si tenevano tra gli esercizi della virtù siccome tra quelli che per costume non applicando ad arte alcuna cosi fuggivano l'ozio.“ Vico, *Scienza Nuova, II., 6.* Siehe auch Whewell's *Elements of Morality, book VI., ch. II.*

[2]) Das alte Kriegsrecht behandelt umständlich Grotius, *De Jure, lib. III.* Siehe besonders das schreckliche Verzeichniss der Trauerspiele in Kapitel 4.

[3]) „Le jour ou Athènes décréta que tous les Mityléniens, sans condition de sexe ni d'âge, seraient exterminés, elle ne croyait pas dépasser son droit; quand le lendemain elle revint sur son décret et se contenta de mettre à mort mille citoyens et de confisquer toutes les terres, elle se crut humaine et indulgente. Après la prise de Platée les hommes furent égorgés, les femmes vendues, et personne n'accusa les vainqueurs d'avoir violé le droit . . . C'est en vertu de ce droit de la guerre que Rome a étendu la solitude autour d'elle; du territoire où les Volsques avaient vingt-trois cités elle a fait les marais pontins; les cinquante-trois villes du Latium ont disparu; dans le Samnium on put longtemps reconnaitre les lieux où les armées romaines avaient passé, moins aux vestiges de leurs camps qu'à la solitude qui régnait aux environs.“ Fustel de Coulanges, *La Cité antique, pp. 263—264.*

der Tod, im civilisirten Alterthume die Sklaverei; aber viele Tausende wurden zu den Gladiatorenkämpfen verdammt, und der besiegte Feldherr wurde gewöhnlich im mamertinischen Gefängnisse ermordet, während sein Sieger im Triumph das Capitol bestieg.

Einige wenige Züge eines menschenfreundlicheren Geistes lassen sich allerdings auch im Alterthume nachweisen. Plato war für die Freilassung aller griechischen Gefangenen gegen ein bestimmtes Lösegeld in die Schranken getreten[1]) und der spartanische General Kallikratides hatte in edler Weise nach diesem Grundsatze gehandelt[2]); aber sein Beispiel scheint niemals allgemein befolgt worden zu sein. In Rom wurde das Völkerrecht streng beobachtet. Kein Krieg galt für rechtmässig, der nicht amtlich erklärt worden war; und selbst bei Kriegen mit Barbaren erörtern die römischen Geschichtschreiber oft die Zulänglichkeit oder Unzulänglichkeit der Gründe der Kriege mit einer gewissenhaften Strenge, die ein neuerer Geschichtschreiber kaum übertreffen könnte[3]). Die späteren griechischen und lateinischen Schriften enthalten gelegentlich Grundsätze, die einen bedeutenden Fortschritt in dieser Sphäre bekunden. Sowohl Cicero als Sallust erklärten, das einzige gerechtfertigte Ziel des Krieges sei ein gesicherter Friede. Derjenige Krieg endet, nach Tacitus, gut, welcher mit einer Verzeihung endet. Plinius weigerte sich, Cäsar gross zu nennen, weil er Ströme menschlichen Blutes vergossen hatte. Zwei römische Eroberer[4]) erwarben sich einen hohen Ruf, weil sie sagten, es sei besser das Leben Eines Bürgers zu retten, als tausend Feinde zu vernichten. Marcus Aurelius verglich wehmüthig die Laufbahn eines Eroberers mit der eines einfachen Räubers. Völker oder Heere, die sich freiwillig Rom unterwarfen, wurden mit der grössten Nachsicht behandelt und es werden zahlreiche Handlungen individueller Grossmuth berichtet. Die bei einer Belagerung von Soldaten an den Frauen der Besiegten verübte Keuschheitsverletzung wurde als ein seltenes und abscheuliches Verbrechen gerügt[5]). Die

[1]) Plato, *Republ., lib. V.;* Bodin, *République, liv. I., ch. 5.*

[2]) Grote, *History of Greece, vol. VIII., p. 224.* Auch Agesilaus war sehr menschenfreundlich gegen Gefangene. *Ibid., 365—366.*

[3]) Bei Livius tritt dies fortwährend hervor, aber am meisten, glaube ich, bei dem Geschichtschreiber Florus.

[4]) Scipio und Trajanus.

[5]) Siehe einige merkwürdige Stellen bei Grotius, *De Jure Belli, lib. III. ap. 4., §. 19.*

schreckliche Grausamkeit des alten Krieges scheint zuletzt thatsächlich, obgleich nicht gesetzlich, auf zwei Klassen beschränkt worden zu sein[1]). Städte, wo römische Gesandte beschimpft worden waren, oder wo eine besondere That der Untreue oder Grausamkeit begangen worden war, wurden bis auf den Grund zerstört, und ihre Einwohner niedergemetzelt oder in die Sklaverei abgeführt. Barbarische Gefangene wurden beinahe wie wilde Thiere betrachtet und zu Tausenden auf den Sklavenmarkt oder zum Kampfe in die Arena geschickt.

Die Veränderungen, welche das Christenthum in der Kriegführung bewirkte, waren sehr wichtig und von dreierlei Art. Erstens unterdrückte es die Gladiatorenspiele und rettete dadurch Tausende von Gefangenen von einem blutigen Tode. Zweitens entmuthigte es beharrlich die Gewohnheit, Gefangene zu Sklaven zu machen, kaufte mit milden Beiträgen grosse Mengen derselben frei, und verfolgte langsam und unmerklich seinen Pfad der Wohlthätigkeit, bis es ein anerkannter Grundsatz des Völkerrechts wurde, dass keine christlichen Gefangenen zur Sklaverei verurtheilt werden durften[2]). Drittens hatte es einen mehr mittelbaren, aber

[1]) Diese Beschränkungen werden von Ayala, *De Jure et Officiis Bellicis* (Antwerp., 1597), und Grotius, *De Jure,* umständlich aufgezählt. Merkwürdig ist es, dass sowohl Ayala als Grotius ihren Nachweis hauptsächlich, Ayala fast ganz und gar, auf die Schriften und Beispiele der Heiden begründen. Eine interessante Erörterung über die Grenzen des Rechtes der Eroberer und über die rechtmässigen Ursachen des Krieges findet man bei Cicero, *De Officiis, lib. I.*

[2]) In England scheint die Veränderung unmittelbar nach der Bekehrung eingetreten zu sein. „Die evangelischen Lehren des Friedens und der Liebe", sagt ein gelehrter Geschichtschreiber, „machten nicht ein Ende dem Kriege, noch auch den aggressiven Eroberungen, aber sie vermenschlichten entschieden die Art der Kriegführung. Fortan hörten die nimmer endenden Kriege mit den Walisern auf, Vertilgungskriege zu sein. Die heidnischen Engländer waren mit nichts weniger, als der Vertreibung und Vernichtung ihrer Feinde zufrieden; die christlichen Engländer hielten es für genügend, sie zur politischen Unterwürfigkeit zu bringen . . . Die christlichen Waliser konnten nunmehr als Unterthanen der christlichen Sachsen ruhig leben. Der Waliser war als Mensch und Bürger anerkannt und stand unter dem Schutze des Gesetzes." Freeman's *Hist. of the Norman Conquest, vol. I., pp. 33—34.* Christen, welche Ungläubigen im Kriege gegen Christen Hülfe leisteten, waren selbstverständlich excommunicirt und konnten demgemäss zu Sklaven gemacht werden, aber alle Anderen waren von der Sklaverei frei. „Et quidem inter Christianos laudabili et antiqua consuetudine introductum est, ut capti hinc inde, utcunque justo bello, non fierent servi, sed liberi servarentur donec solvant precium redemptionis." Ayala, *lib. I., cap. 5.* Auch bei den Muhammedanern war es Gesetz, dass kein Glaubensgenosse zum Sklaven verkauft werden durfte. Grotius, *De Jure, III., 7., §. 9.* Heidnische

sehr mächtigen Einfluss durch Aufstellung eines neuen kriegerischen Ideals. Der ideale Held der Kreuzzüge und des Ritterthumes, welcher die Kraft und das Feuer des alten Kriegers mit der Milde und Demuth des christlichen Heiligen in sich vereinigte, ging aus den zwei Strömungen des religiösen und kriegerischen Gefühls hervor; und obgleich dieses Ideal, gleich allen anderen, eine Schöpfung der Einbildung war, die selten oder niemals vollkommen im Leben verwirklicht wurde, blieb es doch der Typus und das Vorbild kriegerischer Grösse, dem viele Generationen nachstrebten, und sein mildernder Einfluss lässt sich sogar jetzt noch vielfach in dem Charakter des modernen Gentleman verfolgen.

Neben der allmäligen Verschmelzung des kriegerischen Geistes mit dem Christenthume können wir in der Zeit vor Karl dem Grossen die ersten Stadien jener Vergötterung des weltlichen Ranges entdecken, welche zu einer späteren Zeit in den Formen des Ritterwesens, des göttlichen Rechtes der Könige und der Verehrung des Adels sowohl in der Sitten- als in der Staatsgeschichte eine so hohe Rolle spielte. Wir haben bereits gesehen, dass der Verlauf der Begebenheiten in dem römischen Reiche auf die beständige Vergrösserung der kaiserlichen Macht hinausging. Dem repräsentativen Despotismus des Augustus folgte zuletzt der orientalische Despotismus des Deocletianus. Der Senat sank zu einer ohnmächtigen Versammlung kaiserlicher Beamten herab, und der Geist der römischen Freiheit schwand ganz und gar mit dem Erlöschen des Stoicismus.

Es würde wohl eine zwecklose Künstelei sein, nach tieferen Ursachen für diese Veränderung zu suchen, als man in den gewöhnlichen Principien der menschlichen Natur finden kann. Der Despotismus ist die normale und legitime Regierung eines jungen Staates, in welchem das Wissen noch nicht die Macht des Volkes entwickelt hat; aber wenn er in einen civilisirten Staat eingeführt wird, hat er die Natur einer Krankheit, und zwar einer Krankheit, die, wenn ihr nicht Einhalt gethan wird, eine fortgehende Richtung hat, sich weiter zu verbreiten. Sobald freie Völker ihre politische Thätigkeit einstellen, verlieren sie allmälig sowohl die Fähigkeit zur als das Verlangen nach Freiheit. Da das politische Talent und der Ehrgeiz keine Sphäre der Thätigkeit finden, so verfallen sie mehr und mehr, und knechtische, entnervende und lasterhafte

und barbarische Gefangenen wurden jedoch als Sklaven (besonders von Spaniern) bis in die neueste Zeit verkauft.

Gewohnheiten nehmen verhältnissmässig zu. Völker sind organische Wesen in einem beständigen Processe des Wachsthumes oder des Verfalles, und wo sie nicht einen Fortschritt der Freiheit zeigen, machen sie gewöhnlich einen Fortschritt zur Knechtschaft.

Man kann kaum behaupten, dass das Christenthum vielen Einfluss auf diese Veränderung hatte. Weil es den schon seit lange sich vollziehenden Rückzug der sittlichen Thatkraft des Volkes von der Sphäre des Staatslebens in gewissem Grade beschleunigte, verhinderte es, dass der grosse Fortschritt der Moral, den es unzweifelhaft bewirkte, in den öffentlichen Angelegenheiten merklich hervortrat. Es schärfte die Lehre vom leidenden Gehorsam ein, dem seine Schüler in den schlimmsten Zeiten der Verfolgung in edler Weise treu blieben. Andererseits verwarfen die Christen nachdrücklich die göttliche Verehrung der Kaiser und verfochten mit heldenmüthiger Ausdauer ihre unabhängige Gottesverehrung, trotz des Gesetzes. Nach der Zeit Constantin's jedoch wurde ihr Eifer viel weniger lauter und Sekteninteressen beherrschten ihre Grundsätze vollkommen. Man hat viel schlecht angebrachte Gelehrsamkeit darauf verwendet, aus den Kirchenvätern eine feste Lehre über die Verhältnisse der Unterthanen zu ihren Herrschern zusammenzustellen; allein jeder unparteiische Beobachter kann entdecken, dass das Princip, nach welchem sie handelten, ausserordentlich einfach war. Wenn ein Herrscher hinlänglich orthodox in seinen Meinungen und hinlänglich eifrig war, die Kirche zu beschützen und die Ketzer zu verfolgen, wurde er als ein Engel gerühmt. Wenn aber seine Politik gegen die Kirche gerichtet war, wurde er als ein Dämon geschildert. Gregor's von Tours unumwundene Würdigung des Charakters Clodwig's ist ein nicht minder schlagendes Beispiel moralischer Verkehrtheit, als die widerliche und wahrhaft gotteslästerliche Schmeichelei, mit welcher Eusebius den Constantin überhäuft — einen Herrscher, dessen Charakter zu allen Zeiten von der zweideutigsten Art war, und der, kurz nach seiner Bekehrung, seinen Sohn, seinen Neffen und seine Frau gewaltsam tödten liess. Wenn wir die Stellung der Geistlichkeit zu den Herrschern nach der Sprache des Eusebius würdigen sollten, müssten wir behaupten, dass sie ihnen eine unmittelbare göttliche Inspiration zuschrieben, und die kaiserliche Würde in einer Weise hochstellten, die früher unbekannt war[1]).

[1]) Der Charakter Constantin's und dessen Würdigung im Eusebius sind gut behandelt von dem Decan Stanley, *Lectures on the Eastern Church* (Lect. VI).

Aber als Julianus den Thron bestieg, änderte sich die ganze Anschauung der Kirche. Der grosse und tugendhafte, obgleich irregeleitete Herrscher, dessen Privatleben ein Muster der Lauterkeit war, der die Sitten, Geschmacksrichtungen und Freundschaften eines philosophischen Lebens auf den Thron mitbrachte, und der, mit sehr geringen Ausnahmen, nach dem Grundsatze der umfassendsten und allgemeinsten Duldung handelte, war ein Feind der Kirche, und in Folge dessen wurde der ganze Wortschatz von Schimpfreden auf ihn verschwendet. Geistliche und Laien schmähten ihn um die Wette, und als er nach einer kurzen, aber ruhmreichen Herrschaft von weniger als zwei Jahren einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde fand, konnten weder die augenblicklichen Gefahren des Heeres, noch der Heldenmuth, welchen der gefallene Kaiser entfaltet hatte, noch die majestätische Ruhe seines Endes, noch die Thränen seiner treuen Freunde, die Christenheit zum Anstande des Schweigens bewegen. Ein lauter Freudenruf erfüllte das Land. In Antiochien versammelten sich die Christen in den Theatern und in den Kirchen, um mit Jauchzen den Tod zu feiern, welchen ihr Kaiser im Kampfe gegen die Feinde seines Landes gefunden hatte[1]). Eine Menge racheathmender Legenden drückte den Jubel der Kirche aus[2]), und der heilige Gregorius von Nazianz verwendete seine Beredsamkeit darauf, diesen Jubel unsterblich zu machen. Sein Bruder hatte zu einer Zeit ein hohes Amt im Kaiserreiche bekleidet und furchtlos sein Christenthum unter Julian bekannt; aber dieser Kaiser entfernte ihn nicht bloss nicht von seinem Amte, sondern ehrte ihn sogar mit warmer Freundschaft[3]). Die Leiche Julian's hatte nur eine kurze Zeit im Grabe geruht, als Gregorius zwei zügellose Schmähreden gegen sein Andenken hielt, die abgeschmacktesten Verleumdungen auf seinen Charakter häufte, sein Bedauern aussprach, dass die Leiche nicht nach dem Tode in die Kloake geworfen worden war, und die Zuhörer durch eine farbenreiche Schilderung der Qualen ergötzte, welche seiner in der Hölle warteten. Unter den Heiden war eine Beschuldigung der schwersten Art gegen die Christen im Umlauf. Es hiess, Julian wäre durch den Speer, nicht eines Feindes, sondern eines seiner eigenen christlichen Soldaten gestorben. Wenn man erwägt, dass er Kaiser und zugleich Feldherr war, dass er fiel, als er

[1]) Theodoret, *III.*, *28.*

[2]) Sie sind gesammelt von Chateaubriand, *Études hist.*, *2me disc. 2me partie.*

[3]) Siehe Gregorius, Rede über *Cesairius.*

tapfer und zuversichtlich sein Heer in den Kampf führte, und in dem entscheidenden Augenblicke einer Schlacht, von der die Schicksale des Reiches in hohem Grade abhingen, so scheint diese Beschuldigung, welche Libanius gemacht hat, einen so gemeinen Verrath zu umfassen, wie man ihn sich nur denken kann. Dass sie eine grundlose Verleumdung war, wird jetzt kaum in Frage gestellt; aber die Art, wie sie bei den Christen betrachtet wurde, ist besonders charakteristisch. „Libanius", sagt einer der Kirchengeschichtschreiber, „versichert bestimmt, dass der Kaiser durch die Hand eines Christen fiel, und dies war auch wohl die Wahrheit. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass einige Söldner, die damals in dem römischen Heere dienten, den Entschluss gefasst haben mögen, wie die alten Tyrannenmörder zu handeln, die sich für die Sache der Freiheit dem Tode aussetzten, zur Vertheidigung ihres Landes, ihrer Familien und ihrer Freunde kämpften, und deren Namen mit allgemeiner Bewunderung verewigt worden sind. Noch weniger verdient Derjenige einen Tadel, der um Gottes und der Religion willen eine so kühne That vollbrachte" [1]).

Ich denke, man kann ohne Uebertreibung behaupten, dass die vollständige Unterordnung aller anderen Grundsätze unter ihre theologischen Interessen, welche die Geistlichkeit zur Zeit Julian's kennzeichnet, viele Jahrhunderte lang dauerte. Keine Schmährede war gegen einen Herrscher zu scharf, der sich ihren Interessen widersetzte, keine Schmeichelei zu übertrieben für einen Herrscher, der sie unterstützte. Von allen Kaisern, welche den Thron Konstantinopels schändeten, war Phokas wohl der abscheulichste und raubgierigste. Als Befehlshaber der Leibwache erhob er sich durch eine Militärrevolte zur höchsten Macht, und der Kaiser Mauritius fiel mit seiner Familie in seine Hände. Er beschloss, den gefangenen Kaiser hinrichten zu lassen; liess aber zunächst dessen fünf Söhne nacheinander vor den Augen ihres schmerzdurchzuckten Vaters ermorden, der den schrecklichen Anblick mit einer schönen Mischung von altem Heldenmuthe und christlicher Frömmigkeit ertrug, und, wie jedes Kind unter dem Messer des Meuchelmörders fiel, ausrief: „Du bist gerecht, o Gott, und redlich deine Gerichte!", und sogar in dem letzten Augenblicke so streng an der Wahrheit festhielt, dass er den frommen Betrug der Amme offenbarte, welche, um sein jüngstes Kind zu retten, es mit ihrem eigenen vertauscht

[1]) Sozomen., *VI.*, *2.*

hatte. Aber Mauritius — der ein schwacher und mehr geiziger als lasterhafter Herrscher war — hatte sich eifersüchtig auf den Einfluss des Papstes gezeigt, hatte den Söldnern verboten, während der höchsten Gefahr ihres Landes ihre Fahnen zu verlassen und Mönche zu werden, und hatte sogar die Ansprüche des Erzbischofs von Konstantinopel auf den Titel allgemeiner Bischof ermuthigt; und in den Augen der römischen Priester war die Erinnerung an diese Verbrechen hinreichend, um den grausamsten der Morde zu billigen. Papst Gregorius der Grosse theilte diese Ansicht. Als der Empörer nach byzantinischer Sitte durch Uebersendung seines Bildnisses den Römern seine Thronbesteigung angezeigt hatte, richtete Gregor zwei Glückwunschschreiben an ihn und an seine Frau Leontia, in welchen er in biblischem Tone und in schwülstigem Hofstyl Himmel und Erde anrief, sich über ihren Sieg zu freuen; stellte ihre Bilder im Lateran zur Verehrung auf, und gab geschickt zu verstehen, es wäre unmöglich, dass ihre wohlbekannte Frömmigkeit verfehlen könnte, dem Stuhl Petri hold zu sein[1]).

Der Verlauf der Begebenheiten in Bezug auf die monarchische Macht war eine Zeit lang im Osten und Westen verschieden. Constantin hatte mehr von der Pracht und Art eines morgenländischen Herrschers, als irgend ein früherer Kaiser angenommen, und der Hof von Konstantinopel war bald durch die Uebertriebenheit des Glanzes von Seiten des Herrschers und der Schmeichelei von Seiten der Unterthanen berüchtigt, wie sie wohl niemals übertroffen worden ist[2]). Die kaiserliche Macht verdunkelte die geistliche, und die Priester sanken allmälig, trotz ihres wilden Ausbruches während des Bilderstreites und ein paar kleinerer Aufstände, in jene zufriedene Unterwürfigkeit, welche der morgenländischen Kirche eigen zu sein pflegt. Im Abendlande hingegen waren die römischen Bischöfe in einem hohen Grade von den Herrschern unabhängig und in einem gewissen Grade ihren Interessen entgegengesetzt. Die Verlegung der kaiserlichen Regierung nach Konstantinopel mit Zurücklassung der römischen Bischöfe als Hauptpersonen in einer der anerkannt

[1]) *Epist. XIII., 31—39.* In dem zweiten der drei Briefe (welcher an Leontia gerichtet ist) sagt er: „Rogare forsitan debui ut ecclesiam beati Petri apostoli quae nunc usque gravibus insidiis laboravit, haberet Vestra Tranquillitas specialiter commendatam. Sed qui scio quia omnipotentem Deum diligitis, non debeo petere quod sponte ex benignitate vestrae pietatis exhibetis."

[2]) Siehe die graphische Schilderung in Gibbon's *Decline and Fall, ch. LIII.*

wichtigsten Städte der Welt, war eine der grossen Ursachen von der ausserordentlichen Zunahme des Papstthumes und des Arianismus vieler Herrscher; die Eifersucht, welche andere gegen geistliche Uebergriffe zeigten, und die Lauheit einiger weniger in der Ketzerverfolgung wurden Ursachen der Zwietracht. Bei der Spaltung des Reiches kam die abendländische Kirche mit Herrschern eines anderen Typus in Berührung. Die Barbarenkönige waren wenig mehr als kriegerische Häuptlinge, meistentheils vom Volke gewählt, von wenig oder keiner besonderen Heiligkeit umgeben, und hielten ihre schwankende und sehr beschränkte Machtvollkommenheit durch ihren Muth oder ihre Geschicklichkeit aufrecht. Einige wenige ahmten schwach den Prunk der römischen Kaiser nach, aber ihre Ansprüche hatten kein grosses Gewicht in der Welt. Der Strahlenkranz, welchen der Geist Theoderich's um seinen Thron verbreitete, verschwand nach seinem Tode, und der Arianismus dieses grossen Herrschers schloss ihn hinlänglich von den Sympathieen der Kirche aus. In Gallien erhob sich unter ein paar kühnen und gewissenlosen Männern die merowingische Dynastie aus einer Schaar kleiner Könige, und gestaltete das ganze Land zu Einem Königreiche; aber nach einer kurzen Zeit entartete sie, die Könige wurden blosse Puppen in den Händen der Hausmaier, welche als erste Hof- und Staatsbeamte eine Stellung einnahmen, die ihnen solchen Einfluss verschaffte, dass bei schwachen Königen die wirkliche Macht auf sie überging, was dann die Folge hatte, dass sie zuletzt das Volk thatsächlich beherrschten.

Aus diesen nicht viel versprechenden Zuständen entwickelten sich langsam die mittelalterliche Lehre von dem göttlichen Recht der Könige und die allgemeine Hochachtung des Ranges, welche das Wesen des Ritterthumes bildeten. Politische und moralische Ursachen wirkten zusammen, um sie zu erzeugen. Die hauptsächlichen politischen Ursachen — welche allbekannt sind — lassen sich in wenigen Worten zusammenfassen.

Als Leo der Isaurier im achten Jahrhundert den Bilderdienst zu unterdrücken versuchte, wurde der allerdings heftige Widerstand, auf welchen er in Konstantinopel stiess, rasch unterdrückt; allein der Papst, welcher sich einer weit höheren Stellung vermass, als irgend ein byzantinischer Bischof erlangen konnte, excommunicirte kecklich den Kaiser und erregte eine Empörung gegen seine Machtvollkommenheit, die mit der thatsächlichen Unabhängigkeit Italiens endigte. Seine Stellung war damals besonders einflussreich. Er

vertrat eine religiöse Sache, an welcher die grosse Masse der Christenheit leidenschaftlich hing. Er wurde als der Befreier Italiens verehrt. Er zeigte in der Stunde des Sieges eine Mässigung, die viele Feinde versöhnte und die Anarchie verhinderte, welche man hätte erwarten können. Er leitete zu gleicher Zeit die grosse Organisation des Mönchthumes, welches sich über die ganze Christenheit verzweigte, seine Autorität unter viele barbarische Völker verbreitete, und durch seine besondere Anhänglichkeit an das Papstthum, als verschieden von dem Episkopat, sehr viel dazu beitrug, das Christenthum in einen geistigen Despotismus zu verwandeln. Eine grosse Gefahr jedoch bedrohete noch immer die päpstliche Macht. Die barbarischen Lombarden fielen fortwährend in sein Gebiet ein und gefährdeten die Unabhängigkeit Roms. Der damalige König der Lombarden, Luitprand, hatte gerade in der Stunde seines Sieges vor der Drohung mit der ewigen Qual seine Truppen von den Thoren des Vaticans zurückgezogen; aber sein Nachfolger Aistulph war gegen jede Furcht gestählt, und es schien, als ob die päpstliche Hauptstadt unvermeidlich seinen Waffen erliegen müsste.

In ihrer vollständigen militärischen Ohnmacht sahen sich die Päpste nach einer ausländischen Hülfe um und knüpften mit den Franken, deren kriegerischer Geist und Siege allgemein bekannt waren, Verhandlungen an. Karl Martell, obgleich ein blosser Hausmaier (Major domus), hatte Europa von den Muhammedanern befreit, und der Papst erwartete, dass er sein Schwert zur Vertheidigung des Vaticans ziehen werde. Karl blieb jedoch taub gegen alle Bitten; und obgleich er mehr als irgend ein Herrscher seit Constantin für die Kirche gethan hatte, scheint seine Aufmerksamkeit durch die Interessen seines eigenen Landes ganz und gar in Anspruch genommen gewesen zu sein, und dies entzog ihm die Sympathieen des Klerus. Eine alte Legende erzählt, dass ein Heiliger sah, wie die Seele Karl's von Dämonen in die Hölle geschleppt wurde, weil er Kirchengüter eingezogen hatte, und ein neuerer Geschichtschreiber [1]) hat seinen Tod dem Umstande beigemessen, dass er zögerte, dem Papste zu Hülfe zu kommen. Sein Sohn Pipin indess, getrieben durch persönlichen Ehrgeiz, durch ein Verlangen nach kriegerischem Abenteuer und in gewissem Grade durch religiösen Eifer, gab der Bitte des Papstes bereitwillig Gehör, und ein Vertrag wurde zwischen Beiden geschlossen, der sich als eine der wichtigsten Be-

[1]) Baronius.

gebenheiten in der Geschichte erwies. Pipin machte sich anheischig, den Papst vor der ihm drohenden Gefahr sicher zu stellen, und der Papst willigte darein, dem ehrgeizigen Streben Pipin's, welches dahin ging, die merowingische Dynastie zu beseitigen, und auch dem Namen nach zu werden, was er bereits in der That war, der Herrscher von Gallien, die geistliche Weihe zu geben.

Ich habe nicht nöthig, des Breiteren die Einzelheiten dieser Verhandlungen, welche von vielen Geschichtschreibern beschrieben sind, zu wiederholen. Es genügt zu sagen, dass der Vertrag genau beobachtet wurde. Pipin unternahm zwei Expeditionen nach Italien und vernichtete die Macht der Lombarden vollständig, indem er ihnen das reiche Exarchat Ravenna entriss, welches er dem Papste abtrat, der nominell die Oberherrschaft des byzantinischen Kaisers noch immer anerkannte, durch dieses Geschenk aber zum ersten Male als unabhängiger weltlicher Fürst auftrat. Andererseits wurde die Absetzung Childerich's auf friedliche Weise bewirkt; der Letzte der Merowinger wurde in ein Kloster gesperrt, und die karolingische Dynastie bestieg den Thron unter der besonderen Weihe des Papstes, der bei dieser Gelegenheit die Salbung vollzog, welche früher nicht im allgemeinen Gebrauch war [1]), mit eigenen Händen die Krone auf das Haupt Pipin's setzte, und einen feierlichen Bann gegen Alle aussprach, welche sich wider den neuen König oder seine Nachfolger empören sollten.

Die grosse Wichtigkeit dieser Thatsachen war wohl keiner der dabei betheiligten Parteien vollkommen klar geworden. Es war allerdings augenscheinlich, dass der Papst von einer drückenden Gefahr befreit worden war und einen grossen Zuwachs an weltlicher Macht erlangt hatte, sowie dass eine neue Dynastie in Gallien unter besonders günstigen und grossen Eindruck machenden Umständen entstanden war. Allein viel wichtiger als diese Thatsachen war die damit vollzogene dauernde Weihe der königlichen Machtvollkommenheit. Dem Papste war es gelungen, seine Befugniss, Könige zu beseitigen und einzusetzen, factisch zu begründen, und er hatte auf diese Weise eine Stellung erlangt, die den ganzen späteren Verlauf der europäischen Geschichte beeinflusste. Wenn der Monarch in einem gewissen Grade dem Priester unterthan geworden war, so war er dagegen in einem hohen Grade von seinem Volke unabhängig geworden; der göttliche Ursprung seiner Macht

[1]) Mably, *II., 1.;* Gibbon, *Decline and Fall, ch. XLIX.*

wurde als ein Dogma der Religion betrachtet, und eine Heiligkeit umgab ihn, die seine Macht masslos vergrösserte. Die heidnische Vergötterung der Kaiser hatte nicht merklich dazu beigetragen, ihre Machtvollkommenheit zu vergrössern, noch die Grenzen der Kritik oder der Empörung zu beschränken. Das den christlichen Königen beigemessene göttliche Recht, welches sie von der Selbstbestimmung des Volkes unabhängig machte, war ein höchst einflussreicher Aberglauben, der sogar heutiges Tages noch nicht ganz aus der Welt verschwunden ist [1]).

Blosse vereinzelte politische Begebenheiten haben indessen selten oder niemals diesen tiefen Einfluss, wenn nicht andere Triebfedern ihnen vorausgegangen sind und vorgearbeitet haben. Die erste Ursache, welche die bereitwillige Aufnahme der Lehre von dem göttlichen Charakter der königlichen Autorität veranlasste, lässt sich wohl in dem Vorwalten des Mönchswesens finden. Ich habe bereits bemerkt, dass dieses System in der übertriebensten Weise jene Hochhaltung der Tugenden der Demuth und des Gehorsams vertritt, welche den christlichen Typus der Vollkommenheit so sehr von dem heidnischen scheidet. Ich habe auch hervorgehoben, dass es durch die Zusammenwirkung vieler Ursachen einen solchen Umfang und Einfluss erlangt hatte, dass es das leitende Ideal der christlichen Welt wurde. Die Mönche, welche die ganze Erziehung und Literatur beherrschten oder monopolisirten, und welche die meisten Gesetzgeber und viele Staatsmänner der Zeit ausbildeten, und so allen moralischen Enthusiasmus und den grössten Theil intellectueller Befähigung an sich zogen, hinterliessen bald ihr Gepräge im Charakter der Völker. Gewohnheiten des Gehorsams und Stimmungen der Demuth wurden weit verbreitet, verehrt und idealisirt, und eine Kirche, die hauptsächlich auf Tradition beruhete, nährte einen tiefen Sinn für die Heiligkeit des Alterthumes und

[1]) Einige gute Bemerkungen über die Art, wie die Bischöfe bei den freien Franken die Pflicht des leidenden Gehorsams einschärften, findet man bei Mably, *Obs. sur l'Histoire de France*, *livre I.*, *ch. III.* Gregor von Tours hatte zu Childerich also gesprochen: „Wenn Einer von uns, o König, den Pfad der Gerechtigkeit verlässt, wird er von Dir zurecht gewiesen; wenn Du aber abirrst, wer wird Dich zurecht weisen? Wir sprechen freilich zu Dir, aber Du hörst nur darauf, wenn Du willst, und wenn Du nicht willst, wer kann Dich verdammen, als der da gesagt hat, dass er selbst die Gerechtigkeit sei?" *Hist.*, *V.*, *19.* Andererseits verfocht Hinkmar, Erzbischof von Rheims, nachdrücklich die Verpflichtung der Könige, das Gesetz zu beobachten, und rügte die Lehre, dass sie Niemandem als Gott unterthan seien, als diabolisch. (Allen, *On the Royal Prerogative* (1849), *pp. 171—172.*)

einen natürlichen Hang, die überlieferten Gewohnheiten zu beobachten. In dieser Weise bildete sich allmälig eine Gefühlsstimmung, die sich mit den monarchischen und aristokratischen Institutionen des Lehnwesens verschmolz, welche hauptsächlich desshalb blüheten, weil sie mit den sittlichen Gefühlen der Zeit übereinstimmten. Nächstdem wirkte eine Reihe socialer und politischer Ursachen auf die Beschränkung jenes persönlichen Unabhängigkeitssinnes, den man an den „Barbaren" gekannt hatte. Der König war anfangs nicht der Herrscher eines Landes, sondern der Häuptling eines Stammes gewesen [1]. Allmälig jedoch nahm die Souveränität mit den geordneteren Zuständen einen territorialen Charakter an, woraus die Ansätze einer territorialen Aristokratie bald hervorgingen. Die Könige verschenkten unter dem Namen Beneficien Theile des eroberten Landes oder der königlichen Domänen an die Hauptheerführer. Diese Verleihungen, mit welchen die Leistung von Kriegsdienst verbunden war, konnten anfangs widerrufen werden, wurden aber unter stetem Kampfe nach und nach erblich. So lange die Gesellschaft noch ohne feste Organisation war, erkauften die kleinen Grundherren den Schutz der Kirche oder irgend eines mächtigeren Häuptlings dadurch, dass sie ihre Besitzungen abtraten, um sie als Pächter gegen Zins oder Kriegsdienst zurück zu erhalten. Andere machten eine solche Abtretung nicht, stellten sich aber unter die Hut eines benachbarten Lord, dem sie dafür Huldigung oder Kriegshülfe boten. Zu gleicher Zeit sanken die freien Bauern, aus Ursachen, die ich bereits angedeutet habe, meistentheils zu Hörigen herab, und wurden Unterthanen der Reichen und Schützlinge der grossen Grundbesitzer. Auf diese Weise bildete sich allmälig eine Hierarchie der Stände, wovon der König die Spitze und der Hörige die Basis war. Die vollständige gesetzliche Ausbildung dieser Rangordnung gehört der Zeit des Feudalismus an, welche nicht innerhalb des Bereiches des gegenwärtigen Bandes liegt; allein die Hauptelemente des Feudalismus waren schon vor Karl dem Grossen vorhanden und die daraus hervorgegangenen Folgen lassen sich bereits deutlich erkennen. Jeder Stand, ausgenommen der höchste, war in fortwährender Berührung mit einem höheren, wodurch ein Gefühl beständiger Ab-

[1]) Ueber den Grad der Autorität der barbarischen Könige und die verschiedenen Entwickelungsstufen, wodurch ihre Macht sich vergrösserte, walten grosse Streitigkeiten ob. Der Leser ziehe zu Rath Thierry's *Lettres sur l'Hist. de France (lettre 9.)*; Guizot's *Hist. de la Civilisation;* Mably, *Observ. sur l'Hist. de France;* Freeman's *Hist. of the Norman Conquest*, *vol. I.*

hängigkeit und Unterordnung genährt wurde. Für den Hörigen, der ganz und gar von dem benachbarten Edelmann abhing, für den Adligen, der alle seine Würden unter der Bedingung häufigen Kriegsdienstes unter seinem Herrscher besass, wurde der Begriff weltlichen Ranges mit demjenigen der höchsten Grösse identisch.

Aus diesen Bemerkungen ergiebt sich offenbar, dass in der Zeit vor Karl dem Grossen die sittlichen und politischen Ursachen bereits in Thätigkeit waren, welche in einer viel späteren Periode die Ausbildung des Ritterthumes erzeugten, einer Organisation, die auf der Verbindung und Verherrlichung des weltlichen Ranges und der kriegerischen Tapferkeit begründet war. Damit aber die geschilderten Richtungen ihre volle Kraft erlangten, war es nothwendig, dass sie von einer grossen Persönlichkeit vertreten oder verherrlicht würden, die durch den Glanz und die Schönheit ihrer Laufbahn die Einbildung der Menschen bezaubern konnte. Es ist viel leichter, grosse Menschenmassen durch ihre Einbildung, als durch ihre Vernunft zu beherrschen. Moralprincipien wirken selten mächtig auf die Welt, ausgenommen auf dem Wege des Beispiels und der Ideale. Wenn der Verlauf der Begebenheiten dahin zielte, den asketischen oder monarchischen oder militärischen Geist zu verherrlichen, entsteht ein grosser Heiliger, oder Herrscher, oder Krieger, der die schlummernden oder noch unbewussten Richtungen seiner Zeit in Einen blendenden Brennpunkt concentrirt, den Enthusiasmus entzündet und die Einbildung des Volkes bezaubert. Ohne die vorherrschende Richtung würde der grosse Mann nicht aufgestanden sein, oder seinen grossen Einfluss nicht geübt haben. Ohne den grossen Mann, dessen Lebenslauf mächtig auf die Einbildung wirkte, würde die vorherrschende Richtung nimmer ihre Kraft erlangt haben.

Diese typische Figur erschien in Karl dem Grossen, dessen kolossale Gestalt mit majestätischer Grösse sowohl in der Geschichte als in der Sage hervorragt. Von allen grossen Herrschern hat es wohl keinen anderen gegeben, der so wahrhaft vielseitig war, dessen Einfluss alle damaligen religiösen, intellectuellen und politischen Gedankenrichtungen so vollständig durchdrang. In einer der finstersten Perioden der europäischen Geschichte auf den Thron gelangt, belebte dieser grosse Kaiser mit einem kurzen, aber blendenden Glanze die verblichenen Herrlichkeiten des westlichen Reiches wieder, führte, meistentheils in eigener Person, zahlreiche Kriege gegen die ihn umgebenden barbarischen Völker, veränderte das

ganze System der Gesetzgebung, reformirte die gesammte Kirchendisciplin, machte alle Klassen der Geistlichkeit seinem Willen unterthan, vermehrte aber durch das ihnen zugesprochene Recht des Zehnten ihren materiellen Reichthum, und suchte dem intellectuellen Verfall durch Errichtung von Schulen und Büchersammlungen und durch Heranziehung fremder Gelehrten einigermassen zu steuern. Er verbesserte das Münzwesen, begünstigte den Handel, beeinflusste die religiösen Streitigkeiten und berief grosse legislative Versammlungen, die schliesslich die Ausbildung des Lehnwesens in hohem Grade beförderten. In allen diesen Sphären treten die Spuren seines grossen, organisirenden, weitblickenden Geistes klar zu Tage, und der Einfluss, welchen er auf die Einbildung der Menschen übte, zeigt sich in den vielen Sagen, deren Held er ist. In den voraufgegangenen Jahrhunderten war der Asket das höchste Ideal gewesen. Wenn die Volksdichtung in Legenden den Begriff der Humanität in seiner edelsten und anziehendsten Form darstellte, schilderte sie instinctiv einen Wüstenheiligen, der sich viele Bussen auflegte und viele Wunder that. In der Karls- und Arthursage können wir die Aufdämmerung eines neuen Typus der Grösse entdecken. Der Held der europäischen Volksdichtung ist nicht mehr ein Einsiedler, sondern ein König, ein Krieger, ein Ritter. Die von mir in Betracht gezogenen Einflüsse, welche in Karl dem Grossen gipfelten, hatten ihr Werk gethan. Das Zeitalter der Asketen begann zu erbleichen. Das Zeitalter der Kreuzzüge und des Ritterthumes folgte ihm.

Interessant ist zu bemerken, in welcher Art die Volksdichtung unter dem Einflusse der vorherrschenden Richtung das Leben Karl's des Grossen umgestaltete. Seine kriegerischen Unternehmungen waren haptsächlich gegen die Sachsen gerichtet, gegen welche er nicht weniger als zweiunddreissig Kriege geführt hatte. Mit den Muhammedanern kam er nur wenig in Berührung. Karl Martell war es, nicht sein Enkel, der durch die grosse Schlacht von Poitiers ihrem Siegeslaufe Einhalt gethan hatte. Karl der Grosse führte in eigener Person bloss einen einzigen Krieg gegen sie in Spanien, und dieser Feldzug war nicht bloss höchst unbedeutend, sondern auch unglücklich in seinem Ausgange. Aber in des Karlssage, welche zu einer Zeit entstand, als der Enthusiasmus der Kreuzfahrer die ganze Christenheit durchdrang, wurden die Begebenheiten in einem ganz verschiedenen Lichte dargestellt. Karl Martell hat keine Stelle unter den idealen Vorkämpfern der

Kirche. Er war zu früh erschienen, seine Figur war nicht gross genug, die Einbildung des Volkes zu bezaubern, und er war durch die Einziehung der geistlichen Güter und die Weigerung, dem Papste gegen die Lombarden Beistand zu leisten, der Aechtung des Klerus anheimgefallen. Karl der Grosse dagegen wurde als der erste und grösste Kreuzritter dargestellt. Seiner Kriege mit den Sachsen wurde kaum erwähnt. Sein ganzes Leben, hiess es, habe er in heldenmüthigen und siegreichen Kämpfen mit den Nachfolgern Muhammed's zugebracht[1]). Unter den ihm zugeschriebenen Grossthaten war ein Kriegszug gegen die Muhammedaner, um ihnen den Besitz von Nimes und Carcassonne zu entreissen, was in der That nur eine dunkele Ueberlieferung von den Siegen Karl Martell's war[2]). Es heisst sogar, er habe seine siegreichen Waffen bis nach Palästina getragen, und er ist der Held der drei, wahrscheinlich ältesten Dichtungen über die Kreuzzüge[3]). In der Dichtung wie in der Geschichte bildet seine Herrschaft die grosse Landmarke, welche die frühere Periode des Mittelalters von der Zeit des kriegerischen Christenthumes scheidet.

An der Grenze dieser grossen Veränderung bringe ich diese Geschichte zum Abschlusse. Bei der Verfolgung unseres langen und vielfarbigen Zeitraumes von Augustus bis auf Karl den Grossen haben wir die Entstehung und den Untergang vieler Charaktertypen und vieler Arten des Enthusiasmus gesehen. Wir haben gesehen, wie der Einfluss des römischen Weltreiches die Sympathieen Europas erweiterte und wie der Einfluss der griechischen Civilisation sie verstärkte. Wir haben den successiven Fortschritt der stoischen, platonischen und alexandrinischen Philosophieen betrachtet, welche die sittlichen Richtungen der Gesellschaft abspiegelten und zugleich leiteten. Wir haben den Verlauf des Fortschritts oder des Rückschritts auf vielen Gebieten des gesellschaftlichen, staatlichen und gesetzlichen Lebens verfolgt, haben die Anfänge des europäischen Christenthumes in Betracht gezogen, die Ursachen seines Sieges, die Schwierigkeiten, welche es zu überwinden hatte, und die unschätzbaren Segnungen seines philanthropischen Geistes für die Menschheit erforscht. Wir haben auch Schritt für

1) Fauriel, *Hist. de la Poésie provençale, tome II., p. 252.*

2) *Ibid., p. 258.*

3) Le Grand D'Aussy, *Fabliaux, préf. p. XXIV.* Diese drei Dichtungen erzählen seine Züge nach Spanien, Languedoc und Palästina.

Schritt die traurige Geschichte seiner Verschlechterung, seiner Askese und seiner Unduldsamkeit, die mannichfachen Umgestaltungen verfolgt, welche es erzeugte oder denen es unterlag, als die trüben Gewässer der barbarischen Einbrüche die Civilisationen Europas überschwemmt hatten. Vor Schluss dieses Werkes bleibt mir noch die Untersuchung Eines Gegenstandes, auf den ich bis jetzt nur kurz hingedeutet habe — nämlich die Prüfung der Einwirkung der geschilderten Veränderungen auf den Charakter und die Stellung der Frauen, und auf die wichtigen sittlichen Fragen über die Beziehungen der Geschlechter.

Fünftes Kapitel.

Die Stellung der Frauen.

In den vorhergehenden Kapiteln habe ich bei der Schilderung der langen Reihe von sittlichen Umwälzungen mehr als einmal Gelegenheit gehabt, auf die Stellung, welche der Frau in der Gesellschaft angewiesen war, und auf die Tugenden und Laster hinzuweisen, welche unmittelbar aus den Beziehungen der Geschlechter entspringen. Ich habe jedoch diese Fragen bis jetzt nicht mit einer ihrer geschichtlichen Wichtigkeit ganz entsprechenden Vollständigkeit erörtert, und will daher vor dem Schlusse dieses Bandes einige wenige Blätter ihrer Untersuchung widmen. An keine der vielen Fragen, welche in diesem Werke behandelt werden, gehe ich mit so vieler Bedenklichkeit, wie an diese; denn keine lässt sich wohl so schwer mit Klarheit und Unparteilichkeit behandeln, ohne zu gleicher Zeit Anstoss und Aergerniss zu erregen. Die Schwierigkeiten, welche der Lösung dieser Frage der Umstand bietet, dass aussergewöhnliche Einrichtungen oder Verhältnisse, und besonders das Klima und die Race, einen so entschiedenen Einfluss auf die Keuschheit der Völker gehabt haben, habe ich bereits vermerkt, und die grosse Zartheit der mit diesem Zweige der Sittenlehre verknüpften Gegenstände muss Allen einleuchten. Wahrheit ist jedoch die erste Pflicht des Geschichtschreibers, und es ist durchaus unmöglich, ein treues Bild von dem sittlichen Zustande verschiedener Zeiten zu entwerfen, und eine richtige Würdigung der sittlichen Einflüsse der verschiedenen Religionen zu geben, ohne den Theil der Sittenlehre in Betracht zu ziehen, welcher die meiste Veränderung gezeigt und wohl den meisten Einfluss geübt hat.

Es ist natürlich, dass in dem Zeitalter, wo die Menschen noch vollständige Barbaren, wo ihre Lebensgewohnheiten noch nomadisch, und wo, da Krieg und Jagd ihre einzigen Beschäftigungen sind,

die dazu erforderlichen Eigenschaften ihren einzigen Massstab der Vollkommenheit bilden, der geringere Werth der Frauen gegen die Männer für unbezweifelt gelten, und deren Stellung eine sehr niedrige sein muss. In allen jenen Eigenschaften, die dann am meisten geschätzt werden, stehen die Frauen unstreitig nach. Die gesellschaftlichen Eigenschaften, in denen zu glänzen sie besonders geeignet sind, finden keinen Kreis zu ihrer Entfaltung. Die Macht der Schönheit ist noch sehr schwach, und selbst wenn sie es nicht wäre, könnten nur wenige Spuren weiblicher Schönheit die Mühsale des Lebens, wie die wilden es führen, überdauern. Die Frau wird lediglich als die Sklavin des Mannes und die Dienerin seiner Leidenschaften betrachtet. In der ersten Eigenschaft ist ihr Leben das einer unaufhörlichen und unbelohnten Arbeit; in der zweiten Eigenschaft ist sie allen den heftigen Stimmungsrückschlägen ausgesetzt, welche bei rohen Männern der Befriedigung der thierischen Leidenschaft folgen.

Aber selbst auf dieser ersten Stufe können wir einige Ansätze jener sittlichen Gefühle bemerken, die bestimmt sind, in einer späteren Zeit sich zu entfalten. Das Institut der Ehe besteht. Der Werth der Keuschheit wird in einem gewissen Grade allgemein empfunden, und tritt in dem Zorn zu Tage, der sich gegen den Ehebrecher geltend macht. Die Pflicht, die sinnlichen Leidenschaften zu mässigen, wird bei dem Weibe in vollem Masse anerkannt, obgleich die Männer bloss durch das Verbot des Ehebruches beschränkt sind.

Die zwei ersten Schritte zur Erhebung des Weibes sind wohl die Beseitigung der Gewohnheit, die Frauen zu kaufen, und der Aufbau der Familie auf der Grundlage der Monogamie. In den ersten Zeiten der Civilisation wurde der Ehevertrag zwischen dem Bräutigam und dem Vater der Braut unter der Bedingung einer von jenem an diesen zu zahlenden Geldsumme geschlossen. Diese Summe [1]), welche in den Gesetzen der Germanen als das „Mundium“ bekannt ist, war in der That eine Zahlung an den Vater für die Abtretung seiner Tochter, die auf diese Weise die gekaufte Sklavin ihres Mannes wurde. Die alten Gesetze Indiens verboten diese Zahlung, damit der Vater nicht sein Kind verkaufe [2]); aber es lässt sich wenig bezweifeln, dass dieser Verkauf einst der gewöhn-

1) Die ἕδνα der Griechen.

2) Legouvé, *Histoire morale des Femmes*, *pp. 95—96.*

liche Typus der Ehe war. Nach den biblischen Berichten erwarb Jakob Lea und Rahel durch gewisse, ihrem Vater geleisteten Dienste, und diese Sitte, welche einst in Palästina herrschend gewesen zu sein scheint[1]), tritt in dem Zeitalter Homer's allgemein in Griechenland auf. Aber schon in einer frühen Zeit der griechischen Geschichte trat die Mitgift, oder die von dem Vater der Braut zur Verwendung für seine Tochter gezahlte Geldsumme, an die Stelle des Kaufgeldes[2]), und obgleich dieselbe in die Hände des Mannes überging, trug sie doch dazu bei, die Stellung der Frau zu bessern, zunächst dadurch, dass sie ihr ein Ansehen verlieh, und dann, weil besondere Gesetze, sowohl in Griechenland als auch in Rom, sie ihr in den meisten Scheidungsfällen sicher stellten[3]). Die Frau besass auf diese Weise eine Bürgschaft gegen schlechte Behandlung von Seiten ihres Mannes; sie hörte auf, seine Sklavin zu sein und wurde in gewissem Grade eine Vertrag schliessende Partei. Bei den alten Germanen bestand eine hiervon verschiedene und sehr merkwürdige Sitte. Die Braut brachte dem Manne keine Mitgift, noch gab der Bräutigam etwas dem Vater der Braut, sondern er gab am Morgen nach der Hochzeitsnacht der Braut selbst ein Geschenk, Morgengabe genannt, welche der Ursprung des Leibgedinges wurde[4]).

1) *Gen., XXIX., XXXIV., 12.; Deut., XXII., 29.; 1. Sam., XVIII., 25.*

2) Ueber die Geschichte der Mitgift handelt kurz Grote, *Hist. of Greece, vol. II., pp. 112—113;* umständlicher Lord Kames in dem schönen Kapitel „On the Progress of the Female Sex" in seinen *Sketches of the History of Man,* ein Buch, das weniger gelesen wird als es verdient. Auch Legouvé hat in seinem genannten Buche die Sache in einem besonderen Kapitel besprochen. Siehe auch Legendre, *Traité de l'Opinion, tome II., pp. 329—330.* Spuren von der Mitgift sowohl, als auch von der *ἕδνα* finden sich bei Homer. Penelope bekommt von ihrem Vater Ikarios eine Mitgift. Michelet's neulich aufgestellter Ansicht über die *ἕδνα* kann ich nicht beipflichten. Er sagt: „Le prix n'est point un achat de la femme, mais une indemnité qui dédommage la famille du père pour les enfants futurs, qui ne profiteront pas à cette famille mais à celle où la femme va entrer." *La Femme, p. 166.*

3) In Rom fiel die Mitgift dem Manne anheim, wenn die Scheidung in Folge des schlechten Lebenswandels der Frau geschah.

4) „Dotem non uxor marito sed uxori maritus offert." Tacit., *Germ., XVIII.* Ueber die Morgengabe siehe Canciani, *Leges Barbarorum* (Venetiis, 1781), *vol. I., pp. 102—104; II., pp. 230—231.* Muratori, *Antich. Ital., diss. XX.* Luitprand verordnete, dass kein Langobarde mehr als 1/4 seines Vermögens als Morgengabe geben sollte. Bei Gregor von Tours *(IX., 20.)* finden wir ein Beispiel, dass man auch Städte als Morgengabe weggab.

Noch wichtiger war die Einführung der Monogamie, wodurch die grichische Civilisation von der ältesten Zeit an ihre Ueberlegenheit über die ihr vorausgegangenen asiatischen Civilisationen bekundete. Wir können die Monogamie entweder im Lichte unseres intuitiven Keuschheitsgefühls oder in dem Lichte der Interessen der Gesellschaft betrachten. Auf der morgenländischen oder polygamischen Stufe wird die Ehe beinahe ausschliesslich von ihrer sinnlichen Seite, als eine Befriedigung der thierischen Leidenschaften betrachtet, während in den europäischen Ehen die gegenseitige Zuneigung und Achtung des den Bund schliessenden Paares, die Bildung eines Hausstandes mit seinem grossen Gefolge von häuslichen Gefühlen und Pflichten, eine hervorragende Stelle unter den Beweggründen der Verbindung einnehmen, und das niedrigere Element verhältnissmässig wenig Gewicht hat. Von diesem Gesichtspunkte aus kann man daher, ohne weiteren Hinweis auf Nützlichkeitserwägungen, einleuchtender Weise sagen, die Monogamie sei eine höhere Stufe als die Polygamie. Aber auch die Nützlichkeitsgründe zur Vertheidigung der Monogamie sind überaus wichtig, und lassen sich in die drei Sätze zusammenfassen, dass die Natur darauf hinweise, indem sie die Zahl der männlichen und weiblichen Bevölkerung fast gleich macht, dass in keiner anderen Form der Ehe einer ihrer Hauptzwecke, die Erziehung der Familie, so glücklich durchgeführt werden kann, und dass in keiner anderen die Frau als Gleichberechtigte des Mannes dasteht.

Die Monogamie war, wie bemerkt, das allgemeine System in Griechenland, obschon nach einigen grossen Missgeschicken, als der Wunsch nach einer Vermehrung der Bevölkerung sich stark geltend machte, unbedeutende und vorübergehende Rückfälle in das ältere System vorgekommen sein sollen[1]). Man muss jedoch einen weiten Unterschied machen zwischen der mythischen oder poetischen Zeit, wie sie sich im Homer abspiegelt und in den Trauerspieldichtern fortsetzt, und der späteren geschichtlichen Zeit. Es ist eine der merkwürdigsten und für manche Schriftsteller eine der unerklärlichsten Thatsachen in der Sittengeschichte Griechenlands, dass in der älteren und roheren Zeit die Frauen unzweifelhaft die höchste Stellung einnahmen, und ihr Typus die höchste Vollkommenheit zeigte. Wohl haben sich die Begriffe der Sittlichkeit

[1]) Siehe hierüber Aul. Gellius, *Noct. Att. XV., 20.* Euripides soll zwei Frauen gehabt haben.

durch die fortschreitende Civilisation in tausend Formen veredelt, erweitert und umgestaltet; aber man kann zuversichtlich behaupten, dass die in den griechischen Dichtungen enthaltenen weiblichen Typen der ältesten Zeit zu den vollkommensten in der Literatur der Menschheit gehören. Die Gattenliebe des Hektor und der Andromache, die ausharrende Treue der Penelope, welche während der langen kreisenden Jahre der Rückkehr ihres sturmverschlagenen Gatten harrte, der auf sie als auf die Krone für alle seine Mühsale blickte, die heldenmüthige Liebe der Alkeste, die sich freiwillig den Tod gab, damit ihr Gatte lebe; die kindliche Hingebung der Antigone, der majestätisch erhabene Tod der Polyxena, die mehr unterwürfige und heilige Ergebung der Iphigenia, welche mit ihrem letzten Hauche den Vater entschuldigt, der sie dem Tode geweihet hatte; die heitere, keusche und liebeerfüllte Nausikaa, deren Zusammentreffen mit Odysseus wie ein vollkommenes Idyll aus den Trauerscenen der Odyssee hervorleuchtet — sie alle sind Bilder, die durch Rom und Christenthum, Ritterthum und neuere Civilisation weder verdunkelt noch übertroffen worden sind. Niemals sind jungfräuliche Keuschheit und eheliche Treue, die Zierden sowohl wie die Tugenden der vollkommensten Weiblichkeit, vortrefflicher dargestellt worden. Die weiblichen Figuren treten in diesem Bilde beinahe ebenso sehr hervor, wie die männlichen, und flössen eine fast gleiche Verehrung ein. Die ganze Geschichte von der Belagerung Trojas ist eine Erzählung der Katastrophen, welche einer Ehebundsverletzung folgten. Dennoch war zu gleicher Zeit die Stellung der Frauen in vieler Hinsicht eine niedrige. Die Sitte, dem Vater der Braut ein Kaufgeld zu zahlen, herrschte allgemein. Die Männer scheinen dem Umgange mit Concubinen, ohne sich Zwang anzulegen, gehuldigt und in diesem Punkte geringen oder gar keinen Tadel erfahren zu haben[1]). Weibliche Gefangene des höchsten Standes wurden mit grosser Härte behandelt. Man hielt daran fest, dass die Natur der Frauen derjenigen der Männer untergeordnet sei und suchte die Behauptung durch die sonderbare physiologische Vorstellung zu erläutern und zu vertheidigen, dass die Fortpflanzung des Geschlechts ausschliesslich Sache der Männer sei, da die Frauen dabei bloss eine sehr untergeordnete Rolle

[1]) Aristoteles sagte, Homer gebe niemals dem Menelaos eine Concubine, um dessen Achtung für Helena anzudeuten — was aber nicht richtig ist. (Athenaeus, *XIII., 3.*)

spielen[1]). Der Mythos lässt das Weib Pandora alle Uebel unter die Menschen verbreiten.

In der geschichtlichen Zeit Griechenlands hatte sich die gesetzliche Stellung der Frauen in manchen Beziehungen gebessert, aber ihr sittlicher Zustand hatte eine merkliche Verschlimmerung erfahren. Tugendhafte Frauen führten ein Leben vollkommener Abgeschiedenheit. Die Buhlerin war der hervortretendste und blendendste Typus der ionischen Weiblichkeit, und bei den Männern wenigstens war die Herrschaft der Leidenschaft beinahe unbeschränkt.

Als diejenigen Thatsachen in der Sittengeschichte, deren Würdigung überaus wichtig und zu gleicher Zeit höchst schwierig ist, kann man die Kundgebungen des Gefühls bezeichnen. Es ist bei Weitem leichter zu zeigen, was die Menschen thaten oder lehrten, als sich den Gemüthszustand zu vergegenwärtigen, der solche Thaten oder eine solche Lehre möglich machte; und wir haben es in dem vorliegenden Falle mit einer Gefühlsrichtung zu thun, die unserer Zeit so sehr fern liegt, dass die Schwierigkeit ganz besonders gross ist. Sehr sinnliche und zu gleicher Zeit sehr glänzende Gesellschaften haben allerdings zu wiederholten Malen bestanden, und sowohl die Geschichte Frankreichs als die Italiens liefert viele Beispiele einer Begeisterung für Kunst und Wissenschaft in Kreisen, die sittlich höchst schwach waren; aber das Eigenthümliche bei der griechischen Sinnlichkeit ist, dass sie zum grössten Theile unter den Augen einiger der berühmtesten Sittenlehrer, ungerügt, ja sogar von ihnen ermuthigt, emporkam. Vergegenwärtigen wir uns die Zeit, als der Rang und Glanz der pariser Gesellschaft die Empfangszimmer der Ninon de l'Enclos füllte, welche einen Bossuet oder einen Fénelon zu ihren Verehrern zählte — vergegenwärtigen wir uns diese geistlichen Würdenträger, welche sie öffentlich über die Pflichten ihres Gewerbes und die Mittel belehrten, die Neigungen ihrer Liebhaber an sich zu fesseln, so haben wir ein Verhältniss

[1]) Diese sonderbare Auffassung, welche Aeschylus den Apollo in den *Eumeniden* aussprechen lässt, findet man bei indischen, griechischen, römischen und christlichen Schriftstellern umständlich erörtert. Legouvé, der dem Gegenstand ein besonderes Kapitel gewidmet hat, führt eine Stelle aus Thomas von Aquino an, worin der Heilige aus der von ihm vertretenen Ansicht folgert, dass dem Vater eine grössere Liebe als der Mutter gebühre. Legouvé sagt, bei der Kreuzung verschiedener Thierarten sei der Typus der weiblichen bei den Sprösslingen vorherrschend. *Hist. morale des Femmes pp. 216—228;* Fustel de Coulanges, *La Cité antique, pp. 30—40;* Boswell's *Life of Johnson* (ed. Croker, 1847), *p. 472*, Anmerk.

vor uns, das kaum seltsamer ist als das, welches zwischen Sokrates und der Buhlerin Theodota bestand.

Um die Gefühlsrichtung der griechischen Sittenlehrer, soweit als möglich, richtig darzustellen, wird es nöthig sein, zunächst ein paar Worte über eins der zartesten, aber zugleich wichtigsten Probleme zu sagen, mit denen der Gesetzgeber und der Sittenlehrer es zu thun haben.

Es war eine Lieblingslehre der Kirchenväter, dass die Fleischeslust oder die sinnliche Leidenschaft „die Ursünde" der menschlichen Natur sei; und man muss anerkennen, dass die fortgeschrittene Wissenschaft, welche sonst der asketischen Lebensanschauung gerade entgegengesetzt ist, insofern mit dieser theologischen Ansicht übereinstimmt, dass sie zeigt, die natürliche Kraft dieser Begierde sei grösser, als die Wohlfahrt des Menschen es fordert. Malthus hat in seinen Schriften nachgewiesen, was die griechischen Sittenlehrer schon deutlich genug erkannt zu haben scheinen, dass die normale und gemässigte Befriedigung dieser Begierde in der Form der Ehe, wenn sie allgemein wäre, das grösste Unglück in die Welt bringen würde, und dass, während die Natur in der unzweideutigsten Weise den Menschen zu frühen Ehen hinzudrängen scheint, es die erste Bedingung für eine fortschreitende Civilisation in bevölkerten Ländern ist, sie zu beschränken oder zu verringern. In keiner hochcivilisirten Gesellschaft ist die Ehe zur Zeit der ersten Entwickelung der Leidenschaften allgemein, und die Richtung der zunehmenden Erkenntniss geht stets dahin, solche Ehen seltener zu machen. Auch ist es eine unbezweifelte Wahrheit, dass so nachdrücklich auch die Sittenlehrer die Pflicht der Keuschheit ausserhalb der Ehe einschärfen mögen, sie niemals auch nur annähernd beachtet worden ist; und bei allen Völkern, zu allen Zeiten und in allen Religionen ist in dieser Beziehung eine ausserordentliche Nachsicht hervorgetreten, die wahrscheinlich mehr als irgend eine andere vereinzelte Ursache zu dem Elende und der Entwürdigung des Menschen beigetragen hat.

Bei Behandlung dieser Frage muss der Sittenlehrer folgende zwei Punkte besonders ins Auge fassen — die natürliche Pflicht jedes Mannes, etwas für die Versorgung des Kindes zu thun, das er in die Welt gesetzt hat, und die Bewahrung des häuslichen Kreises vor Schaden und Befleckung. Die Familie ist der Mittelpunkt und Urtypus des Staates, und das Glück und die Wohlfahrt der Gesellschaft hängen immer in einem sehr hohen Grade von der

Reinheit des häuslichen Lebens ab. Die ihrem Wesen nach ausschliessende eheliche Liebe und der natürliche Wunsch jedes Mannes, der Vaterschaft des von ihm ernährten Kindes gewiss zu sein, machen die Einbrüche regelwidriger Leidenschaften innerhalb des häuslichen Kreises zu einer Ursache höchsten Leidens. Dennoch scheint es, als wenn die übermässige Kraft der Leidenschaften solche Einbrüche sowohl häufig als auch unvermeidlich mache.

Unter diesen Umständen ist in der Gesellschaft eine Figur entstanden, die sicherlich die traurigste und in manchen Beziehungen die schrecklichste ist, auf der das Auge des Moralisten weilen kann. Jene Unglückliche, deren Namen auszusprechen schon eine Schande ist, die mit einem kalten Herzen die Wonnegefühle der Liebe nachäfft und sich zum duldenden Werkzeuge der Lust erniedrigt, die, als die verworfenste ihres Geschlechtes verachtet und beschimpft wird, und meistentheils zu Krankheit, gemeinem Elend und einem frühen Tode verdammt ist, steht in jedem Zeitalter als das beständige Kennzeichen der tiefen Schwäche und Sündhaftigkeit des Menschen da. Selber der schlimmste Typus des Lasters, wird sie schliesslich die stärkste Schutzwehr der Tugend. Ohne sie würde die unangetastete Reinheit unzähliger glücklicher Familien befleckt werden, und würden Viele, die im Stolze ihrer nicht in Versuchung gekommenen Keuschheit mit einem Schauder des Unwillens an sie denken, die Qualen der Gewissensbisse und der Verzweiflung kennen gelernt haben. Auf diese Eine tiefgesunkene und entwürdigte Menschengestalt concentriren sich die Leidenschaften, welche die Welt mit Schande füllen könnten. Während Bekenntnisse und Civilisationen entstehen und vergehen, bleibt sie die Priesterin der Menschheit, welche für die Sünden des Volkes zum Opfer fällt.

Die öffentliche Meinung in den meisten christlichen Ländern fällt über dieses unglückliche Wesen und über Alle seines Geschlechtes, die das Gesetz der Keuschheit verletzt haben, ein Urtheil der äussersten Strenge. Besonders bei den angelsächsischen Völkern genügt schon ein einziger derartiger Fehltritt, wenigstens bei den oberen und mittleren Klassen, ein unauslöschliches Brandmal aufzudrücken, das keine Zeit, keine Tugenden, keine Busse ganz verwischen können. Dieses Urtheil ist wahrscheinlich in erster Reihe einfach der Ausdruck des religiösen Gefühls über diesen Gegenstand, wird aber auch zuweilen durch gewichtige, aus den Interessen der Gesellschaft hergeleitete Gründe vertheidigt. Man sagt, die Wahrung der häuslichen Reinheit sei eine Sache von so überaus grosser Wichtig-

keit, dass eine That, die durch die Einbildung leicht verklärt, durch gesetzliche Verordnungen niemals wirksam controlirt werden kann, und zu welcher die heftigsten Leidenschaften führen können, von Rechts wegen der niederschmetterndsten Ahndung verfallen müsse. Ferner sagt man, eine Verurtheilung, die alles Treiben sinnlicher Leidenschaften in die Dunkelheit bannt, sei besonders geeignet, ihre Wirksamkeit zu beschränken; denn mehr als irgend andere Leidenschaften seien sie von der Phantasie abhängig, welche durch den Anblick des Bösen rasch entflammt werde. Man fügt hinzu, die nachdrückliche Brandmarkung dieses Lasters erzeuge eine entsprechende Bewunderung für die ihm entgegenstehende Tugend, und es bilde sich auf diese Weise unter der weiblichen Bevölkerung das zarteste und gewissenhafteste Ehrgefühl, welches sie nicht bloss vor grober Sünde bewahrt, sondern auch ihren ganzen Charakter erhebt und veredelt.

Gegen diese Ansichten hat man mehrere gewichtige Einwendungen vorgebracht. Zunächst, dass, wie beharrlich die Gesellschaft auch diese Form des Lasters ignoriren möge, es nichtsdestoweniger, und zwar in riesenhaftem Masse besteht, und dass ein Uebel selten so tief wurzelnde und verderbliche Formen annimmt, als wenn es in Dunkelheit gehüllt ist und von einem heuchlerischen Scheine der Nichtbeachtung verschleiert wird. Das Vorhandensein von gewiss nicht weniger als fünfzigtausend unglücklichen Frauenzimmern in England, die in die allertiefsten Abgründe des Lasters und Elends herabgesunken sind[1]), zeigt zur Genüge, welch ein schrecklicher Krebsschaden sittlicher Verderbniss unbeachtet, unbesprochen und ungelindert unter der schmucken Hülle einer anständigen Gesellschaft um sich frisst. Jedem Arzte und, nicht minder den meisten Schriftstellern auf dem Festlande, welche ihr Augenmerk auf diesen Gegenstand gerichtet haben, erscheint kein anderer Zug des englischen Lebens so abscheulich, als die Thatsache, dass man eine der schrecklichsten ansteckenden Krankheiten, die sich von dem schuldigen Ehemanne der unschuldigen Frau mittheilt, und ihr Gift sogar auf die Kinder überträgt, deren Verbreitung aber, wie die Erfahrung anderer Völker schlagend beweist, in hohem Grade be-

[1]) Dr. Vintras weist in einer belehrenden Flugschrift „*On the Repression of Prostitution*, London, 1867, aus der polizeilichen Statistik nach, dass die Zahl der Prostituirten in England und Wales, welche im Jahre 1864 der Polizei *bekannt war*, sich auf 49,370 belief. Und nun muss man noch bedenken, dass diese weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibende Zahl bloss die gewerbsmässigen Prostituirten umfasst.

schränkt werden kann, ungehindert wüthen lässt, weil die Gesetzgebung sich weigert, amtliche Kenntniss von ihrem Dasein zu nehmen, oder geeignete Gesundheitsmassregeln zu ihrer Unterdrückung zu ergreifen[1]). Wenn das harte Urtheil, welches die öffentliche Meinung in England über jedes Beispiel weiblicher Schwäche fällt, die Zahl der Fälle auch in etwas verringert, so verhindert es doch nicht, dass sie äusserst zahlreich bleiben; ja es vergrössert noch das Leiden, welches sie erzeugen. Handlungen, die in anderen europäischen Ländern nur eine geringe und vorübergehende Aufregung hervorrufen, verbreiten in England über einen weiten Kreis alle Bitterkeit ungelinderten Kummers. Handlungen, die von Hause aus eine vollständige Zerstörung der sittlichen Gefühle weder in sich schliessen noch bewirken, und in anderen Ländern oft ein glückliches, tugendhaftes und liebereiches Leben zur Folge haben, führen in England beinahe ohne Ausnahme zu völligem Verderben. Der Kindermord mehrt sich in hohem Grade, und ein grosser Theil Derjenigen, deren Ruf und Leben durch Einen augenblicklichen Fehltritt vervehmt wurden, wird in den Abgrund beständiger Prostitution geschleudert, — in einen Zustand, der, Dank dem Urtheil der öffentlichen Meinung und der Nachlässigkeit der Gesetzgeber, in keinem anderen Lande Europas so hoffnungslos lasterhaft oder so unwiderruflich ist[2]).

Nächstdem müsse man erwägen, dass die übergrosse Zahl der auf diese Weise zum höchsten Grade lebenslänglichen Elends Verdammten nicht immer, vielleicht auch nicht durchweg, aus Solchen besteht, deren Charakter von Natur zur Tugend unfähig ist. Die Opfer der Verführung werden oft ganz ebenso sehr durch die Wärme ihrer Gefühle und durch die Lebhaftigkeit ihres Ver-

[1]) In ein paar Garnisonstädten sind kürzlich einige Vorkehrungen getroffen worden. Es scheint, das sittliche Gefühl der Gesellschaft würde sich verletzt halten, wenn Liverpool nach denselben Grundsätzen wie Portsmouth behandelt würde. Parent-Duchâtelet hat mit grosser Sachkenntniss, Unparteilichkeit und Geschicklichkeit das traurige Thema der Prostitution in seinem berühmten Buche *La Prostitution dans la ville de Paris* behandelt. Die dritte Auflage enthält sehr viele wichtige Ergänzungen nach den Berichten verschiedener Aerzte in verschiedenen Ländern.

[2]) Parent-Duchâtelet hat viele statistische Zahlen angegeben, welche nachweisen, in welchem grossen Umfange das französische System der Beaufsichtigung Diejenigen, welche im Begriff waren in die Prostitution einzugehen, zurückhielt, und Die wieder herausführte, welche ihr bereits verfallen waren. Er und Dr. Vintras stimmen darin überein, die englische Prostitution ziemlich für die verworfenste und zugleich unverbesserlichste zu erklären.

standes, als durch irgend welche lasterhafte Neigungen von der rechten Bahn abgelenkt[1]). Selbst bei den Tiefgesunkenen haben die unbefangensten Beobachter Reste edler Gefühle entdeckt, die in einer anderen sittlichen Atmosphäre und unter einer anderen sittlichen Behandlung sich ohne Zweifel entfaltet haben würden[2]). Die Statistik der Prostitution zeigt, dass ein grosser Theil Derjenigen, die ihr verfallen sind, durch die äusserste Armuth, in vielen Fällen sogar durch den drohenden Hungertod dazu getrieben wurden[3]).

Diese, in aller Kürze hier angedeuteten Gegengründe, welche ich weder erörtern, noch nach ihrem Werthe untersuchen will, werden genügen, die ganze Bedeutung des Problems zu zeigen. In Griechenland suchten Gesetzgeber und Sittenlehrer dasselbe durch die unumwundene Anerkennung zweier verschiedener Klassen von Frauen — des Weibes, deren erste Pflicht die Treue gegen ihren Mann war und der Hetäre oder Geliebten, welche von ihren

[1]) Miss Mulock hat in ihrem liebenswürdigen, aber etwas schwachen Buche, *A Woman's Thoughts about Women*, einige sehr gute Bemerkungen über diesen Punkt *(pp. 291—293)*, die um so schätzenswerther sind, als die Verfasserin nicht die leiseste Sympathie für irgend welche Meinungen über die Stellung der Frauen hat, die nicht streng conventionell sind. Sie führt die Erfahrung der Lehrerinnen an den Sonntagsschulen an, dass von deren verführten Schülerinnen ein sehr grosser Theil zu „den allerbesten, gebildetsten, intelligentesten, wahrheitsliebendsten und anhänglichsten" gehören.

[2]) Siehe das sehr schmerzlich rührende Kapitel bei Parent-Duchâtelet, überschrieben „*Moeurs et Habitudes des Prostituées*". Er bemerkt, dass sie ob ihrer Freundlichkeit gegen einander in Krankheit oder Unglück merkwürdig sind, dass sie nicht selten gegen Arme, die nicht zu ihrer Klasse gehören, mildthätig sind, dass, wenn Eine von ihnen ein Kind bekommt, es der Gegenstand des allgemeinen Interesses und der Liebe wird, dass die meisten von ihnen Liebhaber haben, denen sie aufrichtig zugethan sind, dass sie selten verfehlen, in den Krankenhäusern einen hohen Grad wirklichen Schamgefühls zu zeigen, und dass Viele von ihnen ihre Lebensweise ergriffen haben, um ihre hochbejahrten Eltern zu unterstützen. Eine Anekdote ist werth, wörtlich angeführt zu werden: „Un médecin n'entrant jamais dans leurs salles sans ôter légèrement son chapeau, par cette seule politesse il sut tellement conquérir leur confiance qu'il leur faisait faire tout ce qu'il voulait." Man wolle bemerken, dass Duchâtelet kein Romanschriftsteller oder ein Theoretiker sonstiger Art, sondern einfach ein praktischer Arzt ist, der die Ergebnisse einer sehr grossen amtlichen Erfahrung schildert.

[3]) „Parent-Duchâtelet atteste que sur trois mille créatures perdues trente-cinq seulement avaient un état qui pouvait les nourrir, et que quatorze cents avaient été précipitées dans cette horrible vie par la misère. Une d'elles quand elle s'y résolut, n'avait pas mangé depuis trois jours." Legouvé, *Hist. morale des Femmes, pp. 322—323*.

flüchtigen Verbindungen lebte — zu lösen[1]). Die gewöhnlich sehr jung verheiratheten Frauen der Griechen lebten in fast vollständiger Abgeschlossenheit. Weben, Spinnen, Sticken, Ueberwachung des Haushaltes und Wartung ihrer kranken Sklaven waren ihre Beschäftigungen. Sie wohnten in einem besonderen und abgelegenen Theile des Hauses. Die Reicheren gingen selten aus, und niemals ohne Begleitung einer Sklavin, wohnten nimmer den öffentlichen Schauspielen bei, empfingen keine Besuche von Männern, ausser in Gegenwart ihrer Gatten, und hatten nicht einmal an ihrem eigenen Tische einen Platz, wenn männliche Gäste zugegen waren. Ihre hervorragende Tugend war die Treue, und es ist wahrscheinlich, dass diese sehr streng und sehr allgemein beobachtet wurde. Zum Schutze derselben trugen bei die ausserordentliche Vorkehrung gegen die Verführung der Frauen, die öffentliche Meinung, welche sich gegen jeden Versuch der Art nachdrücklich aussprach, und der grosse Kreis unerlaubter Genüsse, der den Männern offen stand. Der Geist der Frauen blieb aber äusserst beschränkt, weil sie beinahe ausschliesslich unter ihren Sklavinnen, beraubt all des bildenden Einflusses der männlichen Gesellschaft lebten, und keinen Zutritt zu jenen öffentlichen Schauspielen hatten, welche die Hauptmittel der athenischen Bildung waren. Thucydides sprach ohne Zweifel die vorherrschende Meinung seiner Landsleute aus, wenn er sagte: „Die beste Frau ist die, von der man weder im Guten noch im Bösen spricht", und Phidias illustrirte dieselbe Ansicht, als er die himmlische Aphrodite auf einer Schildkröte stehend darstellte, und damit das eingezogene Leben einer tugendhaften Frau versinnbildlichte[2]).

In ihrem eigenen abgeschlossenen Kreise lebten die Frauen wahrscheinlich nicht unglücklich. Erziehung und Gewohnheit machten ihnen das rein häusliche Leben, auf welches sie angewiesen waren, zur zweiten Natur, und dieses muss sie in den meisten Fällen mit den ausserehelichen Verbindungen, denen ihre Männer sich nur zu häufig hingaben, ausgesöhnt haben. Die Umgangsformen waren sehr milde. Von häuslicher Tyrannei ist kaum jemals die Rede;

[1]) Reichlichen Aufschluss über die Stellung und den Charakter der griechischen Frauen geben Becker's *Charikles* (engl. Uebers. von Metcalfe, 1845); Rainneville's *La Femme dans l'Antiquité* (Paris, 1865), und ein Artikel „*On Female Society in Greece*" in dem zweiundzwanzigsten Bande der *Quarterly Review*.

[2]) Plutarch, *Conj. Praec.;* J. Winckelmann, *Versuch einer Allegorie*, §. *193*.

der Mann lebte in öffentlichen Geschäften hauptsächlich ausser dem Hause; Veranlassungen zur Eifersucht konnten nur selten vorkommen, und ein Gefühl warmer Zuneigung, wenn auch nicht ein Gefühl der Gleichheit, muss sich in den meisten Fällen unwillkürlich gebildet haben. Xenophon entwirft ein reizendes Bild von einem Manne, der eine junge Frau von fünfzehn Jahren heimführt, die mit der Welt und ihrem Wandel vollständig unbekannt ist. Er spricht zu ihr mit der äussersten Freundlichkeit, und belehrt sie in einer, ihrer Jugend angemessenen Sprache, dass es ihre Aufgabe sei, als Hausfrau der Bienenkönigin zu gleichen. So wie diese beständig in dem Bienenkorbe bleibt, um die arbeitenden Bienen auszuschicken, und das, was sie heimbringen, zu bewahren und zu seiner Zeit auszutheilen; ebenso müsse auch eine gute Hausfrau das Innere ihrer Wohnung hüten, müsse den Sklaven ihre Geschäfte und Arbeiten zutheilen, das dadurch fürs Haus Erworbene sparsam verwenden, und besondere Sorge tragen, dass der Hausstand geordnet — die Schuhe, Gefässe und Kleider immer an ihrem bestimmten Platze seien. Es gehöre auch zu ihren Pflichten, ihre kranken Sklaven zu warten; aber hier unterbricht ihn die Frau mit dem Ausrufe: „Ja, dies wird wahrlich die angenehmste meiner Pflichten sein, wenn Diejenigen, welche ich mit Freundlichkeit behandle, auch dankbar sein und mich mehr als zuvor lieben werden.“ Mit einer sehr schonenden und zarten Besorgniss, alles einem Tadel Aehnliche zu vermeiden, überredet er sie, von den Gewohnheiten zu lassen, Schuhe mit hohen Absätzen zu tragen, um grösser zu erscheinen, und das Gesicht sich mit Zinnober und Bleiweiss zu färben. Wenn Du, sagt er zu ihr, mit der sorgfältigen Beschickung des Hauses Treue gegen mich und Liebe gegen Deine Kinder verbindest, dann kannst Du mich selbst zu Deinem ergebensten Sklaven machen; dann brauchst Du nicht zu fürchten, dass Du im Alter weniger wirst geachtet, sondern kannst vielmehr hoffen, dass Du um desto mehr wirst geehrt werden, jemehr Du gemeinschaftlich mit mir Dich Deines Hauswesens annehmen wirst. Denn alles Gute und Schöne kommt in die Ehe, wie in das menschliche Leben, nicht durch körperliche Reize, die man bei guten und bösen Menschen, sondern bloss durch Tugenden, die man allein bei guten Menschen finden kann [1]). Dem Sokrates versicherte Xenophon, er habe sich bei einem häuslichen Zwist vortrefflich herausgezogen, wenn er

[1]) Xenophon, *Oecon., II.*

Recht hatte; wenn dies aber nicht der Fall war, so gelang es ihm nie, seine Frau anderer Meinung zu machen.

Noch ein anderes Bild von dem griechischen Eheleben haben wir in den Schriften Plutarch's, aber es stellt den Zustand des griechischen Geistes in einer späteren Zeit als der des Xenophon dar. Im Plutarch wird die Frau nicht als die blosse Haushälterin oder die erste Sklavin des Mannes, sondern als seines Gleichen und seine Gefährtin geschildert. In den stärksten Ausdrücken betont er die Gegenseitigkeit der Verpflichtungen und verlangt die geistige Ausbildung der Frauen bis zum höchsten Punkte[1]). Seine Vorschriften über die Ehe stehen wirklich wenig, wenn überhaupt denen nach, welche in neueren Zeiten zu Tage getreten sind. Der Trostbrief an seine Frau über den Verlust ihres Kindes athmet den Geist zärtlichster Liebe. Als er in einen Streit mit den Verwandten seiner Frau gerathen war, fürchtete sie, dies könnte ihrem häuslichen Glücke Eintrag thun, und überredete demzufolge ihren Mann, mit ihr eine Pilgerfahrt nach dem Helikon zu machen, wo sie gemeinsam der Göttin der Liebe opferten und beteten, dass ihre Zuneigung für einander nimmer verringert werden möge.

Im Allgemeinen jedoch war die Stellung der tugendhaften griechischen Frau eine sehr niedrige. Sie stand unter beständiger Vormundschaft: zuerst unter der der Eltern, die über ihre Hand verfügten, dann ihres Ehemannes, und als Wittwe unter der ihrer Söhne. Bei Erbschaften wurden die männlichen Verwandten ihr vorgezogen. Der Rechtsanspruch auf Scheidung, welchen sie in Athen wenigstens in gleichem Masse wie der Mann besass, scheint durch den Anstoss, welchen die öffentliche Meinung an den öffentlichen Erklärungen vor dem Gerichtshofe nahm, thatsächlich unwirksam gewesen zu sein. Sie brachte indessen eine Mitgift mit, und die gesetzlich anerkannte Verbindlichkeit, die Töchter auszustatten, war eine von den Ursachen der häufigen Kinderaussetzungen, welche mit so wenig Rüge lange verübt wurden. Das athenische Gesetz nahm auch auf die Interessen der weiblichen Waisen eine besonders fürsorgliche und zarte Rücksicht[2]). Plato hatte behauptet, dass die Frauen den Männern gleich ständen; aber die Gewohnheiten

[1]) Plut., *Conj. Praec.* Auch bei Aristoteles (*Oeconom., II., c. VII.*) findet sich eine überaus schöne Schilderung von dem Charakter einer guten Frau.

[2]) Siehe Alexander's *History of Women* (London, 1783), *vol. I., p. 201.*

des Volkes standen dieser Theorie durchaus entgegen. Man betrachtete die Ehe hauptsächlich aus einem staatlichen Gesichtspunkte als ein Mittel zur Erzeugung von Bürgern, und in Sparta war es sogar Gesetz, dass alte oder schwache Männer ihre jungen Frauen an kräftigere Männer abtreten mussten, die kernige Soldaten für den Staat erzeugen könnten. Die Behandlung der Frauen in Sparta, welche in vielen Beziehungen von der in den anderen griechischen Staaten vorherrschenden abwich, hatte, während sie alle Zartheit des Gefühls oder des Benehmens ganz und gar zerstörte, unzweifelhaft die Wirkung, eine standhafte und männliche Vaterlandsliebe zu erzeugen, und es werden viele schöne Beispiele von spartanischen Müttern erzählt, die ihre Söhne auf dem Altare des Vaterlandes zum Opfer weiheten, über ihren Tod, wenn er in edler Weise gewonnen war, sich freuten, und ihren eigenen heldenmüthigen Geist den Heeren des Volkes einflössten. Die Namen tugendhafter Frauen kommen jedoch höchst selten in der griechischen Geschichte vor. Diese weiss bloss von der einfachen Bescheidenheit, welche Phocion's Frau zur Zeit zeigte, als ihr Mann die höchste Stellung in Athen einnahm[1]), und von einigen wenigen Beispielen ehelicher und kindlicher Liebe zu erzählen: im Allgemeinen waren die einzigen Frauen, welche die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich zogen, die Hetären oder Buhlerinnen[2]).

Um die Stellung zu verstehen, welche Letztere im griechischen Leben einnahmen, müssen wir uns in Gedanken in eine sittliche Anschauung versetzen, die von der unsrigen ganz und gar verschieden war. Die Griechen verstanden unter Vollkommenheit die ungeschmälerte Entwickelung der menschlichen Natur in allen ihren Organen und Bethätigungen ohne irgend eine Färbung von Askese. Einige Eigenschaften der menschlichen Natur wurden zwar für höher anerkannt als andere, und es galt für schimpflich, einer der niedrigeren Begierden zu gestatten, den Geist zu verdunkeln, die Willenskraft zu hemmen und das Leben vollständig in Anspruch zu nehmen; aber die systematische Unterdrückung einer natürlichen Begierde war der griechischen Denkweise durch-

[1]) Plutarch, *Phocion*.

[2]) Unsere Kenntniss von den griechischen Hetären stammt hauptsächlich aus dem dreizehnten Buch der *Δειπνοσοφισταί* (die gelehrte Tischgesellschaft) des Athenäus, aus den *Briefen* des Alciphron, aus den *Hetärengesprächen* des Lucian und aus der Rede des Demosthenes gegen Neaera. Siehe auch Xenophon, *Memorab., III., 11.*, und von neueren Schriften Becker's *Charikles*.

aus fremd. Gesetzgeber, Sittenlehrer und die allgemeine Stimme des Volkes haben diese Grundsätze beinahe ohne Vorbehalt auf den Verkehr zwischen den Geschlechtern angewendet, und die tugendhaftesten Männer gingen gewohnheitsmässig und offen Verhältnisse ein, die heutiges Tages fast allgemein würden getadelt werden.

Die Erfahrung vieler Gesellschaften hat zwar gezeigt, dass die öffentliche Meinung eine fast unbegrenzte Freiheit in dieser Beziehung dem einen Geschlechte zugestehen kann, ohne eine entsprechende Nachsicht gegen das andere zu zeigen. Aber in Griechenland hatte das Zusammentreffen vieler Ursachen dahin gewirkt, eine gewisse Klasse von Hetären in eine Stellung zu bringen, die sie in keiner anderen Gesellschaft erlangt haben. Ihr Gewerbe erhielt durch die wollüstige Verehrung der Aphrodite eine Art religiöser Weihe. Buhlerinnen versahen den Priesterdienst in den Tempeln derselben, und nach Vertreibung des Xerxes schrieben die Korinther die Erhaltung ihrer Stadt und des übrigen Griechenlands vorzüglich den Fürbitten der Priesterinnen der Aphrodite und dem Schutze dieser Göttin zu. Die Prostitution fand in die religiösen Riten von Babylon, Byblis, Cypern und Korinth Eingang, und diese Plätze sowohl, wie Milet, Tenedos, Lesbos und Abydos wurden wegen der Lasterschulen berüchtigt, die unter dem Schatten ihrer Tempel entstanden [1]).

Nächstdem war der herrschende ästhetische Enthusiasmus ausnehmend geeignet, die Schönste zur Ehre emporzuheben. In einem Lande und unter einem Himmel, wo die Naturschönheit bis auf den höchsten Punkt entwickelt war, entstand in der Malerei sowohl wie in der Bildhauerkunst eine Schule unvergleichlicher Künstler, und wurden öffentliche Spiele und Wettkämpfe gefeiert, bei denen die physische Vollkommenheit von dem versammelten Volke gekrönt wurde. In keiner anderen Periode der Weltgeschichte war die Bewunderung der Schönheit in allen ihren Formen so leidenschaftlich oder so allgemein. Sie färbte die ganze Sittenlehre der Zeit und führte die grössten Moralisten dazu, die Tugend bloss als die höchste Art übersinnlicher Schönheit anzusehen. Sie zeigte sich in der gesammten Literatur, wo man auf die Schönheit der Form und

[1]) Einigen Schriftstellern zufolge kommt das Wort „venerari“ von „Venerem exercere“ mit Bezug auf die im Tempel der Venus dargebrachten Huldigungen. S. Vossius, *Etymologicon Linguae Latinae*, „veneror“, und La Mothe le Vayer, *Lettre*, *XC*.

des Styls den Hauptfleiss verwendete. Sie war die Inspiration und zugleich die Regel aller griechischen Kunst. Sie bewog die griechische Frau, vor allen anderen Gebeten, um die Schönheit ihrer Kinder zu beten. Sie umgab die Schönste mit einer Strahlenkrone bewundernder Verehrung. Königin der Schönheit war gewöhnlich die Buhlerin. Sie war das Vorbild der Standbilder der Aphrodite, welche die Bewunderung Griechenlands auf sich zogen. Praxiteles nahm sich gewöhnlich die Gestalt der Phryne zum Vorbilde, und ihre goldene Statue stand in dem Apollotempel zu Delphi. Als der Redner Euthias sie anklagte, dass sie die Jugend Athens verderbe, bewirkte ihr Vertheidiger Hyperides dadurch ihre Freisprechung, dass er plötzlich die Reize ihrer Brust den geblendeten Augen der versammelten Richter enthüllte. Apelles war der Maler und zugleich der Liebhaber der Laïs, und Alexander gab ihm als das kostbarste Geschenk seine eigene Lieblingsconcubine, in die sich der Maler, während er sie abbildete, verliebt hatte. Der grösste Blumenmaler des Alterthumes erlangte seine Geschicklichkeit durch seine Liebe zu dem Blumenmädchen Glycera, das er inmitten ihrer Kränze zu malen pflegte. Pindar und Simonides sangen den Preis der Buhlerinnen, ernste Philosophen machten Pilgerfahrten zu ihnen, und ihre Namen waren in jeder Stadt bekannt[1]).

Es überrascht nicht, dass bei einem solchen Zustande des Denkens und Fühlens viele ehrgeizigere und gebildetere Frauen dieser Laufbahn sich zugewendet, auch nicht, dass sie die Stellung in der Gesellschaft erlangt haben, welche das abgeschlossene Leben der griechischen Ehefrauen und die ihnen aufgezwungene Unwissenheit offen gelassen hatten. Die Buhlerin war die einzige freie Frau in Athen, und sie benutzte oft ihre Freiheit, sich einen Grad des Wissens anzueignen, der sie in den Stand setzte, ihre sonstigen Reize mit einem starken Zauber des Geistes zu vermehren. Die hervorragendsten Künstler, Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen um sich versammelnd, stürzte sie sich rückhaltlos in die intellectuelle und ästhetische Begeisterung ihrer Zeit, und wurde bald der Mittelpunkt einer literarischen Gesellschaft von unvergleichlichem Glanze. Aspasia, sowohl ihres Geistes, als auch ihrer Schönheit wegen berühmt, gewann die leidenschaftliche Liebe des

[1]) Ueber den Zusammenhang der Buhlerinnen mit dem künstlerischen Enthusiasmus siehe Raoul Rochette, *Cours d'Archéologie, pp. 278—279.* Siehe auch Athenaeus, *XIII., 59.;* Plinius, *Hist. Natur., XXXV., 40.*

Perikles. Sie soll ihn in der Beredsamkeit unterwiesen, und einige seiner berühmtesten Reden verfasst haben; sie wurde in Staatsangelegenheiten immer zu Rathe gezogen, und selbst Sokrates suchte ihren Umgang. Plato lässt den Sokrates die Lehren über das Wesen der Liebe von einer Buhlerin Diotima empfangen. Die Buhlerin Leontium gehörte zu den eifrigsten Schülern des Epikur[1]).

Mittelbar trug zur Erhebung dieser Klasse wohl noch ein anderer Umstand bei, über den zu sprechen in einem englischen Buche sehr schwierig ist, den man aber selbst bei der oberflächlichsten Uebersicht der griechischen Sitten unmöglich ganz und gar übergehen kann. Aussereheliche Verbindungen mit Frauen wurden als gewöhnliche und nicht schimpfliche Vorkommnisse im Leben eines rechtschaffenen Mannes betrachtet, gegenüber jenem tieferen Abgrund der unnatürlichen Liebe, welche der dunkelste und überraschendste Flecken der griechischen Civilisation war. Dieses Laster, dessen in den Schriften Homer's und Hesiod's niemals erwähnt wird, entstand ohne Zweifel unter dem Einflusse der öffentlichen Spiele, welche, indem sie die Männer an den Anblick vollständig nackter Gestalten gewöhnten[2]), eine unnatürliche Leidenschaft weckten[3]), die allen Gefühlen der Jetztzeit vollständig fremd ist, aber der zu widerstehen in Griechenland für heroisch galt[4]). Die Volksreligion war in diesem Falle, wie in anderen, dazu an-

[1]) Siehe die sehr belehrende kleine Schrift von Ménage, *Historia Mulierum Philosophorum* (Lugduni, MDXC), und auch Rainneville, *La Femme dans l'Antiquité, p. 244.* Lucian giebt in einer seiner Schriften eine höchst anziehende Schilderung von der Schönheit, Bildung, Grossmuth und sogar Bescheidenheit der Panthea aus Smyrna, der bevorzugten Geliebten des Lucius Verus.

[2]) Anfangs war ein einfaches kleines Gewand, *ζῶμα,* in Gebrauch, aber es wurde zuerst von den Lacedämoniern und dann von den anderen Griechen abgeschafft. Ueber die Geschichte dieser Veränderung siehe die drei lehrreichen Denkschriften Burette's in *Hist. de l'Académie royale des Inscriptions, tome I.*

[3]) Ueber die Ursachen der Paederastie in Griechenland siehe die Bemerkungen Grote's in der Uebersicht über *das Gastmahl* in seinem grossen Werke über Plato. Der ganze Gegenstand ist sehr geschickt behandelt von Maury, *Hist. des Religions de la Grèce antique, tome III., pp. 35—39.* Vergl. auch Döllinger, *Judenthum und Heidenthum*, und Chateaubriand in seinen *Études historiques.* Hauptquelle bleibt aber immer das 13. Buch des Athenäus.

[4]) Vergleiche Plutarch's *Leben des Agesilaus*, wo ein Mann wegen Unterdrückung seiner Leidenschaft für einen Knaben Megabetes über Leonidas als Heros gestellt wird. Diogenes Laërtius lobt in seinem *Leben des Zeus* den Begründer des Stoicismus, dass er diesem Laster nur wenig ergeben war. Sophokles soll demselben sehr ergeben gewesen sein.

gethan, dem neuen Laster Raum zu geben. An Hebe's Stelle wurde Ganymedes der Mundschenk der Götter, und der Olymp der Sitz der schlimmsten irdischen Laster[1]). Künstler suchten in den Bildsäulen des Hermaphroditos, des Bacchos und des reichgelockten wollüstigeren Apollon diese Leidenschaft darzustellen, Moralisten priesen sie als das Band der Freundschaft, und ihr schrieb man die Begeisterung zu, mit welcher die heilige Schaar der 300 Thebaner unter Epaminondas den Heldentod bei Chäronea starb[2]). Im Allgemeinen brandmarkte man sie jedoch als ein entschiedenes Laster, aber man behandelte sie zugleich mit einer jetzt kaum zu begreifenden Leichtfertigkeit, und es giebt kaum einen besseren Beleg für die grosse Veränderung, welche die sittlichen Ideen und Gefühle erfahren haben, als die Thatsache, dass die in unreiner Liebe verbundenen Tyrannenmörder Harmodius und Aristogeiton, die zwei ersten Griechen waren, welche von ihren Landsleuten der Errichtung von Denksäulen für würdig erachtet worden sind[3]).

Wahrscheinlich wirkten alle diese Ursachen dahin, den Begriff höchster Verworfenheit, den man gewöhnlich mit dem Namen Buhlerin verband, dieser Klasse von Frauen abzunehmen. Die grosse Mehrzahl derselben war indess damals, wie zu allen Zeiten, in niedrige Gemeinheit herabgesunken[4]), verhältnissmässig wenige erreichten die Stellung von Hetären, und selbst von diesen zeigte wohl die grössere Zahl die Merkmale, welche zu allen Zeiten ihrer Klasse anhafteten. Treulosigkeit, übermässige Habgier und ausschweifende Prachtliebe waren bei ihnen gewöhnlich; aber dennoch steht es ausser Frage, dass es gar viele Ausnahmen gab. Der Ausschluss aus der Gesellschaft war für sie weder ein Druck, noch

[1]) Einige Belege hiefür giebt Clemens Alex., *Admonitio ad Gentes*. Sokrates soll behauptet haben, dass Jupiter den Ganymedes wegen seiner Weisheit geliebt habe, worauf sein Namen *γάνυμαι* und *μῆδος* hindeute. (Xenoph. *Gastmahl*.) Das Missgeschick Cannäs wurde der Eifersucht Juno's ob der Einführung eines schönen Jünglings in den Jupitertempel beigemessen. (Lactantius, *Inst. Div.*, *II.*, *17.*)

[2]) Siehe eine interessante Stelle im Athenäus, *XIII.*, *78.* Vertheidigt wird die Knabenliebe in einem fälschlich dem Lucian zugeschriebenen Buche über die verschiedenen Arten Liebe.

[3]) Plinius, *Hist. Nat.*, *XXXIV.*, *9.*

[4]) Athenäus und die Hetärengespräche beweisen dies aufs schlagendste. Siehe auch Terentius, *Der Eunuch*, *Act. 4.*, *Scene 4.*, dessen Grundlage bekanntlich das menandrische Stück desselben Namens, *Εὐνοῦχος*, ist. Die Mehrzahl der Klasse hiess nicht Hetären, sondern *πόρναι*.

eine Entehrung; und obgleich man sie nimmer mit derselben Achtung, wie verheirathete Frauen, betrachtete, so scheint man doch allgemein geglaubt zu haben, die Frau und die Buhlerin hätten jede ihren eigenen Platz und Beruf in der Welt, und jede ihren besonderen Typus der Vollkommenheit. Die Buhlerin Leäna, Freundin des Harmodius, starb lieber auf der Folter, als dass sie die Verschwörung ihres Freundes verrieth, und, mit Anspielung auf ihren Namen, errichteten die Athener zum Andenken an ihre Standhaftigkeit das Standbild einer Löwin ohne Zunge[1]). Das freundliche Wesen und die uneigennützige Liebe einer Buhlerin Bakchis werden besonders gerühmt, und ein sehr rührender Brief zeichnet ihren Charakter und schildert das Bedauern, welches ihr zum Grabe folgte[2]). Xenophon erzählt in einer seiner bemerkenswerthen Schilderungen des griechischen Lebens, wie Sokrates, auf die Kunde von der Schönheit der Buhlerin Theodota, um sich selbst von der Wahrheit der Nachricht zu überzeugen, mit seinen Schülern zu ihr ging, wie er sich mit ruhiger Laune nach den Quellen des Luxus in ihrer Wohnung erkundigte, und wie er dann das Benehmen vorzeichnete, welches sie beobachten müsse, um ihre Liebhaber zu fesseln. Sie müsse, sagte er ihr, die Thüre den Unverschämten verschliessen, ihre Liebhaber in Krankheit pflegen, sich sehr freuen, wenn ihnen eine Ehrenthat gelinge, und bewiesene Liebe zärtlich erwiedern. Nach einer heiteren, völlig unbefangenen Unterhaltung, die von seiner Seite keine Art offenen oder versteckten Tadels und auf der ihrigen keine Spur von Furcht noch von unverschämtem Trotz zeigte, schied der beste und weiseste der Griechen von seiner Wirthin mit einem anmuthigen Compliment über ihre Schönheit[3]).

Die Schilderung dieser Seite des griechischen Lebens ist mir überaus unangenehm gewesen, und ich würde mich sicherlich selbst auf die trockenste und vorsichtigste Erörterung eines so schwierigen, peinlichen und zarten Gegenstandes nicht eingelassen haben, wäre es nicht für eine Sittengeschichte durchaus unerlässlich gewesen,

[1]) Plutarch, *De Garrulitate;* Plinius, *Nat. Hist.*, *XXXIV.*, *19.* Die Heldenthat, sich lieber die Zunge abzubeissen, als Geheimnisse zu offenbaren oder einer Leidenschaft nachzugeben, wird einer verdächtig grossen Anzahl von Personen zugeschrieben. Ausser Leäna führt Ménage *(Hist. Mulier. Philos., pp. 104—108)* noch fünf andere an.

[2]) Mehrere Briefe Alciphron's handeln von der Bakchis, der zehnte von ihrem Tode schildert besonders ihre Güte und Uneigennützigkeit. Athenäus *(XIII., 66.)* erzählt eine interessante Anekdote, welche diese Seiten ihres Charakters beleuchtet.

[3]) Xenophon, *Memorab., III., 11.*

wenigstens einen Umriss des Fortschritts zu geben, der in dieser Sphäre stattgefunden hat. Das Gesagte wird genugsam erklären, warum Griechenland, das an grossen Männern wahrscheinlich reicher als alle anderen Länder war, so auffallend arm an grossen Frauen war. Es wird auch zeigen, dass zwar die griechischen Moralisten den Unterschied zwischen den höheren und den niederen Seiten unserer Natur ebenso anerkannten, wie wir, dass sie aber in Aufstellung des ethischen Princips von der heutigen öffentlichen Meinung sehr weit abwichen. Die christliche Lehre, dass die Befriedigung einer mächtigen und vorübergehenden sinnlichen Begierde, ausser unter der Bedingung einer lebenslänglichen Verbindung, strafbar sei, war dazumal ganz und gar unbekannt. Strenge Pflichten wurden den griechischen Frauen, Pflichten, wenn auch weniger strenge, wurden in einem späteren Zeitalter den Männern auferlegt. Die unnatürliche Liebe wurde verworfen, aber mit einer Leichtigkeit des Tadels, die einem heutigen Gemüthe unaussprechlich empörend erscheint. Einige geringe gesetzliche Beschränkungen lasteten auf der ganzen Klasse der Hetären, und obgleich mehr bewundert, wurden sie doch weniger geachtet als die Frauen, welche in den Ehestand getreten waren; aber eine Vereinigung von Umständen hatte sie zu einer beispiellosen Höhe wirklichen Werthes und volksthümlicher Achtung erhoben, es trat eine allgemeine Abneigung gegen die Ehe ein, und uneheliche Verbindungen wurden ganz frei und offen geschlossen.

Die römische Civilisation hat einige wichtige Fortschritte rücksichtlich der Stellung der Frauen gemacht. Die Tugend der Keuschheit hat man, wie gezeigt, aus zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet. Der Utilitarismus, welcher gemeinhin in Ländern vorwaltet, wo der politische Geist mächtiger ist, als der religiöse, betrachtet die Ehe als das Vorbild des Staates und das Hauptziel aller seiner Lehren geht dahin, das Glück, die Heiligkeit und Sicherheit dieses vorbildlichen Staates zu fördern. Der Mysticismus, welcher auf dem Schamgefühl beruht, welches von Natur mit den Befriedigungen der Sinnlichkeit verbunden ist, und, wie die Geschichte beweist, besonders da vorherrscht, wo das politische Gefühl sehr schwach und das religiöse sehr stark ist, betrachtet die Jungfräulichkeit als seinen höchsten Typus und die Ehe einfach als die verzeihlichste Abweichung von der idealen Reinheit. Es ist, glaube ich, eine sehr bemerkenswerthe Thatsache, dass wir an der Spitze des römischen Religionssystems zwei Priesterorden finden, welche

diese Ideen beziehungsweise vorbildlich zu vertreten scheinen. Die Flamines des Jupiter und die vestalischen Jungfrauen waren die zwei heiligsten Priesterorden in Rom. Die Amtshandlungen jedes Ordens wurden als wesentlich wichtig für das Staatswohl gehalten. Jeder konnte seine Amtshandlungen nur innerhalb der Mauern Roms vollziehen. Jeder war mit den feierlichsten Bräuchen ausgestattet, jedem wurde die tiefste Ehrfurcht gezollt. Aber in einem wichtigen Punkte unterschieden sie sich. Die Vestalin war der Typus der Jungfräulichkeit, und ihre Keuschheit wurde durch die schrecklichsten Strafen bewacht. Der Flamen dagegen war der Vertreter der römischen Ehe in ihrer strengsten und reinsten Gestalt. Er musste verheirathet sein. Seine eheliche Verbindung wurde mit den solennesten Riten gefeiert. Sie konnte bloss durch den Tod gelöst werden. Starb ihm die Frau, so musste er sein Amt niederlegen[1]).

Von diesen zwei Orden war, ohne Frage, der der Flamines der getreueste Ausdruck der römischen Gesellschaft. Wie das natürliche und staatliche, so war auch das häuslich-sittliche Element ein Hauptbestandtheil der römischen Religion, daher war es ein Hauptziel der Gesetzgebung, die Ehe mit jeder möglichen Würde und Weihe zu umgeben. Die Monogamie wurde von den ältesten Zeiten an streng eingeschärft, und dass sie zum herrschenden Typus in Europa wurde, war eine der grossen Wohlthaten, die aus der Ausbreitung der römischen Macht hervorgingen. In den Sagen des alten Roms haben wir reichliche Beweise sowohl von der hohen sittlichen Schätzung der Frauen, als auch von ihrer Bedeutsamkeit im römischen Leben. Das tragische Ende der Lucretia und das der Virginia entfalten ein Zartgefühl für Ehre, einen Sinn für die hohe Vortrefflichkeit unbefleckter Reinheit, wie sie kein christliches Volk übertreffen konnte. Die Sage von den Sabinerinnen, welche sich zwischen ihre Väter und Ehemänner stürzten, und auf diese Weise die junge Republik retteten, und die Sage von der Mutter und der Frau des Coriolanus, welche durch ihre Bitten den ihrem Vaterlande drohenden Untergang abwendeten, berechtigten die Frauen, ihren Antheil an den patriotischen Grossthaten Roms zu beanspruchen. Daher wurden sogar Tempel zum Andenken an ihre Thaten errichtet. Ein Tempel der Venus Calva verewigte die selbstverleugnende Hingebung der römi-

[1]) Ueber die Flamines siehe Aulus Gellius, *Noct.*, *X.*, *15.*

schen Frauen, welche in der Stunde der Gefahr ihre langen Locken abschnitten, um daraus Bogensehnen für die Soldaten zu fertigen[1]). Ein anderer Tempel (der der Pietas) bewahrte der Nachwelt das Andenken einer Wöchnerin, welche die Erlaubniss erhalten hatte, ihre zum Hungertode verurtheilte Mutter im Kerker zu besuchen, und dabei betroffen wurde, wie sie das Leben ihrer Mutter mit der Milch ihrer Brust fristete[2]).

Die gesetzliche Stellung der römischen Frau war jedoch eine lange Zeit hindurch äusserst niedrig. Die römische Familie war auf dem Principe der unumschränkten Machtvollkommenheit ihres Hauptes, des Mannes, begründet, dem eine Gewalt über Leben und Tod der Frau und der Kinder zustand, und der erstere nach Belieben verstossen konnte. In der ältesten Zeit scheint weder die Sitte, dem Vater der Braut Geschenke zu geben, noch die der Mitgift bestanden zu haben, sondern der Vater verfügte unbeschränkt über die Hand der Tochter, und besass in einigen Fällen sogar die Macht, thatsächlich vollzogene Ehen wieder aufzulösen[3]). Später jedoch ging durch die eingeführten drei Arten der Eheschliessung[4]) die unumschränkte Gewalt in die Hände des Mannes über, der, in gewissen Fällen, sogar das Recht hatte, die Frau zu tödten[5]). Das Gesetz und die öffentliche Meinung wirkten gemeinsam dahin, die eheliche Reinheit zur strengsten Regel zu machen. Fünfhundert Jahre lang soll keine Ehescheidung in Rom vorgekommen sein[6]), und selbst nachdem ein solcher Fall eingetreten war, wurde die Ehe doch noch sehr lange für durchaus unauflöslich gehalten[7]). Die Sitten waren so streng, dass ein Senator wegen Anstandsverletzung getadelt wurde, weil er seine Frau in Gegenwart ihrer Töchter geküsst hatte[8]). Es galt als

[1]) Capitolinus, *Maximinus Junior.*

[2]) Plinius, *Hist. Nat., VII., 36.* Eine ähnliche Sage von einer Tochter, die ihren Vater auf diese Weise nährte, erzählt bekanntlich Valerius Maximus, *V., 4.*

[3]) Dies scheint aus dem ersten Acte des *Stichus* von Plautus hervorzugehen. Ich möchte meinen, diese Macht habe auf die Ehe durch confarreatio keine Anwendung finden können. Unter den Kaisern war sie veraltet, Antonius Pius mahnte davon ab, aber Diocletianus beseitigte sie ganz und gar. (Laboulaye, *Recherches sur la condition civile et politique des femmes, pp. 16—17.*)

[4]) Aut confarreatione, aut coëmtione, aut usu.

[5]) Aul. Gell.. *Noct., X., 23.*

[6]) Val. Maximus, *II., 1., §. 4;* Aul. Gell., *Noct., IV., 3.*

[7]) Dies bemerkt Plautus.

[8]) Ammianus Marcellinus, *XXVIII., 4.*

eine Pflichtverletzung und grosse Schande für eine Mutter, wenn sie ihr Kind von einer Amme nähren liess[1]). Luxusgesetze regelten mit der strengsten Genauigkeit alle Einzelheiten der Hauswirthschaft[2]). Die Klasse der Buhlerinnen, obgleich wahrscheinlich zahlreich und gewiss nicht controllirt, wurde mit grosser Verachtung angesehen. Die Schande, sich öffentlich für ein Mitglied derselben zu erklären, galt für genügende Strafe[3]), und ein altes Gesetz, das wahrscheinlich den Zweck hatte, symbolisch die Pflichten der Ehe zu lehren, verbot solchen Personen die Berührung des Altars der Juno[4]). Es wird erzählt, dass ein Aedil keine Genugthuung für einen auf ihn gemachten Anfall erlangte, weil dieser in einem übelberufenen Hause geschah, wo betroffen zu werden, für einen römischen Polizeibeamten ein Schimpf war[5]). Man glaubte, dass die ganze Natur von der Heiligkeit der weiblichen Reinheit Zeugniss gebe, dass die wildesten Thiere vor dem Anblicke einer Jungfrau zahm werden[6]), dass Käfer und sonstiges Ungeziefer absterben, wenn eine Frau nackt um ein Saatfeld gehe[7]), und dass die Leichname der Männer auf dem Rücken schwimmen, die der Frauen auf dem Gesichte, was die römischen Naturkundigen der höheren Reinheit des Weibes zuschrieben[8]).

Aristoteles bemerkte, die Ueberlegenheit der Griechen über die Barbaren zeige sich unter Anderem auch in der Thatsache, dass die Griechen nicht, wie andere Völker, ihre Frauen als Sklaven betrachteten, sondern als Gehülfen und Lebensgefährten behandelten. Ein römischer Schriftsteller hat sich im Ganzen mit grösserem Rechte auf die Behandlung der Frauen von Seiten seiner Landsleute als einen Beweis von der Ueberlegenheit der römischen Civilisation über die griechische berufen. Er hat bemerkt, dass, während die Griechen ihre Frauen in besonderen Wohnungen im Innern der Häuser abschlossen, und ihnen niemals erlaubten, ausser mit ihren Verwandten, an Gastmählern Theil zu nehmen, oder einen

[1]) Tacitus, *De Oratoribus, XXVIII.*

[2]) Aul. Gellius, *Noct., II., 24.*

[3]) „More inter veteres recepto, qui satis poenarum adversum impudicas in ipsa professione flagitii credebant.“ Tacitus, *Annal., II., 85.*

[4]) Aul. Gell., *Noct., IV., 3.* Juno war die Göttin der Ehe.

[5]) *Ibid., IV., 14.*

[6]) Vergleiche Legendre, *Traité de l'Opinion, tome II., p. 35.*

[7]) Plinius, *Hist. Nat., XXVIII., 23.*

[8]) *Ibid., VII., 18.*

Mann zu sehen, ausser in Gegenwart eines Verwandten, kein Römer jemals Bedenken trug, seine Frau zu einem Feste mitzunehmen, oder der Familienmutter den ersten Platz an seinem Tische einzuräumen[1]). Ob in der Zeit, als die Frauen ganz und gar der Herrschaft der Männer unterworfen waren, viel häusliche Bedrückung vorkam, lässt sich jetzt unmöglich feststellen. Zwar wurde eine Göttin Viriplaca, als Männerversöhnerin auf dem Palatinus von den römischen Frauen verehrt[2]), und Livius erzählt eine seltsame und unwahrscheinliche, wenn nicht unglaubliche Geschichte von der Entdeckung einer weitverzweigten Verschwörung der römischen Frauen zur Zeit der Republik, um ihre Männer zu vergiften[3]); im Ganzen ist jedoch wahrscheinlich, dass Matrona (verheirathete Frau) von den ältesten Zeiten an ein Ehrenname war[4]), dass der schöne Ausspruch eines Rechtsgelehrten aus der Kaiserzeit, der die Ehe als eine lebenslängliche Gemeinschaft aller göttlichen und menschlichen Rechte erklärte[5]), am treuesten die Gefühle des Volkes ausdrückte, und dass die weibliche Tugend zu allen Zeiten eine hervorragende Stelle in den Lebensbeschreibungen der Römer einnahm[6]).

Ich habe bereits die Hauptursachen jener vollständigen Auflösung der römischen Sittlichkeit aufgezählt, welche kurz nach den punischen Kriegen begann, sehr viel zum Untergange der Republik beitrug und ihren Höhepunkt unter den Kaisern erreichte. Die Geschichte hat wenige Beispiele einer Umwälzung aufzuweisen, die so vollständig jeden Kreis des religiösen, gesellschaftlichen und politischen Lebens durchdrang. Der philosophische Skepticismus zerstörte die alten Religionen. Eine Fluth morgenländischen Luxus und morgenländischer Sitten schwemmte die alten Gewohnheiten strenger Einfachheit weg. Die Bürgerkriege und das Kaiserthum

[1]) „Quem enim Romanorum pudet uxorem ducere in convivium? aut cujus materfamilias non primum locum tenet aedium, atque in celebritate versatur? quod multo fit aliter in Graecia. Nam neque in convivium adhibetur, nisi propinquorum, neque sedet nisi in interiore parte aedium quae g y n a e c o n t i s appellatur, quo nemo accedit, nisi propinqua cognatione conjunctus.“ Corn. Nepos, *Praefat.*

[2]) Val. Max., *II.*, *1.*, §. *6.*

[3]) Livius, *VIII.*, *18.*

[4]) Siehe Val. Max., *II.*, *1.*

[5]) „Nuptiae sunt conjunctio maris et feminae, et consortium omnis vitae, divini et humani juris communicatio.“ Modestinus.

[6]) Livius, *XXXIV.*, *5.* Clemens Alexandrinus giebt *Strom.*, *IV.*, *19*, eine Zusammenstellung von Sagen und Geschichten (aber meistens griechischer) Heldenfrauen.

entwürdigten den Charakter des Volkes, und die übertriebene Sprödigkeit der republikanischen Sitten diente nur dazu, den Sprung in das Laster desto unwiderstehlicher zu machen. In dem ungestümen Ausbruche der zügellosen und beinahe wahnsinnigen Verderbniss, welche diesen schlimmen Zeitabschnitt kennzeichnete, traten die Verletzungen der weiblichen Tugend arg zu Tage. Die grosse Vermehrung der Sklaven, welche zu jeder Zeit für die sittliche Reinheit verhängnissvoll ist, die Thatsache, dass ein grosser Theil dieser Sklaven aus den wollüstigen Provinzen des Reiches gewählt wurde, die Florafeste (vom 28. April bis zum 1. Mai gefeiert), bei denen Wettläufe nackter Buhlerinnen aufgeführt wurden, die Pantomimen, welche ihren Reiz hauptsächlich durch die kecken Unanständigkeiten der Schauspieler erhielten, das Herbeiströmen griechischer und asiatischer Buhlerinnen, die durch den Reichthum der Hauptstadt angelockt wurden, die unanständigen Bilder, welche jedes Haus zu schmücken begannen, das Emporblühen der Stadt Bajä, welche in Luxus mit den Hauptsitzen asiatischen Lasters wetteiferte und sie an Schönheit sogar übertraf, der Rausch ob dem plötzlich erlangten Reichthume, und der Hang zum Vergnügen, den der kaiserliche Despotismus durch Ertödtung alles freien politischen Lebens nothwendig erzeugte, dies alles trug dazu bei, jene Orgien des Lasters vorzubereiten, welche uns die Schriftsteller des Kaiserreiches enthüllen. Suetonius und Lampridius geben eine klare Anschauung von der Tiefe des sittlichen Verfalles der damaligen Gesellschaft, und Juvenal schildert in der sechsten Satire in scharfen Zügen, wenn auch wahrscheinlich mit der einem Satiriker eigenthümlichen Uebertreibung, den Umfang, welchen die Sittenverderbniss bei den Frauen erreicht hatte. Unter Tiberius fand man es für nothwendig, ein besonderes Gesetz zu erlassen, das den Mitgliedern edler Familien verbot, sich der öffentlichen Prostitution hinzugeben[1]). Die grosse Rohheit des römischen Naturells verhinderte die Sinnlichkeit, jenen ästhetischen Charakter anzunehmen, der sie in Griechenland zur Mutter der Kunst gemacht, und ihren Einfluss ausserordentlich beschränkt hatte, während die Leidenschaft für die Gladiatorenspiele sie oft in etwas unnatürlicher Weise mit der Grausamkeit in Verbindung brachte. Es hat gewiss in der Geschichte viele Zeiten gegeben, in denen die Tugend

1) Tacitus, *Annal.*, *II.*, *83.* Dies Gesetz wurde erlassen, weil die Patricierin Vistilia sich der öffentlichen Prostitution hingegeben hatte.

seltener, aber wahrscheinlich keine, in der das Laster ausschweifender und ungezügelter war, als unter den Cäsaren. Junge Kaiser besonders, von Schmarotzer- und Kupplerschaaren umringt, und oft in beständiger Furcht vor Meuchelmord lebend, stürzten sich mit der rücksichtslosesten und fieberischsten Aufregung in jede Art unnatürlicher Lust. Die Reticenz, welche stets mehr oder weniger die neuere Gesellschaft und die neueren Schriftsteller gekennzeichnet hat, war unbekannt, und die schamlose und unverhüllte Unzüchtigkeit der Epigramme des Martial, der Romane des Apulejus und Petronius und einiger Gespräche des Lucian spiegelten nur zu treu den Geist ihrer Zeit wieder.

Zudem hatte sich, theils aus Gründen der Lasterhaftigkeit, und theils, wie ich glaube, durch den nachtheiligen Einfluss, welchen die Anziehungskraft der öffentlichen Spiele auf das häusliche Leben übte, eine grosse und allgemeine Abneigung gegen die Ehe gebildet, der Augustus durch seine Gesetze gegen die Ehelosigkeit und die Verleihung vieler Vorrechte an die Väter dreier Kinder vergebens Einhalt zu thun versuchte[1]). Wir besitzen noch eine höchst merkwürdige Rede, die Metellus Numidius kurz vor dem Untergange der Republik gehalten haben soll, um, wenn möglich, diese Abneigung zu bekämpfen. „Römer“, sagte er, „könnten wir ohne Frauen leben, wir Alle würden uns von dieser Quelle des Ungemaches fern halten; da es aber die Natur nun einmal so bestimmt hat, dass wir weder mit den Frauen vollkommen glücklich, noch gänzlich ohne sie leben können, so müssen wir mehr auf die ewige Fortdauer unseres Geschlechts, als auf unser eigenes kurzes Geniessen bedacht sein[2]).“

Inmitten dieser Fluth der Sittenverderbniss vollzog sich eine grosse Veränderung in der gesetzlichen Stellung der römischen

[1]) Dio Cassius, *LIV.*, *16.*; *LVI.*, *10.*

[2]) „Si sine uxore possemus, Quirites, esse, omnes ea molestia careremus; sed quoniam ita natura tradidit, ut nec cum illis satis commode nec sine illis ullo modo vivi possit, saluti perpetuae potius quam brevi voluptati consulendum.“ Aulus Gellius, *Noct.*, *I.*, *6.* Einige Zuhörer sollen es dem Redner verargt haben, dass er so unverhüllt über die Uebel der Ehe gesprochen habe; indessen gab man schliesslich zu, dass es ehrenwerther war, die ganze Wahrheit auszusprechen. Bei Stobaeus *(Sententiae)* findet man eine Anzahl harter und oft gefühlloser Redensarten, die bei den Griechen gäng und gäbe waren. So sagte ein griechischer Dichter: „die Ehe biete bloss zwei glückliche Tage — den Tag, an welchem der Mann die Frau zum ersten Male an sein Herz drückt, und den Tag, wenn er sie ins Grab legt“; und in Rom wurde es zum Sprüchworte, dass eine Frau nur gut sei „in thalamo vel in tumulo“.

Frauen. Anfangs unter der unbedingten Machtvollkommenheit ihrer Verwandten stehend, erlangten sie im Kaiserreiche einen Grad von Freiheit und Würde, den sie später einbüssten und niemals ganz wiedererlangten. Die Römer erkannten zwei genau unterschiedene Arten von Ehe an, die strengere und in den Augen des Gesetzes ehrenvollere, welche die Frau „in die Hand“ des Mannes gab, und diesem eine beinahe unbedingte Gewalt über ihre Person und ihr Eigenthum einräumte, und eine minder strenge, welche die legale Stellung der Frau unverändert liess. Die Ehen der ersteren Art, welche während der Republik allgemein waren, theilten sich wieder in drei Formen: die „confarreatio“, welche im Hause des Bräutigams im Beisein des Oberpriesters nebst zehn Zeugen mit den feierlichsten Ceremonieen vorgenommen wurde, thatsächlich unauflöslich und eifersüchtiger Weise auf die Patricier beschränkt war; die „coëmptio“, d. h. Mancipation, Scheinkauf, welcher Act rein civilrechtlich war, und den „usus“, wenn die Frau Ein Jahr lang ohne Unterbrechung in dem Hause des Mannes blieb. Unter dem Kaiserreiche wurden indess diese Formen der Eheschliessung fast ganz obsolet: eine laxere, auf einfacher gegenseitiger Einwilligung ohne religiöse oder bürgerliche Ceremonieen beruhende, Form wurde allgemein, und hatte die sehr wichtige Folge, dass die auf diese Weise in die Ehe getretene Frau in den Augen des Gesetzes als der Familie ihres Vaters angehörig betrachtet wurde, und unter dessen Vormundschaft stand, nicht unter derjenigen ihres Mannes. Aber die alte patria potestas hatte sich vollständig überlebt, und die praktische Folge der allgemeinen Annahme dieser Art von Eheschliessung war die vollständige gesetzliche Unabhängigkeit der Frau. Mit Ausnahme ihrer Mitgift, welche in die Hände des Mannes überging, behielt die Frau das freie Verfügungsrecht sowohl über ihr eingebrachtes Vermögen, als über das, was ihr später durch Erbschaft aus dem Vermögen ihres Vaters zufiel. Auf diese Weise ging ein sehr beträchtlicher Theil des römischen Reichthumes in den unbeschränkten Besitz der Frauen über. Der Privatgeschäftsführer der Frau war eine Lieblingsfigur der Lustspieldichter, und die von reichen Frauen gegen ihre Männer geübte Tyrannei — sie sollen ihnen bisweilen Geld auf hohe Zinsen geliehen haben — ein stehendes Thema der Satiriker[1]).

[1]) Friedländer, *Hist. des Moeurs romaines*, *tome I.*, *pp. 360—364*. Ueber den grossen Einfluss, welchen die römischen Frauen auf Staatsangelegenheiten übten, sind

Die Verfassung der Familie hatte auf diese Weise eine vollständige Umwälzung erlitten. Anstatt auf dem Princip der unumschränkten Selbstherrschaft des Mannes, war sie auf dem gleicher Berechtigung der Frau aufgebaut. Die gesetzliche Stellung der Frau war eine völlig unabhängige geworden, während ihre gesellschaftliche Stellung eine höchst geachtete war. Die conservativeren Geister waren natürlich über diese Veränderung beunruhigt und ergriffen zwei Massregeln, um ihr Einhalt zu thun. Die lex Oppia war gegen den Luxus der Frauen gerichtet, wurde aber, trotz der eifrigsten Bemühungen Cato's, bald aufgehoben[1]). Wichtiger war die lex Voconia, welche der Erbeinsetzung der Frauen sehr enge Grenzen anwies, um eine Quelle der Reichthümer zu verstopfen, wodurch die Frauen am meisten zur Verschwendung verführt wurden, welche aber den Frauen Legate zu vermachen gestattete, sobald diese die Hälfte der Hinterlassenschaft nicht überschritten; doch die öffentliche Meinung war niemals ganz mit dem Gesetze einverstanden, und die Spitzfindigkeit der Rechtsgelehrten wusste seiner Wirksamkeit auszuweichen[2]).

Eine andere und noch wichtigere Folge ergab sich aus der veränderten Form der Ehe. Da sie einfach für einen civilrechtlichen, zum Wohle beider Theile geschlossenen Vertrag angesehen wurde, so hing ihre Dauer von der gegenseitigen Uebereinstimmung ab. Jeder Theil konnte sie nach Belieben lösen, und die Lösung gab beiden Theilen das Recht, sich wieder zu verheirathen. Dass bei diesem Stande der Dinge die ehelichen Pflichten mit der grössten Leichtigkeit behandelt wurden, unterliegt wohl keiner Frage. Cicero verstiess seine Frau Terentia, weil er nach einer neuen Mitgift verlangte[3]), Augustus zwang den Mann der Livia, sie, die schon schwanger war, zu verstossen, damit er sie heirathen könne[4]), Cato

einige wichtige Stellen gesammelt in Denis' *Hist. des Idées Morales, tome II., pp. 98—99.* Dieser Schriftsteller ist besonders wichtig für Alles, was sich auf die häusliche Sittlichkeit bezieht. Die *Asinaria* des Plautus und einige Epigramme des Martial verbreiten viel Licht über diesen Gegenstand.

[1]) Siehe Livius, *lib. XXXIV., cap. 1—8.*

[2]) Legouvé, *Hist. Morale des Femmes, pp. 23—26.* Augustinus nennt dieses Gesetz das ungerechteste, welches man sich denken kann. „Qua lege quid iniquius dici aut cogitari possit, ignoro." *De Civ. Dei, III., 21.* Ein interessanter Beleg für den Unterschied zwischen den Sitten und der Denkweise seiner Zeit und der des Mittelalters, wo die Töchter gewöhnlich ohne Widerrede durch die Feudalgesetze geopfert wurden.

[3]) Plutarch, *Cicero.*

[4]) Tacitus, *Annal., I., 10.*

trat seine Frau, mit Zustimmung ihres Vaters, seinem Freunde Hortensius ab, und nahm sie nach dessen Tode wieder zu sich[1]); Mäcenas wechselte seine Frauen fortwährend[2]); Sempronius Sophus verstiess die seinige, weil sie einmal ohne sein Vorwissen zu den öffentlichen Spielen ging[3]); Paulus Aemilius that ein Gleiches, ohne irgend einen Grund anzugeben, und vertheidigte sich mit den Worten: „Meine Schuhe sind neu und gut gearbeitet, aber Niemand weiss, wo sie mich drücken"[4]). Die Frauen waren nicht minder aufgelegt, ihre Männer zu verstossen. Seneca rügte dieses Uebel mit besonderer Heftigkeit und fragte: „Schämt sich denn noch ein Weib des Scheidebriefes, nachdem mehrere hohe und vornehme Frauen ihre Jahre nicht mehr nach der Zahl der Consuln, sondern ihrer Ehemänner zählen, und aus der Ehe treten, um zu heirathen, und in die Ehe treten, um sich scheiden zu lassen?"[5]) Christen und Heiden wiederholten dieselbe Klage. Tertullian nennt „die Ehescheidung die erste Frucht der Ehe"[6]). Martial spricht von einer Frau, die bereits bei ihrem zehnten Manne angelangt war[7]); Juvenal von einer, die acht Männer in fünf Jahren hatte[8]). Aber das ausserordentlichste, verbürgte Beispiel dieser Art berichtet der heilige Hieronymus, welcher versichert, dass in Rom eine Frau lebte, die an den dreiundzwanzigsten Mann verheirathet und selbst dessen einundzwanzigste Frau war[9]).

Dies sind zwar, ohne Zweifel, ausserordentliche Fälle, aber dennoch steht es ausser Frage, dass die Festigkeit des ehelichen Lebens sehr bedeutend geschwächt war. Man muss sich jedoch hüten, den Einfluss der gesetzlichen Veränderungen hierauf zu überschätzen. Bei einem reineren Zustande der öffentlichen Meinung hätte man wohl ohne irgend ernstliche Folgen beiden Theilen eine sehr grosse Freiheit in der Ehescheidung zugestehen können. Von dem Verstossungsrechte, welches der Mann immer besessen hatte, wurde, wie wir gesehen haben, in der Republik niemals oder

1) Plutarch, *Cato;* Lucan, *Pharsal., II.*

2) Seneca, *Epist., CXIV.*

3) Val. Max., *VI., 3.*

4) Plutarch, *Paul. Aemil.* Es ist nicht ganz klar, ob Paulus selbst die Bemerkung gemacht hatte.

5) Seneca, *De Benef., III., 16.; Epist., XCV.; Ad. Helv., XVI.*

6) *Apol., 6.*

7) *Epigr., VI., 7.*

8) *Sat., VI., 230.*

9) *Epist., 2.*

nur sehr selten Gebrauch gemacht. Die Meisten Derer, welche durch ihre raschen Wiederverheirathungen Biedermännern Anstoss gaben, würden, wenn die Ehe unauflöslich gewesen wäre, wahrscheinlich davon Abstand genommen haben, eine solche einzugehen, und würden sich mit vielen formlosen Verbindungen begnügt, oder, wenn sie geheirathet hätten, ihre Liebe zur Veränderung durch einfachen Ehebruch befriedigt haben. Die ungeheuere Woge der Sittenverderbniss, welche Rom überfluthet hatte, würde unter jedem Gesetze in das häusliche Leben eingedrungen sein. Ehescheidungsverbote haben niemals die Reinheit des Ehelebens in Zeiten grosser Sittenverderbniss sicher gestellt, noch hat der weite Spielraum, welchen man der Ehescheidung im kaiserlichen Rom gewährte, verhindert, dass es sehr viele tugendhafte Frauen gab.

Ich habe in einem früheren Kapitel bemerkt, dass die sittlichen Gegensätze, welche sich im Leben der Alten bekundeten, die der neueren Gesellschaften übertreffen, bei denen wir sehr selten Gruppen heldenmüthiger oder berühmter Menschen finden, bei Völkern, die im Allgemeinen sehr unwissend oder sehr verderbt sind. Ich habe diese Thatsache dadurch zu erklären gesucht, dass ich zeigte, wie die sittlichen Triebfedern des Alterthumes im Allgemeinen viel mehr zur Entwickelung der Tugend, als zur Unterdrückung des Lasters geeignet waren, und dass sie edle Naturen zu dem beinahe denkbarhöchsten Punkte der Vortrefflichkeit erhoben, während es ihnen durchaus fehlschlug, die Sittenverderbniss der schlechten zu hemmen oder zu vermindern. Diese Gegensätze treten uns zur Kaiserzeit im Leben der Frauen in der schärfsten Entwickelung entgegen. Ohne Frage war der sittliche Ton des weiblichen Geschlechts überaus niedrig — wahrscheinlich niedriger, als in Frankreich unter der Regentschaft, oder in England unter der Restauration — auch steht es fest, dass schreckliche Ausschreitungen unnatürlicher Leidenschaft, zu denen die verderbtesten Höfe der Neuzeit keine Parallele bieten, mit nur wenig Verhüllung auf dem Palatinus verübt wurden. Aber dennoch gab es wohl keine Zeit in der Geschichte, in der Beispiele ehelichen Heldenmuthes und ehelicher Treue häufiger vorkamen, als gerade in dieser Zeit, wo die Ehe am freiesten und die Sittenverderbniss so allgemein war. Grosse Einfachheit der Sitten bestand neben den Ausschreitungen eines beinahe zügellosen Luxus. Augustus hielt seine Töchter und Enkelinnen zum Weben und Spinnen an, und seine eigenen Kleidungsstücke waren zum grössten Theile von seiner

Frau und Schwester gefertigt[1]). Die Geschicklichkeit der Frauen in Wirthschaftlichkeit und besonders im Spinnen wurde häufig in ihren Grabschriften hervorgehoben[2]). Geistesbildung war unter ihnen sehr verbreitet[3]), und wir finden mehrere herrliche Beispiele von Frauen, die mit einem grossen und gebildeten Geiste alle Anmuth ächter Weiblichkeit und alle Treue der reinsten Liebe verbanden. Von der Art waren Cornelia, die herrliche und ergebene Gattin des Pompejus[4]); Marcia, die Freundin, und Helvia, die Mutter des Seneca. Die norditalischen Städte waren der Befleckung der Zeiten entgangen, und Padua und Brescia waren wegen der Keuschheit ihrer Frauen besonders bekannt[5]). Mallonia, eine Frau aus edlem Geschlechte, stiess sich lieber den Dolch ins Herz, als dass sie sich den Umarmungen des Tiberius Preis gab, und dies geschah zu einer Zeit, in der ausschweifende Sinnlichkeit vorherrschte[6]). In die Zeit, als das gesetzliche Band der Ehe am meisten gelockert war, gehören die meisten jener herrlichen Beispiele von der Standhaftigkeit römischer Frauen, welche so viele Jahrhunderte lang die Lieblingsunterhaltungen der Menschen bildeten. Wer hat nicht mit tiefer Bewegung die Zärtlichkeit und den Heldenmuth der Porcia gelesen, die ihr Recht beanspruchte, den Kummer, welcher ihres Gatten Stirn umwölkte, mit ihm zu theilen; wie sie, an ihrem eigenen Muthe zweifelnd, nicht eher wagte, Brutus um die Offenbarung seines Vorhabens zu bitten, bis sie im Geheimen dadurch die Kraft ihrer Standhaftigkeit erprobt hatte, dass sie sich ein Messer in den Schenkel stiess; wie Einmal, aber auch nur Einmal, ihr edler Geist in seiner Gegenwart erschlaffte, als beim letzten Abschiede ihr Auge zufällig auf ein Bild fiel, das die letzte Zusammenkunft des Hektor und der Andromache darstellte[7]). Paulina, die Gattin Seneca's, bestand darauf, mit ihrem zum Tode verurtheilten Manne zu sterben; beide öffneten sich die Adern, doch wurde sie ins Leben zurückgerufen. „Sie lebte dann

[1]) Sueton., *Aug.* In gleicher Weise liess Karl der Grosse seine Töchter Wolle spinnen und weben. (Eginhardus, *Vita Car. Magni, XIX.*)

[2]) Friedländer, *Moeurs romaines du règne d'Auguste à la fin des Antonins* (trad. franç.), *tome 1, p. 414.*

[3]) *Ibid., pp. 387—395.*

[4]) Plutarch, *Pompejus, cap. 55.*

[5]) Martial, *XI., 16.*, gedenkt der Keuschheit der Frauen von Padua, und der jüngere Plinius derer von Brescia (Brixia). *Epist., I., 14.*

[6]) Sueton., *Tiberius, XLV.*

[7]) Plutarch, *Brutus.*

noch einige Jahre in löblicher Erinnerung an den Gatten, so leichenblass an Gesicht und Körper, dass man sah, ein grosser Theil der Lebenskraft sei ihr entzogen"[1]). Als Pätus dazu verurtheilt war, sich selbst den Tod zu geben, sagten Diejenigen, welche den heldenmüthigen Charakter und die treue Liebe seiner Frau Arria kannten, voraus, sie würde ihren Gatten nicht lange überleben. Ihr Schwiegersohn Thrasea beschwor sie, sich zu erhalten und sagte: „Wünschest Du denn, dass Deine Tochter mit mir sterbe, wenn ich sterben muss?" Ihre Antwort war: „Wenn sie so lange und so einträchtig mit Dir gelebt hat, wie ich mit Pätus, ja!" Die Sorge der Ihrigen um sie steigerte sich durch diese Antwort, man bewachte sie aufmerksamer, aber sie rannte mit solcher Gewalt ihre Stirn gegen die Wand, dass sie zusammenstürzte. Als sie wieder ins Leben zurückgebracht war, sprach sie: „Ich sagte Euch, dass ich einen Weg in den Tod finden würde, einen schweren, falls Ihr mir einen leichten versagen solltet." Jetzt unterliess man alle Versuche, sie zurückzuhalten, und ihr Tod war vielleicht der erhabenste im Alterthume. Pätus zögerte einen Augenblick den tödtlichen Streich gegen sich selbst zu führen, da stiess sie sich zuerst den Dolch in die Brust und reichte ihn dann, vom Blute triefend, dem Gatten mit den Worten: „Pätus, es schmerzt nicht"[2]).

Die Gestalt der älteren Arria überragt an Grossartigkeit ihre Zeitgenossen, aber viele andere römische Frauen in den Tagen der ersten Kaiser und Domitian's legten eine sehr ähnliche Treue an den Tag. Viele edle Frauen folgten ihren Männern über die dunkelen Wasser des Euxinus in jene unbekannten und ungastlichen Gegenden, vor deren blosser Vorstellung der Römer schon mit Schauder zurückbebte, und es gab auch Frauen, die ihre Männer nicht überleben mochten[3]). Die jüngere Arria wollte, nach dem Beispiele ihrer Mutter, das Schicksal ihres Gemahls Thrasea theilen, der im Jahre 66 zum Tode verurtheilt ward; doch er überredete sie, am Leben zu bleiben und ihrer Tochter nicht die einzige Stütze zu entziehen[4]). Die letzten Jahre Domitian's lebte sie in

[1]) Tacitus, *Annalen, XV., 63—64.*

[2]) „Paete, non dolet." Plinius, *Epist., III., 16.;* Martial, *Ep., I., 14.*

[3]) Tacitus, *Annal., XVI., 10—11; Hist., I., 3.* Siehe auch Friedländer, *tome I., p. 406.*

[4]) Tacitus, *Annal., XVI., 34.*

der Verbannung[1]), während ihre, wegen der Sanftmuth und Würde ihres Charakters merkwürdige Tochter[2]) zweimal ihren Gatten Helvidius in die Verbannung begleitete, und einmal nach seinem Tode dieselbe Strafe erlitt, weil sie sein Andenken verfocht[3]). Beiläufige Bemerkungen bei Geschichtschreibern und einige wenige, durch Zufall erhaltene Inschriften zeigen uns, dass solche Beispiele nicht ungewöhnlich waren, und in den noch vorhandenen römischen Grabschriften ist kein Zug bemerkenswerther, als die stets wiederkehrenden Ausdrücke tiefer und leidenschaftlicher Gattenliebe[4]). Es dürfte schwer sein, ein rührenderes Bild dieser Liebe zu finden, als das auf den römischen Sarkophagen so gewöhnliche Medaillon, auf welchem Mann und Frau mit zärtlich umschlungenen Armen dargestellt sind, zum Zeichen, dass, wie im Leben, sie auch im Tode vereint seien, dem sie mit vollkommener Ruhe entgegen gingen, weil sie auch im Grabe Gefährten blieben.

In den letzten Tagen des Kaiserreiches wurden einige Massregeln zur Unterdrückung der herrschenden Lasterhaftigkeit getroffen. Domitianus schärfte aufs Neue die alte lex Scantinia ein, welche die unnatürliche Liebe mit Geldstrafe belegte[5]). Vespasianus beschränkte den Luxus des Hofes, Macrinus liess die Ehebrecher zusammenbinden und lebendig verbrennen[6]). Das gemeinschaftliche Baden von Männern und Frauen wurde von Hadrianus und später von Alexander Severus verboten, aber erst von Constantinus gänzlich unterdrückt. Alexander Severus und Philippus führten einen nachdrücklichen Krieg gegen die Kuppler[7]). Das Ueberhandnehmen dieses Lasters, wie das der meisten anderen Laster verringerte sich zwar sehr nach der Thronbesteigung der Antonine, aber Rom blieb doch ein Hauptsitz sehr grosser Sittenverderbniss, bis der Einfluss des Christenthumes in Gemeinschaft mit der Verlegung des Hofes nach Konstantinopel und der Verarmung, welche dem Einbruche der Barbaren folgte, dem Uebel einigermassen Einhalt that.

[1]) Plinius erwähnt ihrer Rückkehr nach dem Tode des Tyrannen. *(Epist., III., 11.)*

[2]) „Quod paucis datum est, non minus amabilis quam veneranda.“ Plin., *Epist., VII., 19.*

[3]) Siehe Plinius, *Epist., VII., 19.*

[4]) Friedländer führt viele, höchst rührende Beispiele an, *tome I., pp. 410—414.*

[5]) Sueton, *Domitianus, VIII.*

[6]) Capitolinus, *Macrinus.*

[7]) Lampridius, *Alex. Severus.*

Die Moralisten hatten indessen einige wichtige Schritte in dieser Beziehung gethan. Einer der wichtigsten war das entschiedene Auftreten für die Gegenseitigkeit jener Pflicht ehelicher Treue, welche auf den ersten Entwickelungsstufen der Gesellschaft beinahe ausschliesslich den Frauen auferlegt worden war[1]. Die Sagen von der Klytämnestra und der Medea zeigen die Gefühle des heftigen Zornes, welche bisweilen in den griechischen Frauen über die fast unbegrenzte Freiheit erwachten, welche ihren Männern zugestanden wurde[2]; und von Andromache wird als höchster Beweis ihrer Liebe zu Hektor der Umstand angeführt, dass sie ebenso für seine unehelichen Kinder, wie für ihre eigenen sorgte[3]) Uebrigens glaube ich, dass die Pflicht ehelicher Treue von Seiten des Mannes auch im alten Rom nicht ganz unempfunden war, sie wurde nur selten oder niemals eingeschärft, und nimmer für so bindend, wie die des Weibes gehalten. Daher wurde der Ehebruch nur bei der Frau bestraft. Unter den vielen geschichtlichen Beispielen von der Grossmuth römischer Frauen sind wenige rührender, als das der Tertia Aemilia, der treuen Gattin Scipio's. Sie entdeckte, dass ihr Gemahl in eine ihrer Sklavinnen verliebt war, ertrug aber im Stillen ihren Schmerz, und als er starb, gab sie ihrer Sklavin die Freiheit, denn sie konnte es nicht ertragen, dass Diejenige, welche ihr theurer Gatte geliebt hatte, in der Knechtschaft verharre[4].

Nach dem Vorbilde des Aristoteles[5] suchten Plutarch und Seneca in der stärksten und unzweideutigsten Weise den Männern die Pflicht einzuschärfen, in der Ehe dieselbe Treue gegen ihre Frauen zu beobachten, welche sie von ihnen erwarteten[6]. Bis zu

[1] In der dem Demosthenes zugeschriebenen Rede gegen Neära wird von der den Männern zugestandenen Freiheit als einer selbstverständlichen Sache gesprochen: „Wir halten uns Geliebte zum Vergnügen, Concubinen zur Aufwartung und Frauen zum Gebären rechtmässiger Kinder und damit sie uns treue Haushälterinnen seien.

[2] Siehe Athenaeus, *XIII., 3.*, und Plutarch, *Conj. Praec.*

[3] Euripides, *Andromache.*

[4] Valer. Max., *VI., 7.*, §. *1.* Von dem Cynismus der Römer werden sehr arge Beispiele berichtet. Augustus hatte viele Maitressen, „quae [virgines] sibi undique etiam ab uxore conquirerentur". Sueton., *Aug., LXXI.* Als die Frau des Verus sich über seine anderweitigen Neigungen beklagte, antwortete er: „Uxor enim dignitatis nomen est, non voluptatis". Spartian, *Verus.*

[5] Aristoteles, *Oeconom., 1. 4—8—9.*

[6] Vergl. Plutarch, *Conj.*, und Seneca, *Epist.*, *XCIV.*, *XCV.* Hier heisst es ‚Scis improbum esse, qui ab uxore pudicitiam exigit, ipse alienarum corruptor

welchem Grade diese Pflicht, in der Theorie wenigstens, im römischen Leben festen Fuss gewann, ersieht man daraus, dass Ulpian sie als gesetzliche Grundregel anerkannte[1]), und dass sie in einem formalen Richterspruche des Antoninus Pius erscheint, welcher der Verurtheilung einer des Ehebruches schuldigen Frau die bemerkenswerthe Clausel für den Mann beifügte: „Vorausgesetzt immer, dass feststeht, dass Du durch Dein Leben ihr ein Beispiel der Treue gabst. Es wäre unrecht, wenn ein Mann eine Treue beanspruchte, die er selbst nicht hält"[2]).

Eine andere Veränderung, deren Anfänge in die letzten Zeiten des heidnischen Kaiserthumes hinaufreichen, war die Richtung, die sittliche Reinheit mehr von einem mystischen, als von einem utilitarischen Gesichtspunkte aus als wahrhaft gut zu betrachten. Diese Veränderung war hauptsächlich eine Folge des Emporblühens der neuplatonischen und pythagoräischen Philosophieen, welche darin übereinstimmten, dass der Körper und seine Leidenschaften wesentlich böse seien und alle Tugend in einer Reinigung und Abkehr vom Materiellen bestehe. Die wichtigste Folge hiervon war eine etwas strengere Ansicht von der Unkeuschheit vor der Ehe, welche man vordem bei Männern, wenn sie nicht ausschweifend war und nicht Ehebruch war, nicht gerügt, oder mit einer nur leichten, kaum für eine Rüge anzusehenden Missbilligung betrachtet hatte. Der ältere Cato hatte diese Ansicht ausdrücklich gerechtfertigt[3]), und Cicero hat uns ein höchst interessantes Urtheil hierüber hinterlassen, das auf den ersten Blick die Gefühle des Volkes und die grosse Umwandlung zeigt, welche unter dem Einflusse des Christenthumes, wenigstens in dem öffentlichen Urtheile der Menschen, vorgegangen ist. Er sagt: „Wenn Jemand meint, junge Menschen müssten sich des Umganges mit Buhlerinnen ganz und gar enthalten, so ist er in der That sehr streng; ich kann zwar nicht sagen, seine Meinung sei falsch, aber sie weicht nicht bloss von der Freiheit unserer Zeit, sondern auch von dem Gebrauche und der Nachsicht unserer Ahnen ab. Denn, wann geschah dies

uxorum. Scis ut illi nil cum adultero, sic nihil tibi esse debere cum pellice." — „Sciet in uxorem gravissimum esse genus injuriae, habere pellicem."

[1]) „Periniquum enim videtur esse, ut pudicitiam vir ab uxore exigat, quam ipse non exhibeat." *Cod. Just., Digg., XLVIII., 5—13.*

[2]) Angeführt von Augustinus in *De Conj. Adult., II., 19.* Vergl. den viel früheren Plautus, *Mercator, Act., IV., Scene 5.*

[3]) Horat., *Sat., I., 2.*

nicht? Wann wurde es getadelt? Wann war es nicht erlaubt? Wann endlich war das, was jetzt gestattet ist, nicht gestattet?" [1]) Epiktetos, der in den meisten Punkten einer der strengsten Stoiker war, empfiehlt seinen Schülern, sich „so viel wie möglich" der Verbindungen vor der Ehe, wenigstens der ehebrecherischen und ungesetzlichen, zu enthalten, aber Diejenigen nicht zu tadeln, welche weniger streng sind [2]). Wie die Römer über diesen Punkt dachten, dafür haben wir in dem Leben des Alexander Severus, welcher von allen Kaisern wohl am thatkräftigsten gegen das Laster gesetzlich einschritt, einen schlagenden Beweis. Sobald er einen Provinzialgouverneur ernannte, versah er ihn mit Pferden und Sklaven, und, wenn er unverheirathet war, mit einer Concubine, „weil", bemerkt der Geschichtschreiber sehr ernst, „er ohne eine solche unmöglich leben könnte" [3]).

Was die Heiden gegen diese Ansichten geschrieben haben, ist zwar nicht viel, verdient aber doch Beachtung, weil die neue Richtung dadurch ins rechte Licht gestellt wird. Musonius Rufus behauptete entschieden und nachdrücklich, dass keine andere Verbindung der Geschlechter, als in der Ehe zulässig sei [4]). Dion Chrysostomos verlangte, dass die Prostitution durch das Gesetz unterdrückt werde. Auch von der asketischen Ansicht, dass selbst die Ehe etwas Unreines sei, lassen sich Spuren entdecken. Apollonius von Tyana verharrte aus diesem Grunde lebenslang in Ehelosigkeit [5]). Zenobia gestattete ihrem Manne den ehelichen Umgang nur so weit, als es zur Erzeugung eines Erben unerlässlich

[1]) „Verum si quis est qui etiam meretriciis amoribus interdictum juventuti putet, est ille quidem valde severus; negare non possum; sed abhorret non modo ab hujus saeculi licentia, verum etiam a majorum consuetudine atque concessis. Quando enim hoc factum non est? Quando reprehensum? Quando non permissum? Quando denique fuit ut quod licet non liceret?" Cicero, *Pro Coelio*, *cap. XX.* Die ganze Rede ist der Beachtung Derer werth, welche die Gefühle der Römer über diesen Punkt verstehen wollen; man muss sich jedoch erinnern, dass es die Rede eines Rechtsanwaltes zur Vertheidigung seines Clienten ist.

[2]) *Περί ἀφροδίσια, εἰς δύναμιν πρὸ γάμου καθαρευτέον. ἁπτομένῳ δὲ, ὧν νομιμόν ἐστι, μεταληπτέον, μὴ μέν τοι ἐπαχθὴς γίνου τοῖς χρωμένοις, μηδὲ ἐλεγκτικὸς, μηδὲ πολλαχοῦ τό, ὅτι αὐτὸς οὐ χρῇ, παράφερε. Enchir., XXXIII.*

[3]) „Et si uxores non haberent, singulas concubinas, quod sine his esse non possent." Lampridius, *Alex. Severus.* Vergleiche Apulejus, *Metam.*, *lib. V.*

[4]) Siehe Denis, *Hist. des Idées morales dans l'Antiquité*, *tome II.*, *pp. 134—136, 149—150.*

[5]) Philos., *Apol., 1., 13.*

war[1]). Hypatia soll, wie viele christliche Heilige, den unnatürlichen Stand einer jungfräulichen Frau behauptet haben[2]). Der Glaube an die Unreinheit aller körperlichen Dinge und die Pflicht, sich über dieselben zu erheben, wurde im dritten Jahrhundert mit Nachdruck eingeschärft[3]). Marcus Aurelius und Julianus waren beide treffliche Vertreter des besten heidnischen Geistes ihrer Zeit. Jeder von ihnen verlor früh seine Frau, jeder wurde wegen der Tugend, welche er nach ihrem Tode an den Tag legte, von seinem Lebensbeschreiber gelobt; aber in der Form dieser Tugend zeigte sich ein merkwürdiger und charakteristischer Unterschied. Marcus Aurelius wollte keine Stiefmutter ins Haus nehmen, die über seine Kinder herrschen könnte, und nahm sich desshalb eine Concubine[4]). Julianus hingegen lebte in vollständiger Enthaltsamkeit[5]).

Diese in der gedrängtesten Form und fast ohne begleitende Kritik und Erklärung angeführten Thatsachen werden, hoffe ich, genügen, den Stand des Gefühls der Römer über diesen Gegenstand, und auch die Richtung zu zeigen, in welcher dieses Gefühl sich änderte. Wer mit dieser Art Studien vertraut ist, wird leicht begreifen, dass es unmöglich ist, mit Genauigkeit die Zeitfolge in der Entwickelung eines sittlichen Gefühles anzugeben; dies aber steht ausser Frage, dass in der letzten Zeit des römischen Kaiserreiches die Empfindungen der Menschen über diesen Gegenstand zarter und feiner wurden, als sie vorher gewesen waren, und ebenso gewiss ist es auch, dass die morgenländischen Philosophieen, welche den Stoicismus verdrängt hatten, die Veränderung stark beeinflussten. Bald machte sich das Christenthum zum Vertreter der neuen Richtung. Es betrachtete die geschlechtliche Reinheit als die wichtigste aller Tugenden, und setzte alle seine mächtigen Triebfedern in Bewegung, um sie einzuschärfen. In den Gesetzen der ersten christlichen Kaiser finden wir viele Spuren eines feurigen Eifers. So bestimmte das Gesetz, dass Kupplern geschmolzenes Blei in den Hals gegossen werde, dass bei einer Entführung nicht bloss der Schänder, sondern auch die Geschändete hingerichtet werde, wenn die That mit ihrer Einwilligung geschah[6]). Sowohl

[1]) Trebellius Pollio, *Zenobia*.

[2]) Dies führt Suidas aus anonymen Schriftstellern an. Siehe Ménage, *Hist. Mulierum Philosophorum, p. 58.*

[3]) Siehe z. B. Plotinus, *Ennead., I., VI., 6.*

[4]) Capitolinus, *M. Aurelius.*

[5]) Amm. Marcell., *XXV., 4.*

[6]) Cod. Theod., *lib. IX., tit. 24.*

der Sache der Reinheit als auch der der Menschenliebe leistete ein Gesetz grossen Dienst, das den Schauspielerinnen erlaubte, nach Empfang der Taufe ihr Gewerbe zu verlassen, das eine Art Sklaverei, und in Wirklichkeit eine Sklaverei des Lasters war[1]). Eine gewisse Klasse Mädchen, die bei den Gastmählern der Reichen zu singen oder zu spielen pflegten, wurde unterdrückt, und ihre Wiedereinführung durch ein sehr strenges Gesetz verboten[2]).

Die Strafgesetzgebung der Kirche nahm dieselbe Richtung wie die bürgerliche Gesetzgebung. Der grösste Theil ihrer Verordnungen bezieht sich auf Sünden der Unkeuschheit. Die unnatürliche Liebe wurde mit lebenslänglicher Ausschliessung von dem Abendmahle bestraft, eine gleiche Strafe traf die Mütter, welche ihre Töchter zu Buhlerinnen gemacht hatten, und auch eine Menge leichterer Vergehen wurde streng geahndet. Die Leidenschaft für die Askese steigerte die Wichtigkeit dieses Zweiges der Ethik, und die Einbildung der Menschen wurde bald von den reinen und edlen Gestalten der jungfräulichen Märtyrerinnen der Kirche bezaubert, die in der Stunde ihres Märtyrerthumes bei mehr als Einer Gelegenheit den vollen Muth von Männern bewährten, und mit diesem Heldenmuthe bisweilen zugleich Züge der edelsten weiblichen Zartheit verbanden. Das zu Lyon als Märtyrerin gestorbene arme Dienstmädchen Blandina gab das erhabenste Beispiel von geduldiger Ertragung qualvoller physischer Leiden; und die Geschichte hat wohl kein rührenderes Bild natürlicher Keuschheit aufzuweisen, als das, welches bei einem einfachen Zwischenfalle des Märtyrertodes der heiligen Perpetua zu Tage trat. Die Heilige war dazu verurtheilt worden, durch einen wilden Stier zerrissen zu werden, und als sie halb todt von seinen Hörnern auf den Sand der Arena fiel, bemerkte man, wie selbst in diesem schauerlichen Augenblicke ihre jungfräuliche Sittsamkeit sie ganz beherrschte, und ihre erste instinctive Bewegung dahin ging, das durch den Angriff des Thieres zerrissene Kleid zusammenzuziehen[3]).

[1]) Cod. Theod., *lib. XV., tit. 7.*

[2]) „Fidicinam nulli liceat vel emere vel docere vel vendere, vel conviviis aut spectaculis adhibere. Nec cuiquam aut delectationis desiderio erudita feminea aut musicae artis studio liceat habere mancipia.“ *Cod. Theod., XV., 7., 10.* Dies Gesetz wurde im Jahre 385 erlassen. Der heilige Hieronymus sagte, diese Musikantinnen wären der Chor des Teufels und ebenso gefährlich wie die Sirenen. Siehe die Commentare zu diesem Gesetze.

[3]) Ruinart, *Act. S. Perpetua.* Man hält, wie ich glaube, diese Acta allgemein für authentisch. Nichts ist in der Geschichte belehrender, als die Spuren derselben

Auch die vielen damals entstandenen, höchst eigenthümlichen Volkssagen, die an sich zwar zum grössten Theile von keinem bedeutenden Werthe sind, haben für die Geschichte die Wichtigkeit, dass sie zeigen, mit welcher Kraft die Einbildung der Menschen in dieser Richtung sich bewegte, und in welcher Hinsicht das Christenthum als der grosse Feind der sinnlichen Leidenschaften angesehen wurde. So erzählt der heilige Hieronymus eine unglaubliche Geschichte von einem jungen Christen, der zur Zeit der diocletianischen Verfolgung inmitten eines lieblichen Gartens mit seidenen Bändern gefesselt, und umgeben von Allem was Auge und Ohr entzücken konnte, sich dadurch gegen die Liebkosungen einer ihn bestürmenden schönen Buhlerin schützte, dass er sich die Zunge abbiss und sie ihr ins Gesicht spie[1]). Junge Christen sollen die Tracht und Manieren von Lüstlingen angenommen haben, damit sie leichten Zutritt zu den dem Laster preisgegebenen Mädchen erhielten, wo sie dann die Kleider mit ihnen wechselten und ihnen zur Flucht verhalfen[2]). Die heilige Agnes soll öffentlich entkleidet worden sein, und als ein junger Mann seine Augen auf sie heftete, während alle Uebrigen wegsahen, soll er sofort erblindet sein[3]). Die Schwester des heiligen Gregorius von Nyssa hatte einen Krebsschaden an der Brust, konnte es aber nicht über sich gewinnen,

sittlichen Gefühle durch verschiedene Jahrhunderte und Religionen zu verfolgen, und ich kann im vorliegenden Falle dem Leser einen, wie ich glaube, merkwürdigen Beleg für ihr fortlaufendes Vorhandensein bieten. Der jüngere Plinius erzählt in einem seiner Briefe die auf Befehl Domitian's vollzogene schreckliche Hinrichtung der vestalischen Jungfrau Cornelia. Der Blutschande fälschlich angeklagt, wurde sie ohne Verhör verurtheilt, lebendig begraben zu werden. Als sie in die Grube hinuntergelassen wurde, gerieth ihr Kleid in Unordnung. Sie kehrte sich um und zog es an sich, und als der Henker seine Hand ausstreckte, ihr Beistand zu leisten, schauderte sie vor seiner Berührung zurück, und mochte selbst in dem Augenblicke ihrer höchsten Todesangst ihre vestalische Jungfräulichkeit nicht durch eine unheilige Berührung entweihen. (Plin., *Epist.*, *IV.*, *11.*) Wenden wir jetzt den Blick einige Jahrhunderte zurück, so finden wir, dass Euripides der Polyxena einen Zug leiht, der genau demjenigen gleicht, welcher der Perpetua zugeschrieben wird. Als sie unter dem Schwerte des Henkers fiel, bemerkte man, wie ihre letzte Sorge dahin ging, dass dabei der Anstand nicht verletzt werde:

ἡ δὲ καὶ θνήσκουσ᾽ ὅμως
πολλὴν πρόνοιαν εἶχεν εὐσχήμως πεσεῖν,
κρύπτουσ᾽ ἃ κρύπτειν ὄμματ᾽ ἀρσένων χρεών.

Euripides, *Hec.*, *566—568.*

1) *Vita Pauli.*

2) Vergl. Ambrosius, *De Virginibus*, *lib. II.*, *cap. IV.*

3) Siehe Ceillier, *Hist. des Auteurs ecclés.*, *tome III.*, *p. 523.*

diese dem Wundarzte zu zeigen, und wurde für ihre Keuschheit mit einer wunderbaren Heilung belohnt[1]). Im Gegensatze zu dem (Venus-) Schönheitsgürtel der Griechen und Römer trugen die christlichen Heiligen Keuschheitsgürtel, welche die sinnliche Leidenschaft tödteten oder nur den Reinen passten[2]). Nicht selten hiess es, die Ausschweifenden seien von bösen Geistern besessen[3]). Den Bemühungen der Heiligen, Buhlerinnen dem Pfade des Lasters zu entreissen, verdanken viele Legenden ihren Ursprung. Die heilige Maria Magdalena, die h. Maria von Aegypten, die h. Afra, die h. Pelagia, die h. Thaïs und die heilige Theodota der ersten Kirche waren ebenso wie die heilige Margaretha von Cortona und Clara von Rimini des Mittelalters Buhlerinnen gewesen[4]). Der heilige Vitalius soll jede Nacht die Lasterhöhlen seiner Nachbarschaft besucht, und damit ihre Insassen die Nacht über ohne Sünde blieben, ihnen Geld gegeben, und für ihre Bekehrung gebetet haben[5]). Von dem heiligen Serapion wird erzählt, dass, als er einst durch ein ägyptisches Dorf ging, eine Buhlerin ihm zuwinkte. Er versprach, sie zu einer bestimmten Stunde zu besuchen, hielt sein Versprechen, erklärte aber, er müsse sich zunächst einer Pflicht entledigen, die ihm sein Orden auferlege. Er kniete nieder, begann den Psalter vorzulesen und schloss jeden Psalm mit einem Gebete für seine Wirthin. Die Sonderbarkeit des Vorganges und die Feierlichkeit seiner Stimme und Gebehrde erschreckte und bezauberte sie zugleich. Allmälig begannen ihre Thränen zu fliessen, sie kniete neben ihm nieder und fing an mit ihm zu beten. Er beachtete sie nicht, sondern fuhr fort, stundenlang mit derselben ernsten und feierlichen Stimme, sonder Rast und Unterbrechung, abwechselnd Gebete und

[1]) Siehe Ceillier, *Hist. des Auteurs ecclés.*, *tome VIII.*, *pp. 204—207.*

[2]) Ueber die Gürtel der irischen Heiligen Colman und Fursäus siehe Colgan, *Acta Sanctorum Hibernic*, (Louvain, 1645), *vol. I.*, *pp. 246. 292*, und über den des heiligen Thomas von Aquino, *sein Leben in den Bollandisten*, *Sept. 29.* Bei den Griechen und Römern war es Sitte, die Braut mit einem Gürtel zu umwickeln, den der Bräutigam im Hochzeitsbette löste, daher wurde „zonam solvere“ ein sprichwörtlicher Ausdruck für „pudicitiam mulieris imminuere“. (Nieupoort, *De Ritibus Romanorum*, *p. 479.* Alexander's *History of Women, vol. II., p. 300.*)

[3]) *Vita St. Pachom.* (Rosweyde.) Das Gewand eines besessenen Mädchens wurde dem Heiligen gebracht, und er entdeckte dadurch, dass sie einen Liebhaber gehabt hatte.

[4]) Charles de Bussy hat ein kleines Buch über diese Legenden geschrieben, genannt *Les Courtisanes saintes.* Ob Afra eine Buhlerin gewesen war, darüber walten noch einige Zweifel. (Ozanam, *Études german.*, *tome II.*, *p. 8.*)

[5]) Siehe *Vit. Sancti Joannis Eleemosynarii.* (Rosweyde.)

Psalmen herzusagen, bis ihre Reue sich zu einem Paroxysmus des Schreckens steigerte; und als die Morgendämmerung den Horizont zu erhellen begann, sank sie halbtodt zu seinen Füssen, und bat ihn mit unterbrochenen Seufzern, sie an irgend einen Ort zu bringen, wo sie die Sünden ihrer Vergangenheit verbüssen könnte[1]).

So gross aber auch die Verdienste der Asketen waren, den Menschen eine tiefe und dauernde Ueberzeugung von der Wichtigkeit der Keuschheit beigebracht zu haben, so erhielten sie doch ein bedenkliches Gegengewicht durch den nachtheiligen Einfluss, den diese Männer auf die Ehe übten. Zwei oder drei schöne Schilderungen dieses sittlichen Instituts hat man zwar aus den kirchenväterlichen Schriften herausgelesen[2]); aber im Allgemeinen dürfte es schwer sein, sich etwas Roheres und Abstossenderes zu denken, als die Art, mit welcher sie dieselbe behandeln[3]). Der Begattungstrieb, welcher den edlen Zweck hat, die Verwüstungen des Todes wieder gut zu machen, und welcher, wie Linné gezeigt hat, sich sogar durch die Pflanzenwelt erstreckt, wurde immer als Folge von dem Sündenfalle der ersten Menschen, und die Ehe fast ausschliesslich von ihrer niedrigsten Seite betrachtet. Die durch sie wachgerufene zärtliche Liebe, ihr Gefolge von heiligen und schönen häuslichen Tugenden blieben beinahe ganz und gar ausser Beachtung[4]). Das Ziel des Asketen war, die Menschen für ein Leben der Jungfräulichkeit zu gewinnen, und folgerichtig wurde die Ehe als ein niederer Zustand behandelt. Man gab allerdings ihre Nothwendigkeit zu, und rechtfertigte sie als Fortpflanzungsmittel der Gattung und als Befreiung der Menschen von grösseren Uebeln; aber dennoch betrachtete man sie als einen Zustand der Erniedrigung, dem Alle, welche die wahre Heiligkeit erstrebten, entfliehen müssten. „Mit der Axt der Jungfräulichkeit den Wald der Ehe niederzuhauen", war, in der energischen Sprache des heiligen

[1]) Tillemont, *tome X., pp. 61—62.* Es giebt auch eine sehr anziehende Legende über die Art, wie der heilige Paphnutius die Buhlerin Thaïs bekehrte.

[2]) Siehe besonders Tertullian, *Ad Uxorem.* Später kam der schöne Spruch auf, das Weib sei nicht aus dem Haupte des Mannes genommen, da sie nicht seine Beherrscherin sein sollte, noch aus seinen Füssen, da sie nicht seine Sklavin sein sollte, sondern aus seiner Seite, da sie seine Gefährtin und sein Trost sein sollte. (Petrus Lombardus Sentent. *II., 18.*)

[3]) Belege hiefür findet der Leser in Barbeyrac's *Morale des Pères, II., §. 7.; III., §. 8.; IV., §. 31—35.; VI., §. 31.; XIII, §. 2—8.*

[4]) Vergl. Milman's *Hist. of Christianity, vol. III., p. 196.*

Hieronymus, das Ziel des Heiligen[1]; und wenn er ja die Ehe lobte, geschah es bloss, weil sie Jungfrauen erzeugte[2]). Sogar wenn der Ehebund schon geschlossen war, kehrte die Askese noch ihren Stachel dagegen. Wir haben bereits gesehen, wie sie andere Verhältnisse des häuslichen Lebens verbitterte: in dieses, das heiligste von allen, goss sie eine zehnfache Bitterkeit. Sobald der Mann oder die Frau von einem starken religiösen Eifer ergriffen wurde, war eine glückliche eheliche Gemeinschaft unmöglich. Der religiösere Theil zog sich in die Einsamkeit zurück, oder führte, wenn keine offenbare Trennung stattfand, wenigstens ein unnatürliches Leben der Abgeschiedenheit in der Ehe. Genügende Belege hierfür bieten die Ermahnungsschriften der Kirchenväter und die Heiligenlegenden, und es mögen hier bloss ein paar Beispiele angeführt werden. Der heilige Nilus hatte bereits zwei Kinder, als er von einer Sehnsucht nach dem damals vorherrschenden asketischen Leben ergriffen wurde, und seine Frau liess sich, wenn auch erst nach vielen Thränen, überreden in die Scheidung zu willigen[3]). Der heilige Ammon begrüsste seine Braut in der Hochzeitsnacht mit einer Rede über die Uebel des Ehestandes, und in Folge dessen kamen sie überein, sofort sich zu trennen[4]). Die heilige Melania hatte lange und ernstliche Anstrengungen zu machen, ehe sie ihren Gatten zur Trennung von Tisch und Bett bewegen konnte[5]). Der heilige Abraham entlief seiner Frau in der Hochzeitsnacht[6]). Einer späteren Legende zufolge that der heilige Alexis denselben Schritt, kehrte aber nach vielen Jahren in seines Vaters Haus zurück, wo seine Frau noch immer darüber trauerte, dass sie verlassen worden, bat um ein Obdach, erhielt es aus Barmherzigkeit, und lebte dort unerkannt und unbekannt bis zu seinem Tode[7]). Der heilige

[1]) „Tempus breve est, et jam securis ad radices arborum posita est, quae silvam legis et nuptiarum evangelica castitate succidat.“ *Epist.*, *CXXIII.*

[2]) „Laudo nuptias; laudo conjugium, sed quia mihi virgines generant.“ *Epist.*, *XXII.*

[3]) Siehe Ceillier, *Auteurs ecclés.*, *XIII.*, *p. 147.*

[4]) Socrates, *IV.*, *23.*

[5]) Palladius, *Hist. Laus.*, *CXIX.*

[6]) *Vita S. Abr.* (Rosweyde), *cap. I.*

[7]) Ich weiss nicht, wann diese Legende entstanden ist. Ich kenne sie aus zwei Quellen. Littré sagt, er habe sie in einer französischen Handschrift aus dem elften Jahrhundert gefunden (Littré, *Les Barbares*, *pp. 123—124*), und sie bildet auch das Sujet eines sehr interessanten, wie ich glaube älteren Frescogemäldes, das vor wenigen Jahren in der unterirdischen Kirche des heiligen Clemens in Rom entdeckt wurde, worüber Pater Mullooly in seiner kleinen Schrift über diese Kirche den nöthigen Aufschluss giebt.

Gregorius von Nyssa — welcher das Unglück hatte, verheirathet zu sein — schrieb eine begeisterte Lobrede auf die Jungfräulichkeit, in der er es tief beklagte, dass dieser bevorzugte Stand für ihn auf immer dahin sei. Er gleiche, versichert er, einem Ochsen, der auf einem Felde pflügt, dessen Frucht er nimmer geniessen darf, oder einem Durstigen, der beständig einen Fluss vor Augen hat, von dem er niemals trinken kann, oder einem Armen, dem seine Armuth um so bitterer erscheint, wenn er den Reichthum seiner Nachbarn betrachtet; und dann ergeht er sich weiter in ergreifenden Worten über die Mühsale des Ehelebens[1]). Nominelle Ehen, bei denen beide Theile übereinkamen, das Ehebett zu meiden, wurden nicht ungewöhnlich; Beispiele davon gaben Kaiser Heinrich II., Eduard der Bekenner von England und Alphons II. von Spanien. Eine hierher gehörige, sehr berühmte und etwas stark ausgeschmückte Geschichte erzählt Gregorius von Tours. Ein reicher vornehmer Gallier mit Namen Injuriosus freiete um ein Mädchen, gab ihm den Brautschatz und setzte den Hochzeitstag fest. Am bestimmten Tage wurde die Hochzeitsfeier begangen und Beiden zusammen nach der Sitte das Lager bereitet. Aber das Mädchen wandte sich von ihrem Bräutigam und gestand ihm unter Thränen, dass sie das Gelübde der Jungfräulichkeit auf sich genommen, und bitter die Hochzeit bereue, zu welcher Liebe zu ihm sie verleitet habe. Darauf erwiderte er: „Lass uns vereint bleiben, und willst Du aller fleischlichen Lust Dich enthalten, so will ich gesinnt sein wie Du"; und er hielt sein Wort. Als sie nach mehreren Jahren starb, und der Mann sie bestatten liess und in das Grab legte, sprach er also: „Ich danke Dir, o Gott, dass ich diesen Schatz unverletzt, wie ich ihn erhalten habe, Deiner Liebe zurückgebe." Da lächelte jene noch und sprach: „Wozu erzählst Du, um was Dich Niemand fragte?" Er starb bald darauf. Da aber das Grab Beider an ganz verschiedenen Seiten gemacht war, geschah ein Wunder; denn als am Morgen das Volk zur Stelle kam, fand es die Gräber vereinigt[2]).

Die grossen Störungen, welche eine solche Lehre in dem häuslichen Leben erzeugte, so wie die Ausschreitungen, welche bei einigen Häretikern vorkamen, beunruhigten natürlich die besonneneren Führer der Kirche, und so wurde denn festgestellt,

1) *De Virgin., cap. III.*

2) Greg. Tur., *Hist. I., 42.*

dass Eheleute bloss mit beiderseitiger Einwilligung ein asketisches Leben führen dürften [1]). Das Ideal der Askese blieb jedoch unverändert. Der Ehe überhaupt, oder in der Ehe sich der vollständigen Vereinigung zu enthalten, wurde als ein Beweis der Heiligkeit, und die Ehe selbst von der rohesten und niedrigsten Seite betrachtet. Die Vorstellung von ihrer Unreinheit nahm viele Formen an, und übte Jahrhunderte lang einen überaus grossen Einfluss auf die Kirche. So war es während des Mittelalters Gebrauch, in der Nacht nach der Communion zu Ehren der heiligen Handlung sich des Ehebettes zu entziehen [2]). Ausdrücklich verboten war es Eheleuten, sich an einem der grossen Kirchenfeste zu betheiligen, wenn sie die Nacht vorher das Bett getheilt hatten, und der heilige Gregorius der Grosse erzählt, eine junge Frau wäre von einem Dämon besessen worden, weil sie, ohne diese Bedingung erfüllt zu haben, an der Procession des heiligen Sebastian Theil nahm [3]). Noch im zwölften Jahrhundert schildert die berühmte Vision Alberic's einen besonderen Folterplatz in der Hölle als einen aus einer Mischung von siedendem Blei, Pech und Harz bestehenden See, bestimmt zur Bestrafung solcher Eheleute, die an Kirchenfesten oder Fasttagen ehelichen Umgang gepflogen hatten [4]).

Zwei weitere Folgen dieser Ansicht von der Ehe waren eine starke Missbilligung der zweiten Ehe, und ein sehr starker Wunsch, die Ehelosigkeit bei dem Klerus sicher zu stellen. Erstere hatte sich, wiewohl in einer sehr verschiedenen Form und aus sehr verschiedenen Gründen, bei den alten Römern kund gegeben, welche Diejenigen, die sich mit einmaliger Verheirathung begnügten, mit der Krone der Mässigung zu beehren, und wiederholte Verheirathungen als ein Zeichen ungebührlicher Unmässigkeit zu betrachten pflegten [5]). Diese Ansicht scheint hauptsächlich aus einem sehr zarten und rührenden Gefühle entsprungen zu sein, das in dem römischen Gemüthe tiefe Wurzel geschlagen hatte, dass die Liebe, welche eine Frau ihrem Manne schuldet, so tief und rein sei, dass sie sogar mit dem Tode nicht aufhören dürfe, dass sie deren ganzes nachheriges Leben leiten und weihen solle, und dass sie nimmer auf einen anderen Gegenstand übertragen werden könne. Virgil

1) Siehe die Verordnung bei Bingham.

2) Muratori, *Antich. Ital., diss. XX.*

3) St. Greg., *Dial. I., 10.*

4) Delepierre, *l'Enfer décrit par ceux qui l'ont vu, pp. 44—56.*

5) Val. Max., *II., I., §. 3.*

lässt Dido in sehr schönen Versen diesen Gedanken aussprechen[1]), und die Geschichte berichtet mehrere Fälle von römischen Frauen, die manchesmal in der Blüthe der Jugend und Schönheit, nach ihrer Gatten Tode, den Rest ihres Lebens in Zurückgezogenheit und im Andenken an die Hingeschiedenen zubrachten[2]). Tacitus hielt die Germanen in dieser Beziehung seinen Landsleuten als Muster vor[3]), und das auf vielen römischen Grabschriften vorkommende Beiwort „univirae“ beweist, wie sehr diese Hingebung geübt und geschätzt wurde[4]). Das patricische Geschlecht der Camilli wurde besonders desshalb geehrt, weil seine Mitglieder nicht zum zweiten Male heiratheten[5]). „Ein lebend Weib zu lieben“, sagte einer der spätesten römischen Dichter, „ist eine Wonne, ein todtes, eine heilige Pflicht“[6]). Die zweite Ehe einer Frau wurde anstössig; dass Männer eine zweite Ehe schlossen, wurde wohl als minder unziemlich empfunden, weil hier ein anderes Motiv in's Spiel kam, nämlich die Liebe zu den Kindern, deren Interessen durch eine Stiefmutter geschädigt werden konnten[7]).

Die asketischen Christen traten gegen die zweite Ehe mit grösserem Nachdrucke und aus ganz verschiedenen Gründen auf. Von einer liebevollen Erinnerung an den gestorbenen Gatten weiss keiner von ihnen etwas, wohl aber stimmen sie in der rohesten Ansicht über die Verbindung der Geschlechter überein, und behaupten fast immer, der Beweggrund zur zweiten oder dritten Ehe sei einfach die Kraft der thierischen Leidenschaft. Die Montanisten und Novatianer verdammten die zweite Ehe unbedingt[8]). Die Strenggläubigen erklärten sie zwar in Rücksicht auf die Schwäche der menschlichen Natur für gesetzlich zulässig, missbilligten sie

[1]) „Ille meos, primus qui me sibi junxit, amores
Abstulit; ille habeat secum, servetque sepulchro.“ *Aen., IV. 28.*

[2]) z. B. die Frauen des Lucanus, des Drusus und des Pompejus.

[3]) Tacitus, *Germania, XIX.*

[4]) Friedländer, *tome I., p. 411.*

[5]) Hieron., *Epist., LIV.*

[6]) „Uxorem vivam amare voluptas;
Defunctam religio.“ Statius, *Sylv. V. in prooemio.*

[7]) Charondas legte Denen, die ihren Kindern eine Stiefmutter brachten, die Strafe auf, dass sie an den Berathungen für das Vaterland nicht Theil nehmen durften. Diod., *Siv., XII., 12.*

[8]) Tertullian erläutert die Ansicht der Montanisten in seiner Abhandlung *De Monogamia.*

aber aufs nachdrücklichste[1]), theils weil sie dieselbe für ein offenbares Zeichen der Unenthaltsamkeit hielten, und theils weil sie dieselbe mit der Lehre von der Ehe als dem Sinnbilde der Vereinigung Christi mit der Kirche für unverträglich erachteten. Die Sprache der Kirchenväter über diesen Gegenstand erscheint uns heutiges Tages höchst sonderbar, und würde wie eine entschiedene Verdammung erscheinen, läge nicht eine bestimmte und wiederholte Versicherung vor, dass sie diese Ehen für statthaft hielten[2]). So nennt — um bloss ein paar Beispiele anzuführen — Athanagoras die Digamie oder zweite Ehe „einen anständigen Ehebruch"[3]); „Unzucht" ist nach Clemens von Alexandrien „ein Sündenfall von einer Ehe in viele"[4]). Der heilige Hieronymus sagte: „Der erste Adam hatte Ein Weib, der zweite Adam hatte kein Weib, Die, welche die Digamie billigen, predigen einen dritten Adam, dem sie folgen"[5]). Ferner sagt er: „Bedenket, dass die zweimal Verheirathete unwürdig ist, selbst als alte, hinfällige und arme Frau, Almosen von der Kirche zu empfangen. Wird ihr aber das Brod der Barmherzigkeit entzogen, um wie viel mehr das Brod, welches vom Himmel stammt!"[6]) Nach Origenes „werden Digamisten zwar im Namen Christi erlöst, aber keinesweges von ihm gekrönt"[7]). In der Predigt über des Apostel Paulus Vergleich der Ehe mit der Verbindung Christi und der Kirche sagte der heilige Gregorius von Nazianz: „Dieser Text scheint mir die zweiten Ehen zu missbilligen. Gäbe es zwei Christus, so könnte es auch zwei Ehemänner und zwei Ehefrauen geben. Giebt es aber bloss Einen Christus, Ein Haupt der Kirche, so giebt es auch bloss Ein Fleisch — ein zweites ist ausgeschlossen. Wenn er aber eine zweite Ehe verbietet, was ist von einer dritten zu sagen? Die erste ist Gesetz,

[1]) Eine vollständige Sammlung von bezüglichen Belegstellen aus den Kirchenvätern giebt Perrone, *De Matrimonio*, *lib. III.*, *Saecl. I.*, und Natalis Alexander, *Hist. Eccles. Saecl. II.*, *dissert. 18.*

[2]) Um bloss ein einziges Beispiel anzuführen, so sagt ihr entschiedenster Gegner, der heilige Hieronymus: „Quid igitur? damnamus secunda matrimonia? Minime, sed prima laudamus. Abjicimus de ecclesia digamos? absit; sed monogamos ad continentiam provocamus. In arca Noe non solum munda sed et immunda fuerunt animalia." *Epist., CXXIII.*

[3]) *In Legat.*

[4]) Strom., *lib., III.*

[5]) *Contra Jovin., I.*

[6]) *Ibid.* Siehe auch *Epist., CXXIII.*

[7]) *Homil., XVII. in Luc.*

die zweite ist verzeihlich, die dritte ist Missethat; aber wer diese Zahl überschreitet, ist offenbar thierisch"[1]). Das Gesammturtheil der kirchlichen Autoritäten über diesen Gegenstand zeigt sich in der strengen Ausschliessung der Digamisten von der Priesterschaft und von jedem Anspruche auf die Mildthätigkeit der Kirche, ferner in den Beschlüssen mehr als Eines Concils, welche allen zum zweiten Male Verheiratheten eine Busszeit vor ihrer Zulassung zum Abendmahl auferlegten[2]). Ein Canon des Concils von Illiberis im Anfange des vierten Jahrhunderts, der im Allgemeinen die Taufe durch Laien verdammte, gestattete sie zwar im Falle der äussersten Noth, aber nur unter der Voraussetzung, dass auch dann der die Taufe vollziehende Laie nicht zweimal verheirathet gewesen sei[3]). Bei den griechischen Christen wurde zu einer Zeit die vierte Ehe für unbedingt gesetzwidrig erachtet, und es entstand ein grosser Streit über den Kaiser Leo den Weisen, der, nachdem er drei Frauen gehabt, eine Maitresse genommen hatte und sie später, dem religiösen Gefühle des Volkes zum Trotze, zu seiner Gemahlin erheben wollte[4]).

Das Cölibat der Geistlichkeit, in welchem die Ansichten der Kirche über die Ehe ebenfalls zu Tage treten, ist ein sehr weitschichtiger Gegenstand, den ich daher bloss flüchtig besprechen will[5]). Zwei Thatsachen sind vor Allem dabei ins Auge zu fassen: erstens, dass in den ältesten Zeiten der Kirche den Geistlichen die Ehe ohne Einschränkung gestattet war, und zweitens, dass eine Vorstellung von der Sündhaftigkeit der Ehe bestand und dass man fühlte, die Geistlichkeit, als der heiligste Stand, müsste in dieser Beziehung weniger Freiheit haben, als die Laien. Dieses Gefühl bekundete sich zunächst in der festen Ueberzeugung, dass die

[1]) *Orat., XXXI.*

[2]) Siehe über dieses Decret Perrone, *De Matr. III.*, §. *I.*, *art. I.;* Natalis Alexander, *Hist. Eccles.*, §. *II.*, *dissert. 18.*

[3]) *Conc. Illib., can. XXXVIII.*

[4]) Perrone, *De Matrimonio, tome III., p. 102.*

[5]) Diesen Gegenstand hat neulich mit sehr grosser Gelehrsamkeit und mit vollkommener Unparteilichkeit ein amerikanischer Schriftsteller, Henry C. Lea, in seiner *History of Sacerdotal Celibacy* (Philadelphia, 1867) behandelt, die gewiss eines der werthvollsten Werke ist, welche Amerika erzeugt hat. Seit der grossen Geschichte des Decan Milman kenne ich kein englisches Buch, das so viel Licht über den sittlichen Zustand des Mittelalters verbreitet hat, und keines, das geeigneter ist, die argen Illusionen über diesen Zeitabschnitt zu zerstreuen, welche hochkirchliche Schriftsteller und solche der positiven Schule festzuhalten suchen.

zweite Ehe eines Priesters, oder dessen Ehe mit einer Wittwe gesetzwidrig und strafbar sei[1]), und wurde als Grundsatz von der ältesten Zeit an viele Jahrhunderte lang mit Zähigkeit und Einstimmigkeit festgehalten. Sodann trat schon sehr früh eine Meinung auf, die es den Priestern zuerst als eine Tugend anrechnete, und später es ihnen zur Pflicht machte, nach der Ordination sich des ehelichen Umganges mit ihren Frauen zu enthalten. Das Concil von Nicäa nahm auf den Rath des Paphnutius, der selbst mit strenger Gewissenhaftigkeit im Cölibate lebte, davon Abstand, die letztgenannte Vorschrift für unbedingt nothwendig zu erklären[2]); aber im Verlaufe des vierten Jahrhunderts war es ein anerkannter Grundsatz, dass Priesterehen strafbar seien. Nichtsdestoweniger wurden sie gewohnheitsmässig, und zwar meist mit der grössten Oeffentlichkeit feierlich geschlossen. Die verschiedenen Stellungen, welche die kirchlichen Autoritäten bei Behandlung dieser Sache nahmen, bilden ein höchst belehrendes Blatt in der Sittengeschichte, und geben den niederschlagendsten Beweis von den Uebeln, welche aus dem Cölibatsysteme hervorgegangen sind. Ich kann hier indessen bloss auf die grosse Masse von Zeugnissen verweisen, die man über diesen Gegenstand aus den Schriften katholischer Theologen und aus den Beschlüssen katholischer, im Laufe vieler Jahrhunderte gehaltener Concilien gesammelt hat. Es ist ein landläufiger Irrthum, der besonders bei Schriftstellern häufig vorkommt, die wenig unmittelbare Kenntniss vom Mittelalter besitzen, dass die grässliche Unsittlichkeit der Klöster in dem Jahrhundert vor der Reformation eine neue Thatsache war, und dass die Zeiten, wo der Glaube der Menschen noch nicht erschüttert war, Zeiten grosser sittlicher Reinheit waren. Thatsächlich geht aber aus dem einstimmigen Zeugnisse der Kirchenschriftsteller hervor, dass die Unsittlichkeit der Priester des achten und der drei folgenden Jahrhunderte fast, wenn nicht ganz, eben so schlimm war, als zu irgend

[1]) Lea, *p. 36.* Der Ausspruch des Apostels Paulus, dass ein Bischof Eines Weibes Mann sei *(1. Timoth., III., 2.)*, wurde von allen alten und von vielen neueren Erklärern für ein Verbot der zweiten Ehe gehalten, und diese Ansicht gewinnt dadurch einigen Halt, dass hauptsächlich die Wittwe, als einmal verheirathet gewesene, der Unterstützung von Seiten der Kirche empfohlen wird *(1. Timoth., V., 9.).* Siehe Pressensé, *Hist. des trois premiers Siècles (Ire série), tome II., p. 233.* Das mosaische Gesetz verbot dem Hohenpriester, eine Wittwe zu heirathen. *(Levit., XXI., 13—14.)*

[2]) Socrates, *H. Ecc., I., 11.* Das Concil von Illiberis *(can. XXXIII.)* erklärte sie für nothwendig, aber die Verordnungen und die Praxis der Priester gingen weit auseinander. Vergl. Milman's *History of Early Christianity, vol. III., pp. 277—282.*

einer anderen Zeit, während der päpstliche Stuhl beinahe das ganze zehnte Jahrhundert hindurch mit Männern von schimpflichem Lebenswandel besetzt war. Der Pfründenschacher (die Simonie) war fast allgemein [1]). Barbarische Häuptlinge, früh verheirathet, und der Selbstbeherrschung vollständig unfähig, bekleideten die höchsten Stellen in der Kirche, und arge Unsittlichkeiten griffen schnell um sich. Ein italienischer Bischof des zehnten Jahrhunderts schilderte die Sitten seiner Zeit epigrammatisch, indem er erklärte, wollte er die canonischen Gesetze gegen die unkeuschen Amtspriester vollziehen, so würden bloss Knaben in der Kirche verbleiben, und auch diese müssten ausgeschlossen werden, wenn er die Gesetze gegen die Bastarde in Anwendung bringen wollte [2]). Das Uebel war so gross, dass es mehr als einmal den Anschein hatte, als sollte ein grosser feudaler Klerus entstehen, der die kirchlichen Aemter von Vater auf Sohn vererbte [3]). Während vieler Jahrhunderte erhoben die Fürsten systematisch eine Steuer unter dem Namen „Culagium", die in Wirklichkeit eine obrigkeitliche Erlaubniss für die Geistlichen war, sich Concubinen zu halten [4]). Bisweilen milderte sich das Uebel gerade durch seinen Umfang. Priesterehen wurden als normale, keineswegs sträfliche Vorkommnisse betrachtet; und aus dem elften Jahrhundert werden mehrere Fälle berichtet, in denen sie für kein Hinderniss zur Kraft Wunder zu thun gehalten wurden [5]). Aber dies war eine seltene Ausnahme. Von der ältesten Zeit an rügten sowohl eine lange Reihe von Concilien, als auch Männer, wie der heilige Bonifacius, Gregorius der Grosse, Peter Damiani, der heil. Dunstan, der heil. Anselmus, Hildebrand und seine Nachfolger in der päpstlichen Würde, die Ehe oder das Concubinat der Priester als ein abscheuliches Verbrechen, und das übliche Leben der Priester wurde, in der Theorie wenigstens, als ein Sündenleben allgemein anerkannt.

Es war nicht überraschend, dass, nachdem der Klerus einmal sein Gelübde gebrochen und ein Leben zu führen begonnen hatte, das er in thesi für ein sündhaftes halten musste, er auch bald tief unter das Niveau des Laienthumes herabsank. Man braucht kein

1) Siehe über den Stand der Dinge im zehnten und elften Jahrhundert Lea *pp. 162—192.*

2) Ratherius, angeführt von Lea, *p. 151.*

3) Lea, *pp. 149, 150, 266, 299, 339.*

4) *Ibid., pp. 271, 292, 422.*

5) *Ibid., pp. 186—187.*

grosses Gewicht auf solche vereinzelte Beispiele von Verderbtheit zu legen, wie die des Papstes Johannes XXIII., der, ausser für viele andere Verbrechen, auch wegen Blutschande und Ehebruch verurtheilt wurde[1]); oder des designirten Abtes des Augustinerklosters in Canterbury, der, wie eine Untersuchung im Jahre 1171 ergab, siebzehn uneheliche Kinder in einem einzigen Dorfe hatte[2]); oder des Abtes von St. Pelayo in Spanien, welcher 1130 überführt wurde, dass er sich nicht weniger als siebenzig Concubinen gehalten hatte[3]); oder Heinrich's III., Bischofs von Lüttich, der im Jahre 1274 abgesetzt wurde, weil er fünfundsechzig uneheliche Kinder hatte[4]): aber man kann sich unmöglich dem Zeugnisse einer langen Kette von Concilien und Kirchenschriftstellern verschliessen, die sämmtlich weit grössere Uebel rügen, als das blosse Concubinat. Selbst wenn die Priester wirkliche Ehen schlossen, so war doch das Bewusstsein, dass diese Verbindungen gesetzwidrig seien, für ihre Treue besonders verhängnissvoll, und Bigamie und überaus starke Wandelbarkeit der Neigungen waren bei ihnen besonders im Schwange. Die Schriften des Mittelalters sind voll von Berichten über Nonnenklöster, die Bordellen glichen, über die grosse Masse von Kindermorden innerhalb ihrer Mauern und über das bei den Geistlichen tief eingewurzelte Verbrechen der Blutschande, welches immer aufs Neue den Erlass strengster Verbote gegen das Zusammenwohnen der Priester mit ihren Müttern und Schwestern nothwendig machte. Die unnatürliche Liebe, deren fast gänzliche Beseitigung einst eines der grossen Verdienste des Christenthumes war, wird mehr als einmal als in den Klöstern hausend bezeichnet, und die Klagen über die Benutzung des Beichtstuhles zu unzüchtigen Zwecken wurden kurz vor der Reformation laut und häufig[5]). Die hiergegen ergriffenen Massregeln waren sehr zahlreich und streng. Anfangs beschwerte man sich hauptsächlich über die heimliche Ehe der Priester, und besonders über ihren Verkehr mit den Frauen, welche sie vor ihrer Ordination geheirathet hatten, und mehrere Concilien schleuderten ihre Bannflüche gegen solche Priester, „welche ungeziemende Verhältnisse mit ihren Frauen unterhielten"; auch wurde verordnet, dass ein niederer Geistlicher immer das Schlafzimmer mit den

[1]) Lea, *p. 358.*
[2]) *Ibid., p. 296.*
[3]) *Ibid., p. 322.*
[4]) *Ibid., p. 349.*
[5]) *Ibid., pp. 138, 141, 153, 155, 260, 344.*

Priestern theilen, und dass letztere nur unter freiem Himmel und in Gegenwart zweier Zeugen mit ihren Frauen zusammenkommen sollten. Die Leiter der Kirche waren indessen in der Auffassung dieser Sache keineswegs einig. Als Synesius zum Bischof erwählt wurde, lehnte er anfangs das Amt ab, und gab ohne Rückhalt als Grund an, er hätte eine Frau, die er innig liebte und hoffte, sie würde ihm viele Söhne gebären, und er wolle sich nicht von ihr trennen, oder sie heimlich wie ein Ehebrecher besuchen [1]. Ein Bischof von Laon, der, in einer späteren Zeit, mit der Nichte des heiligen Rémy verheirathet war und sich erst nach der Geburt eines Sohnes und einer Tochter von ihr getrennt hatte, drückte seine Reue sonderbarer Weise dadurch aus, dass er diesen Kindern die Namen Latro (Bandit) und Vulpecula (Füchschen) gab [2]. Der heilige Gregorius der Grosse schildert die Tugend eines Priesters, der aus Gründen der Frömmigkeit sich von seiner Frau getrennt hatte, also: Als er in den letzten Zügen lag, eilte sie zu ihm, um an seinem Lager, das sie seit vierzig Jahren nicht hatte theilen dürfen, zu wachen, beugte sich über die scheinbar bereits leblose Gestalt ihres Mannes, um sich zu überzeugen, ob er noch athme. Da raffte der sterbende Heilige seine letzten Kräfte zusammen und rief: „Weib, hinweg; entferne das Stroh, das Feuer glimmt noch [3])!“ Die vollständige Beseitigung der Priesterehe ist hauptsächlich Hildebrand zu verdanken, der dieses Ziel mit unermüdlicher Beharrlichkeit verfolgte. Als er fand, dass seine Stimme bei den kirchlichen Autoritäten und den weltlichen Herrschern kein genügendes Gehör fand, wandte er sich kühn an das Volk, ermahnte es, allen kirchlichen Ueberlieferungen zum Trotze, verheiratheten Priestern den Gehorsam aufzukünden, und entzündete eine wilde Wahnbegeisterung für die Askese, die rasch eine heftige Verfolgung der Anstoss erregenden Seelenhirten hervorrief. Ihre Frauen wurden, in grosser Zahl, mit Hass und Hohn gewaltsam vertrieben, was viele Verbrechen und unerträgliche Leiden zur Folge hatte. Bisweilen leisteten die Priester kräftigen Widerstand. In Cambrai verbrannten sie im Jahre 1077 einen eifrigen Vertheidiger der Lehren Hildebrand's als Ketzer. In England gelang es ihnen ein halbes Jahrhundert später, einen

[1]) Synesius, *Epist., CV.*

[2]) Lea, *p. 122.* Der heilige Augustinus hatte seinen unehelichen Sohn Adeodatus (Gottgegeben) genannt und ihn zu einem Hauptzwischenredner in einem seiner Religionsgespräche gemacht.

[3]) *Dialog., IV., 11.*

päpstlichen Legaten, einige Stunden nachdem er eine heftige Predigt gegen die Unkeuschheit der Priester gehalten hatte, in den Armen einer Buhlerin zu überraschen [1]). Aber trotzdem verblieb der von dem Fanatismus des Volkes unterstützten Entschlossenheit des Papstes der Sieg. Papst Urban II. gab dem Adel die Erlaubniss, die Priesterfrauen, welche sich hartnäckig weigerten ihre Männer zu verlassen, zu Sklavinnen zu machen, und nach einigen weiteren strengen Verordnungen verschwand die Priesterehe. Welchen grossen Umfang indessen die noch gebliebenen Ausschweifungen behielten, beweisen die traurigen Bekenntnisse der Kirchenschriftsteller, die einstimmigen, Unwillen athmenden Zeugnisse der Dichter und der prosaischen Satiriker vor der Reformation, die grässlichen Unsittlichkeiten, welche bei der Aufhebung der Klöster zu Tage traten, und die bezeichnende Vorsicht vieler katholischer Laien, die darauf zu bestehen pflegten, dass ihr Priester zum Schutze der Familien seines Sprengels sich eine Haushälterin nehme [2]).

Ein entsittlichenderer Einfluss als eine Priesterschaft von dem geschilderten Lebenswandel lässt sich kaum denken. In protestantischen Ländern, wo die Ehe der Geistlichen vollständig anerkannt ist, hat sie in der That die grössten und unzweideutigsten Wohlthaten zu Tage gefördert. Nirgends, das kann man zuversichtlich behaupten, hat das Christenthum eine wohlthätigere und gewinnendere Form gewonnen, als in den freundlichen Prediger-

[1]) Dies berichtet ein Zeitgenosse, Heinrich von Huntington (Lea, *p. 293*).

[2]) Die erste Kunde von dieser sehr merkwürdigen Vorsicht giebt ein Canon des 1322 in Palencia (in Spanien) versammelten Concils, der die Laien mit dem Banne bedroht, welche ihre Pastoren dazu zwingen, sich Concubinen zu nehmen. (Lea, *p. 324*.) Sleidan erwähnt, dass die Kirchspielbewohner einiger Schweizer Cantone ihren Priester verpflichten, sich eine Concubine zu wählen, als eine nothwendige Vorsicht zum Schutze seiner weiblichen Pfarrkinder. *(Ibid., p. 355.)* Auch Sarpi erwähnt (auf die Autorität Zwingli's) dieser schweizerischen Gewohnheit in seiner Geschichte des Concils von Trient. Nicolas de Clemangis, ein Hauptmitglied des Concils von Constanz, erklärte, diese Sitte sei allgemein geworden, die Laien seien jetzt fest überzeugt, dass die Priester niemals ein Leben der Ehelosigkeit führten, und dass, wo keine Beweise eines Concubinates vorhanden sind, sie immer das Dasein eines schlimmeren Lasters vermuthen. Die von Bayle angeführte Stelle ist zu merkwürdig, um ausgelassen zu werden: „Taceo de fornicationibus et adulteriis a quibus qui alieni sunt probro caeteris ac ludibrio esse solent, spadonesque aut sodomitae appellantur; denique laici usque adeo persuasum habent nullos caelibes esse, ut in plerisque parochiis non aliter velint presbyterum tolerare nisi concubinam habeat, quo vel sic suis sit consultum uxoribus, quae nec sic quidem usquequaque sunt extra periculum.“ Nic. de Clemang., *De Praesul. Simoniae.* (Lea, *p. 386*.)

Haushaltungen, welche unser Land füllen, und, wie Coleridge sagt, „das einzige Idyll des modernen Lebens“, den vollkommensten Typus des häuslichen Friedens, und den Mittelpunkt der Bildung in dem entlegensten Dorfe bilden. Trotz einer gewissen Standesbeschränktheit und mit dem Berufe zusammenhängenden Bigotterie, trotz einer gewissen unpassenden, aber halb unbewussten, oft aufs ungerechteste als Heuchelei gebrandmarkten Manier, die man dort findet, sind sie doch Stätten so reicher Glückseligkeit und Tugend, wie man sie kaum irgendwo anders antreffen dürfte. Der biedere Geistliche, welcher mit seinem heiligen Berufe ein warmes Interesse für die intellectuellen, socialen und politischen Bewegungen seiner Zeit verbindet, die erweiterte praktische Kenntniss eines Familienvaters besitzt, und mit lebhafter Theilnahme auf die Beschäftigungen und Vergnügungen seiner Eingepfarrten eingeht, drängt seine religiösen Ansichten selten weltlichen Kreisen auf, lässt sie aber dennoch in Allem durchblicken. Sie bekunden sich durch einen höheren und stärkeren sittlichen Ton, durch eine gewissenhaftere Reinheit in Wort und Handlung, durch eine Alles durchdringende Milde, welche den Charakter verfeinert und sänftigt, und demselben Anmuth und Adel verleiht. Seine Frau findet in dem Besuchen der Kranken, der Unterstützung der Armen, der Belehrung der Jugend und der Vollziehung tausend zarter Pflichten, die besonders weibliche Thätigkeit und weiblichen Tact erfordern, einen ihr angemessenen Wirkungskreis, und ihr Beispiel wirkt nicht weniger wohlthätig als ihre Leistungen.

Bei den katholischen Priestern andererseits, wo das Gelübde der Ehelosigkeit treu beobachtet wird, bildet sich ein Charakter von verschiedenem Typus, dem bei sehr schweren und argen Fehlern auch einige der edelsten Vorzüge eigen sind. Losgelöst von den meisten irdischen Banden und Neigungen, das Leben hauptsächlich durch das verzerrende Medium der Casuistik und des Beichtstuhles betrachtend, und derjenigen Beziehungen beraubt, welche mehr als irgend andere den Charakter mildern und erweitern, ragten die katholischen Priester nur zu oft wegen ihres wilden und blutdürstigen Fanatismus und wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen alle Interessen, mit Ausnahme derer ihrer Kirche, hervor, während der enge Bereich ihrer Sympathieen und die geistige Knechtschaft, der sie sich unterworfen haben, sie für das Amt der Jugenderziehung besonders ungeeignet machen, welches sie doch so beharrlich beanspruchen, und in dessen Alleinbesitze sie, zum grossen Unglücke

für die Welt, so lange belassen wurden. Aber auf der anderen Seite hat keine andere Körperschaft jemals einen aufrichtigeren und unweltlicheren, durch keinerlei persönliche Interessen abgelenkten Eifer gezeigt, die theuersten irdischen Ziele der Pflicht zu opfern, und mit unerschrockenem Heldenmuthe jeder Art von Ungemach Leiden und Tod die Stirn zu bieten.

Es wäre ungerecht und abgeschmackt, zu leugnen, dass das Mittelalter, selbst in seinen finstersten Zeiten, viele gute und grosse Männer dieses Typus hervorgebracht hatte. Indessen lässt sich kaum in Frage stellen, dass die grosse Häufigkeit unerlaubter Verbindungen bei dem Klerus während vieler Jahrhunderte aufs stärkste dahin wirkte, den sittlichen Ton der Laien zu verschlechtern und den grossen Diensten, welche die christliche Lehre für die Sache der sittlichen Reinheit unzweifelhaft geleistet hatte, entgegen zu wirken. Die priesterlichen Verbindungen wurden selten so vollständig anerkannt, um die Haushälterin zu befähigen, eine Stellung einzunehmen, wie die ist, welche jetzt die Frau eines protestantischen Geistlichen einnimmt, und der Anblick, wie die Hauptlehrer und Muster der Sittlichkeit gewohnheitsmässig in einem Verkehr lebten, der anerkanntermassen zweideutig oder unrecht war, muss höchst schädlich auf jede Klasse der Gesellschaft gewirkt haben. Die asketische Richtung, welche der menschlichen Natur den Krieg erklärte, erzeugte einen Rückschlag in ihren äussersten Gegensatz, und war häufig der Reinheit des Geistes nachtheilig. Denn sie nährte eine unreine Keuschheit, betrachtete die Ehe stets von der rohesten Seite, hielt die Kinderzeugung für deren einzig berechtigten Zweck, und übte einen besonders verderblichen Einfluss auf die Einbildung. Die überschwängliche Frömmigkeit der Frauen, welche von ihren Männern getrennt zu leben wünschten, trieb letztere zu argen Ausschweifungen[1]; in die innigste Lebensverbindung wurde der Begriff der Sünde gebracht, und die ganze Sache der Verzerrung und Entweihung preisgegeben[2]. Eine der grössten Wohlthaten des

[1]) Luther hebt dies mit Nachdruck in seiner berühmten Predigt „*De Matrimonio*“ hervor, und auch einige katholische Prediger einer früheren Zeit hatten dieselbe Klage geführt. Siehe eine belehrende Stelle aus einem Zeitgenossen des Boccaccio, angeführt in Meray's *Les Libres prêcheurs*, *p. 155.* Vergl. auch Lea, *p. 254.*

[2]) „Quando enim servata fide thori causa prolis conjuges conveniunt, sic excusatur coitus ut culpam non habeat. Quando vero deficiente bono prolis fide tamen servata conveniunt causa incontinentiae, non sic excusatur ut non habeat culpam, sed venialem . . . Item hoc quod conjugati victi concupiscentia utuntur invicem, ultra necessi-

Protestantismus war es nun, dass er viel für die Verbannung dieser Gedanken- und Gefühlsrichtung und für die Wiederherstellung der Ehe in ihrer Reinheit und Würde that. Selbst die Meinung von der Sündhaftigkeit der zweiten Ehe eines Geistlichen, welche Jahrhunderte lang in der Kirche allgemein vorherrschte, ist jetzt verschwunden, und gehört nur noch zu den unschädlichen Ueberspanntheiten eines Landpredigers, wie ihn Oliver Goldsmith in seinem berühmten Romane schilderte.

Die asketische Richtung hatte nächstdem dadurch den nachtheiligsten Einfluss auf die Stellung der Frauen, dass sie, auf Grund der biblischen Mythe von dem Sündenfalle, deren Charakter herabwürdigte. Wir können hier zum Theil die Einwirkung der früheren jüdischen Schriftwerke entdecken, in denen der unparteiische Leser deutliche Spuren der im Orient üblichen Herabsetzung der Frauen finden wird. Die Sitte, dem Vater der Braut einen Kaufschilling zu zahlen, fand statt: Polygamie war zulässig [1]), und wurde von den Weisesten in masslosem Umfange ausgeübt. Eine Frau wurde als die Urheberin menschlichen Unglücks betrachtet. Nach der Geburt jedes Kindes war eine Periode der Reinigung festgesetzt, aber diese dauerte, bezeichnend genug doppelt so lange, wenn es ein Mädchen war [2]). „Die Schlechtigkeit der Männer“, sagt der „Prediger“, „ist besser als die Güte (oder nach einer andern Uebersetzung das Schmeichelwesen) der Weiber.“ Die in der früheren Periode der jüdischen Geschichte auftretenden Typen weiblicher Vortrefflichkeit sind im Allgemeinen untergeordneter Art, und stehen gewiss viel tiefer als diejenigen der römischen Geschichte oder griechischen Dichtung, und wohl das wärmste Lob, welches im alten Testament einem Weibe gezollt wird, bezieht sich auf diejenige, welche unter Umständen schlimmster Verrätherei den schlafenden Flüchtling, der unter ihrem Dache Schutz gesucht hatte, mordete.

Der vereinigte Einfluss der jüdischen Schriften und jener asketischen Anschauung, welche das Weib als die Hauptquelle der Versuchung für den Mann behandelte, zeigte sich in jenen wilden

tatem liberos procreandi, ponam in his pro quibus quotidie dicimus Dimitte nobis debita nostra . . . Unde in sententiolis Sexti Pythagorici legitur „omnis ardentior amator propriae uxoris adulter est“. Petrus Lombardus, *Sentent., lib. IV., dist. 31.*

1) Doch waren viele Weiber verboten. *(Deut., XVII., 167.)* Die Polygamie soll nach der Rückkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft aufgehört haben. Whewell's *Elements of Morality, book IV., ch. V.*

2) *Levit., XII., 1—5.*

Schmähungen der Kirchenväter, welche freilich in einem sonderbaren Widerspruche mit der Schmeichelei stehen, die sie einzelnen Frauen zollten. Die Frau wurde als die Pforte der Hölle, als die Mutter aller menschlichen Uebel geschildert. Schon der blosse Gedanke, dass sie eine Frau sei, müsste sie beschämen. Sie müsste in Anbetracht der Flüche, welche sie über die Welt gebracht habe, in beständiger Busse leben. Sie müsste sich ihrer Kleidung, als des Denkzeichens ihres Falles, und besonders ihrer Schönheit schämen, denn diese wäre das mächtigste Werkzeug des Teufels[1]). Im sechsten Jahrhundert verbot ein Provinzialconcil den Frauen, in Anbetracht ihrer Unreinheit das Abendmahl mit blossen Händen zu empfangen[2]). Man blieb bei der Behauptung, dass die Stellung der Frau von Haus aus eine untergeordnete sei.

Diese Lehre bestimmte auch zum Theil die Grundsätze der späteren Gesetzgebung über das weibliche Geschlecht. Die Gesetze des römischen Kaiserreiches waren auf Beseitigung der Rechtsbeschränkungen der Frauen gerichtet gewesen, und diese, ihnen günstige gesetzgeberische Bewegung ging von Constantin bis auf Justinian ungeschwächt fort, und trat auch in einigen alten Gesetzen der Barbaren zu Tage[3]). Aber in der ganzen feudalen Gesetzgebung erhielten die Frauen eine viel tiefere Stellung, als in dem heidnischen Kaiserreiche[4]). Nächst den persönlichen Beschränkungen, welche nothwendiger Weise aus den katholischen Lehren über die Ehescheidung und die Unterordnung des schwächeren Geschlechts entstanden, finden wir viele strenge Verordnungen, die den Frauen den Besitz eines irgend beträchtlichen Vermögens unmöglich machten,

[1]) Obgleich die physische Schönheit das stehende Thema kirchlicher Anklagen war, legte das Mittelalter doch einen grossen Werth auf die persönliche Schönheit der Bischöfe, wie dies aus ihren Grabschriften deutlich hervorgeht. Siehe Le Blant, *Inscriptions chrétiennes de Gaule*, *pp. XCVII—XCVIII.*

[2]) Siehe das Decret des Concils von Auxerre aus dem Jahre 578, *can. 36.*

[3]) Siehe die zwei letzten Kapitel in Troplong's *Influences du Christianisme sur le Droit*, und Legouvé, *pp. 27—29.*

[4]) Selbst in Angelegenheiten, die keinen Bezug auf Eigenthumsverhältnisse hatten, war die Stellung der Frauen im feudalen Staate eine niedrige. „Tout mari", sagt Beaumanoir, „peut battre sa femme quand elle ne veut pas obéir à son commandement, ou quand elle le maudit, ou quand elle le dément, pourvu que ce soit modérément, et sans que mort s'ensuive." Legouvé, *p. 148.* Im Gegensatze hierzu sagte der ältere Cato: „Ein Mann, der seine Frau oder seine Kinder schlägt, entweiht durch ruchlose Hände das, was das Heiligste und Geweihteste in der Welt ist." Plutarch, *Marcus Cato.*

und ihnen beinahe bloss die Wahl zwischen Ehe und Kloster liessen[1]). Das Gesetz betonte beständig die völlig untergeordnete Beschaffenheit des weiblichen Geschlechts, und verdrängte vollständig jene edle öffentliche Meinung, die in Rom sich so häufig gegen die Ungerechtigkeit, Mädchen des grösseren Theils der väterlichen Erbschaft zu berauben, aufgelehnt hatte. Ueberall, wo das canonische Recht die Grundlage der Gesetzgebung war, finden wir Erbfolgegesetze, welche die Interessen der Töchter und Frauen opfern[2]), und eine nach diesen Gesetzen gestaltete öffentliche Meinung. Erst am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde ein ernstlicher Versuch zur Abschaffung dieser Gesetze gemacht; und die französische Gesetzgebung der Revolution begründete — obgleich sie den Vorschlag von Sieyes und Condorcet, den Frauen unbeschränkte politische Rechte zu gewähren, verwarf, — doch wenigstens eine gleiche Erbfolge der Söhne und Töchter, und leitete auf diese Weise eine grosse Reform des Gesetzes und der öffentlichen Meinung ein, die früher oder später in der ganzen Welt zum Durchbruche kommen muss.

Die christliche Lehre von der Keuschheit wurde durch die Einbrüche und die Siege der Barbaren sehr gefördert. Die Auflösung der grossen Sklavengefolge, die Aufhebung der meisten öffentlichen Spiele, und die allgemeine Verarmung, welche den Einbrüchen folgte, waren sämmtlich der Sache der Keuschheit günstig; denn in Betreff dieses Punktes waren die verschiedenartigen Barbarenstämme, obgleich sonst wild und ungezügelt, weit tugendhafter als die civilisirtere Gesellschaft. Tacitus hatte viel früher in einer berühmten Schrift die Sittenreinheit der Germanen mit den schmeichelndsten Farben geschildert. „Sehr selten", sagt er, „kommt bei dem so zahlreichen Volke der Ehebruch vor, dessen sofortige Bestrafung den Ehemännern anheimgestellt ist. Der Mann stösst im Beisein der Verwandten die Schuldige, deren Haar beschnitten worden und die entkleidet ist, aus dem Hause, und treibt sie mit

[1]) Siehe Legouvé, *pp. 29—38.;* Maine's *Ancient Law*, *pp. 154—159.*

[2]) „Kein Staat, dessen Gesetze eine christliche Färbung haben, wird sich dazu herbeilassen, den verheiratheten Frauen die persönliche Freiheit einzuräumen, welche ihnen das römische Recht der Kaiserzeit gewährte; aber die Besitzbeschränkungen der verheiratheten Frauen beruhen auf einer anderen Grundlage als ihren persönlichen Schwächen, und die Vertreter des canonischen Rechts haben durch Aufrechthaltung und Befestigung der ersteren der Civilisation arg geschadet." Maine's *Ancient Law*, *p. 158.* Das russische Gesetz war schon früh dem Eigenthumsrechte der verheiratheten Frauen sehr günstig. Siehe den merkwürdigen Brief in den *Memoirs of the Princess Daschkof* (herausgegeben von Mrs. Bradford, London, 1840), *vol. II.*, *p. 404.*

Schlägen durch das ganze Dorf. Auch für verlorene Unschuld giebt es keine Verzeihung; nicht Schönheit, nicht Jugend, nicht Reichthum vermöchte der Gefallenen einen Mann zuzuführen. Polygamie kommt nur bei den Fürsten vor, die sich eine Mehrheit von Frauen mehr um ihres Ranges willen als zur Befriedigung ihrer Leidenschaften halten. Die eigene Mutter nährt die Kinder an ihrer Brust, und nie werden sie Mägden oder Ammen überwiesen. Die Zahl der Kinder zu beschränken oder eins der jüngeren zu tödten, wird für schändlichen Frevel gehalten. Wittwen schreiten nur selten zur zweiten Ehe. Die Männer halten die Gefangenschaft ihrer Frauen für ein unerträglicheres Uebel als ihre eigene; sie glauben, etwas Heiliges und Prophetisches wohne in ihnen, und weder verschmähen sie ihren Rath, noch übersehen sie ihre Aussprüche" [1]).

Es ist eine oft ausgesprochene und vertheidigte Meinung, Tacitus habe in der Germania der Entartung seiner Landsleute einen Sittenspiegel vorhalten wollen, und habe daher die Tugend der Germanen in zu hellen Farben geschildert. Dies ist nicht unwahrscheinlich; dass aber sein Gemälde in der Hauptsache treu ist, dafür haben wir viele Beweise. Salvianus, der etwa drei Jahrhunderte später aus eigener Anschauung die Sitten der Barbaren beschrieb, welche das Kaiserreich besiegt hatten, bezeugt in den stärksten Worten den Gegensatz, welchen die Keuschheit der Sieger zu der Lasterhaftigkeit der Besiegten bildete [2]). Ferner ist die scandinavische Mythologie überreich an Sagen, die das lebendige Gefühl der heidnischen Nordländer für die Keuschheit darthun, und die Strafen aufzählen, welche dem Verführer in der zukünftigen Welt bevorständen [3]). Die nordischen und germanischen Frauen waren mit der Heilkraft der Kräuter und mit der Traumdeuterei bekannt, und sehr oft begleiteten sie ihre Ehemänner in den Kampf, stellten die wankende Schlachtordnung wieder her, und nahmen sogar selbst an dem Kampfe Theil [4]). Die hervorragendsten Beispiele des Heldenmuthes römischer Frauen sind kaum grösser als einige, die von den uncivilisirten Germanen oder den halbcivilisirten Galliern berichtet werden. Als Marius die Teutonen überwunden hatte, baten ihn deren Weiber, er möchte sie den vestalischen Jungfrauen zum

[1]) *Germania, VIII., XVIII—XX.*

[2]) *De Gubernatione Dei.*

[3]) Siehe Mallet's *Northern Antiquities.*

[4]) Tacitus, *Germ., 8.; Hist., IV., 18;* Xiphilin, *LXXI., 3.;* Amm. Marcellinus, *XV., 12.;* Vopiscus, *Aurelius;* Florus, *III., 3.*

Geschenke schicken, damit wenigstens ihre Ehre in der Sklaverei sicher sei. Als sie dies nicht erlangten, erdrosselten sie sich in der folgenden Nacht[1]). Ein mächtiger Edler warb einst um die Liebe einer Gallierin, Namens Camma, die, treu ihrem Gatten, allen seinen Bitten widerstand. Entschlossen, um jeden Preis zu seinem Ziele zu gelangen, liess er ihren Gatten ermorden und sandte, als sie sich darauf in den Tempel der Diana flüchtete, und sich unter deren Priesterinnen aufnehmen liess, einen Edlen nach dem anderen, um sie zum Nachgeben zu bewegen. Nach einiger Zeit wagte er es, selbst zu ihr zu gehen. Sie heuchelte eine Bereitwilligkeit sich zu fügen, sagte ihm aber, sie müsste der Göttin zuerst ein Trankopfer bringen. Darauf trat sie als Priesterin vor den Altar, in der Hand einen Becher vergifteten Weines, trank selbst die Hälfte davon, reichte den Rest ihrem schuldbeladenen Liebhaber, und brach, als er den Becher bis zur Hefe geleert hatte, in wildbegeisterten Dank aus, dass sie ihren gemordeten Gatten habe rächen können und mit ihm bald wieder vereint sein werde[2]). Ein anderes noch merkwürdigeres Beispiel ehelicher Treue gab eine Gallierin, Namens Epponina. Ihr Gatte, Julius Sabinus, hatte sich gegen Vespasianus empört, wurde besiegt und hätte leicht nach Germanien entfliehen können, konnte es aber nicht über sich gewinnen, sein junges Weib zu verlassen. Er flüchtete sich in sein Landhaus, verbarg sich in einer unterirdischen Todtengruft, liess durch einen Freigelassenen das Gerücht verbreiten, er habe sich entleibt, und, um das Verschwinden seines Leichnams erklärlich zu machen, zündete er das Landhaus an. Als Epponina von dem vermeintlichen Selbstmorde ihres Gatten Kunde erhielt, lag sie drei Tage auf der Erde ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Endlich kam der Freigelassene zu ihr, und erzählte ihr den wahren Sachverhalt. Sie eilte zu ihrem Gatten, lebte mit ihm neun Jahre und gebar ihm zwei Kinder, die sie sorgsam erzog. Schliesslich wurde Sabinus entdeckt und hingerichtet, und mit ihm seine Gattin, deren Bitten zwar dem Kaiser Thränen entlockten, ihn aber nicht zur Gnade erweichten[3]).

Die sittliche Reinheit der Barbaren war von einer ganz andern Art, als die, welche die asketische Richtung einschärfte; sie war ausschliesslich auf die Ehe concentrirt, zeigte sich in einer edlen Gattentreue, passte aber wenig für ein Leben der Ehelosigkeit,

[1]) Valer. Max., *VI.*, *1.;* Hieron., *Epist.*, *CXXIII.*

[2]) Plutarch., *De Mulier. Virt.*

[3]) Plutarch, *Amatorius;* Dio Cass., *LXVI.*, *3.*, *16.;* Tacitus, *Hist.*, *IV.*, *67.*

welches, wie wir gesehen haben, die argen Unsittlichkeiten bei den Priestern nicht verhinderte. Das Christenthum setzte Jahrhunderte lang der Vielweiberei der Barbarenkönige keine Schranken. Clothar nahm bei Lebzeiten seiner ersten Frau Ingunde noch deren Schwester Aregunde zum Weibe, und jene sagte, als der König ihr dies mittheilte: „Was in den Augen meines Herrn gut gethan scheint, das thue er; nur möge deine Magd in der Gnade des Königs leben“ [1]). Die Könige Charibert und Chilperich lebten, nach dem Beispiele ihres Vaters, in Vielweiberei [2]). Der wegen seines vortrefflichen Charakters gepriesene König Theodebert verliess seine erste Frau, von der er bereits einen Sohn hatte, wegen einer von derselben verübten Unthat, nahm bei ihren Lebzeiten eine zweite, mit der er bereits sieben Jahre verlobt war, und nach deren Tode eine dritte, während die erste noch lebte, brachte aber diese dritte Frau später um [3]). Der heilige Columbanus wurde hauptsächlich desshalb aus Gallien vertrieben, weil er die Vielweiberei des Königs Thierry öffentlich tadelte [4]). Dagobert hatte drei Frauen und sehr viele Kebsweiber [5]); Karl der Grosse lebte in einer Doppelehe und hielt sich viele Kebsweiber [6]). Später wurden derartige Beispiele seltener; Päpste und Bischöfe führten strenge Aufsicht über die häusliche Sittlichkeit, und in den meisten Fällen gelang es ihnen, den Versuchen der Könige und des Adels, ihre Frauen zu verstossen, erfolgreichen Widerstand zu leisten.

Aber trotz dieser abstossenden Thatsachen kann doch kein Zweifel obwalten, dass die allgemeine Sittenreinheit der Barbaren von Hause aus der der späteren Römer überlegen war, was auch aus vielen ihrer Gesetze deutlich hervorgeht. Während das salische Gesetz die gegen einen Mann fälschlich vorgebrachte Beschuldigung der Feigheit bloss mit drei Solidi bestrafte, belegte es die gegen eine Frau fälschlich vorgebrachte Beschuldigung der Unkeuschheit mit einer Strafe von fünfundvierzig Solidi [7]). Die teutonischen Gesetze gegen Ehebruch und Entführung waren sehr streng, und manchmal wurden sogar seltsam kleinliche Vorkehrungen zu ihrem

[1]) Greg. Tur., *Hist. IV., 3.*

[2]) *Ibid., IV., 26. 28.*

[3]) *Ibid., III., 25—27.*

[4]) Fredegarius, *XXXVI.*

[5]) *Ibid., LX.*

[6]) Eginhardus, *Vita Caroli Magni.*, *XVIII.*

[7]) Smith's *Lectures on Modern History, vol. I., pp. 61—62.*

Schutze getroffen [1]). Ein Gesetz der spanischen Westgothen verbot den Wundärzten den Aderlass einer freien Frau, ausgenommen in Gegenwart ihres Gatten, ihres nächsten Verwandten oder wenigstens eines zu diesem Zwecke bestimmten Zeugen, und ein salisches Gesetz bestrafte mit einer Geldbusse von fünfzehn Goldstücken Jeden, der ungebührlicher Weise einer Freien die Hand drückte [2]).

Unter dem Einflusse des Christenthumes gestalteten sich die Zustände allmälig besser; das in Rede stehende Laster wurde doch seltener, nahm sicherlich weniger ausschweifende Formen an, und entzog sich aus Anstandsrücksichten der Oeffentlichkeit. Die auffallenderen Verletzungen der ehelichen Treue stiessen immer auf ernstlichen Tadel, und wurden oft unterdrückt. Beichte und Kanzel trugen viel zur Verbreitung eines sittlichen Sinnes bei. Gregor der Grosse schärfte, nach dem Vorgange einiger heidnischen Philosophen, den Müttern die Pflicht ein, ihre Kinder selbst zu nähren, viele genaue und strenge Verordnungen wurden gegen den Luxus der Kleider und Tafel erlassen; die griechischen und kleinasiatischen Culte, bei denen die Prostitution eine Hauptrolle spielte, wurden für immer abgeschafft, und die Buhlerin sank zu einer noch niedrigeren Stellung herab. Ausserdem wurde die Pflicht gegenseitiger ehelicher Treue mit verstärktem Nachdrucke eingeschärft. Der Gegensatz zwischen der Nachsicht, mit welcher man fast zu allen Zeiten die sittliche Schwachheit der Männer, und der ausserordentlichen Strenge, mit der man die der Frauen behandelte, bildet eine der sonderbarsten Anomalieen in der Sittengeschichte, und erscheint um so merkwürdiger, wenn man erwägt, dass die Versuchung gewöhnlich von dem Geschlechte ausgeht, dem man so bereitwillig Verzeihung angedeihen lässt, dass das Geschlecht, dem man so schwere Strafe auflegt, sprüchwörtlich das schwächere ist, und dass bei Frauen, nicht bei Männern, das Laster sehr häufig die Folge des tiefsten Elends und der äussersten Armuth ist. Als Rechtfertigungsgründe dieser Ungleichheit des Tadels hat man angeführt, dass ein derartiger Fehltritt bestimmter und leichter zu entdecken, und mithin sicherer zu bestrafen ist bei einer Frau als einem Manne, dass ferner, da die Pflicht der Kinderversorgung dem Vater obliegt, ihm die Einführung fremder Kinder in die Familie ein besonderes Unrecht zufügt, dass endlich uneheliche, nicht im

[1]) Milman's *Hist. of Latin Christianity, vol. I., p. 363;* Legouvé, *Hist. morale des Femmes, p. 57.*

[2]) Lord Kames, *On Women;* Legouvé, *p. 57.*

Ehebruche erzeugte Kinder, da ihr Vater keine Verpflichtung, sie zu versorgen, eingegangen ist, schliesslich Verbrecher oder Bettler, und somit eine Belästigung der Gesellschaft werden[1]). Es liesse sich hinzufügen, dass die Lebensverhältnisse die Wahrung der Keuschheit dem einen Geschlechte schwieriger machen, als dem anderen, dass die Verletzung derselben, wie gesunken auch sonst die öffentliche Meinung über diesen Punkt immer sein möge, doch natürlicher Weise den weiblichen Ruf tiefer schädigt, und dass unsere Anschauung über diese Dinge sich sehr nach Gesetzen und Sittensystemen gestaltet, die von Männern von vornherein zu ihrem eigenen Schutze gemacht worden sind.

Nach dem Beispiele Seneca's und Plutarch's verfochten einige Kirchenväter die gleichmässige Verpflichtung beider Geschlechter zur Keuschheit aufs nachdrücklichste[2]), man kann aber nicht sagen, dass sie vielen Erfolg erzielten. Ja, man kann sogar fragen, ob heutiges Tages, wo der Massstab der Sittlichkeit doch weit höher ist, als im heidnischen Rom, die Ungleichheit des Tadels beider Geschlechter nicht ebenso gross ist, wie in den Tagen des Heidenthumes, und diese Ungleichheit die Ursache der schmählichsten und bejammernswerthesten Ungerechtigkeit ist. In einer Beziehung trug allerdings das Ritterthum daran Schuld, welches den Charakter des Verführers, und besonders des leidenschaftslosen Verführers, der, wie ein Sportsmann, von keinem tieferen Beweggrunde als Eitelkeit oder Sucht nach Abenteuern geleitet wird, in der christlichen Volksliteratur in einer Weise verherrlichte und idealisirte, wozu wir keine Parallele im Alterthume finden können. Bedenkt man, dass ein solcher Mensch nur darauf ausgeht, durch die kaltblütigste und überlegteste Verrätherei das Lebensglück unschuldiger Frauen zu vernichten; vergleicht man die Leichtfertigkeit seines Beweggrundes mit dem unheilbaren Schaden, den er anrichtet, und erwägt man, dass er sein Opfer nur dadurch berücken und zu Grunde richten kann, dass er es überredet, ihm Liebe und Ver-

[1]) Siehe Malthus, *On Population, book III., ch. II.*

[2]) Augustinus (*De Conj. Adult., II., 19.*) behauptet, der Ehebruch des Mannes sei sogar ein grösseres Verbrechen als der der Frau. Hieronymus lässt sich hierüber also aus: „Aliae sunt leges Caesarum, aliae Christi; aliud Papinianus, aliud Paulus nostri praecipit. Apud illos viris impudicitiae fraena laxantur et solo stupro atque adulterio condemnato passim per lupanaria et ancillulas libido permittitur, quasi culpam dignitas faciat non voluntas. Apud nos quod non licet feminis aeque non licet viris; et eadem servitus pari conditione censetur.“ *Epist., LXXVII.* In ähnlichem Tone schreibt der heilige Chrysostomos.

trauen zu schenken, so muss man gestehen, es würde schwer sein, sich eine leichtfertigere und herzlosere Grausamkeit oder einen Charakter zu denken, der zahlreichere Bestandtheile der Nichtswürdigkeit und Ehrlosigkeit in sich vereinigt. Dass ein solcher Charakter viele Jahrhunderte lang das beliebte Ideal eines sehr bedeutenden Zweiges der Literatur und der beständige Ruhm Derer war, die sich am meisten mit ihrer Ehre brüsteten, ist gewiss eine der traurigsten Thatsachen in der Geschichte, und zeigt eine sittliche Abnormität, die gewiss nicht geringer war, als diejenige, welche sich im alten Griechenland in der der Buhlerin eingeräumten Stellung offenbarte.

Die fundamentale Wahrheit, dass dieselbe Handlung niemals zugleich bei einem Manne, der sie begehrt, verzeihlich, und bei einer Frau, die sie gewährt, sträflich sein kann, wurde zwar von den ersten christlichen Lehrern stark betont, ging aber nicht in das Volksbewusstsein der Christenheit über; wohl aber hatte der mystische Charakter, welchen die Kirche der Ehe beilegte, einen grossen Einfluss in dieser Beziehung. Die Erhebung der Ehe zum Sacrament und zum mystischen Abbilde der Vereinigung Christi mit seiner Kirche rief die Ueberzeugung hervor, dass die lebenslängliche Verbindung Eines Mannes und Einer Frau unter allen Umständen die einzige nicht ungesetzliche Form des Geschlechtsverkehrs sei, und diese Ueberzeugung hat die Kraft einer intuitiven sittlichen Ueberzeugung erlangt.

Der strenge Tadel gegen die aussereheliche Verbindung stützt sich also nicht auf ein Naturgesetz, sondern auf ein positives Gesetz, obgleich der gesunde Menschenverstand (unassisted nature) hinreicht, die Menschen recht weit in dieser Richtung zu führen. Betrachtet man die Sache einfach im Lichte der reinen Vernunft, so besteht die Gesammtpflicht des Mannes in der Beobachtung zweier Regeln. Er muss erstens Alles meiden, was die Glückseligkeit oder den Leumund mittelbar oder unmittelbar schädigt, das heisst, er muss bedenken, welche Folgen die Verbindung für den anderen Theil haben, in welchem Lichte die Gesellschaft sie ansehen wird, die wahrscheinliche Stellung der zu erwartenden Kinder, die Wirkung solcher Fälle, und die Wirkung seines Beispiels auf die Wohlfahrt der Gesellschaft überhaupt. Diese Bedenken richten sich natürlich nach den verschiedenen Entwickelungsstufen der Gesellschaft. Die öffentliche Meinung missbilligt und bestraft zu einer Zeit Verbindungen, die sie zu einer anderen Zeit vollkommen gutheisst, und

die Stellung der Kinder hängt, wie die Einwirkung ihrer Geburt auf die Gesellschaft, grossen Theils von besonderen und nationalen Umständen ab. — Er muss zweitens Alles meiden, was seinen Charakter erniedrigt, die reinen Gefühle erstickt und das Thierische seiner Natur mehr oder weniger zur Oberherrschaft bringt. Durch das unmittelbare Bewusstsein unserer sittlichen Natur wissen wir, dass diese Oberherrschaft stets ein niedriger, wenngleich nicht immer ein unglücklicher Zustand ist. Ebenso wissen wir auch, dass mächtige und schöne Gefühle, die lange in uns geschlummert hatten, durch gewisse passende Verbindungen wach gerufen werden, während andere besonders dazu angethan sind, diese Gefühle zu ertödten und den Charakter zu verderben.

In diesen Erwägungen haben wir genügende Gründe für die Behauptung, dass die lebenslängliche Verbindung Eines Mannes und Einer Frau der normale und herrschende Typus des Geschlechtsverkehrs sein sollte. Wir können beweisen, dass sie im Ganzen der Glückseligkeit und der sittlichen Erhebung beider Theile am förderlichsten ist. Aber über diesen Punkt hinaus zu gehen, würde, meine ich, unmöglich sein, ausgenommen mit Hülfe einer besonderen Offenbarung. Daraus, dass dieses der herrschende Typus sein soll, folgt keineswegs, er müsse der einzige sein, oder es liege im Interesse der Gesellschaft, dass alle Verbindungen in dieselbe Form hineingezwängt werden müssten. Verbindungen, die eingestandenermassen nur für einige wenige Jahre eingegangen wurden, haben immer neben dauernden Ehen bestanden; und in Zeiten, wo die öffentliche Meinung, weil sie nichts Anstössiges darin findet, weder über den einen Theil, noch über beide ein Verdammungsurtheil fällt, wenn diese beiden Theile nicht das entsittlichende und erniedrigende Leben führen, welches mit dem Bewusstsein der Schuld Hand in Hand geht, und wenn für die Versorgung der zu erwartenden Kinder die nöthige Vorkehrung getroffen ist, würde es, glaube ich, unmöglich sein, im Lichte der einfachen und nicht unterstützten Vernunft zu beweisen, dass solche Verbindungen unabänderlich verdammt werden müssten. Für die Glückseligkeit wie für die sittliche Wohlfahrt der Menschen ist es überaus wichtig, dass lebenslängliche Verbindungen nicht bloss unter dem starken Antriebe einer blinden Begierde geschlossen werden. Es giebt immer sehr Viele, die in der Lebensperiode, wo die Leidenschaften am stärksten hervortreten, unfähig sind, ihre Kinder standesgemäss zu versorgen, und die mithin durch eine frühe Verheirathung die

Gesellschaft schädigen würden; aber dieselben Menschen sind nichtsdestoweniger vollkommen im Stande, ihren unehelichen Kindern in dem niedrigeren Kreise der Gesellschaft, dem dieselben natürlich angehören würden, eine ehrenvolle Laufbahn zu sichern. Unter den erwähnten Bedingungen sind diese Verbindungen dem schwächeren Theile nicht schädlich, sondern wohlthätig; sie mildern die Standesunterschiede, fördern sociale Gewohnheiten, und haben weder für den Charakter des Individuums die herabziehende Wirkung wechselnder Verhältnisse, noch für die Gesellschaft die schädlichen Folgen, welche aus unbesonnenen Ehebündnissen entstehen: während das Eine oder das Andere in demselben Masse häufiger werden muss, als jene Verbindungen fehlen. In der ungeheuren Mannichfaltigkeit der Umstände und Charaktere werden immer Fälle vorkommen, in denen sie aus Zweckmässigkeitsgründen rathsam scheinen dürften[1]).

Diese Erwägungen müssen näher in Betracht gezogen werden, wenn man die bezüglichen Gesetze des römischen Kaiserreiches oder die durch das Christenthum bewirkten Veränderungen verstehen will. Die Gesetzgeber des Kaiserreiches erkannten diese Verbindungen entschieden an, und machten es sich zur Hauptaufgabe, sie zu veredeln und gesetzlich zu regeln. Sie erhielten den Namen Ehen, und dieser Namen schützte sie, trotz des dem Manne belassenen unbeschränkten Scheidungsrechts, vor Brandmarkung, und verhütete viele der schlimmsten Folgen unerlaubter Verbindungen. Die Benennung Concubine, welche in der Republik dieselbe Bedeutung hatte, wie jetzt bei uns, bezeichnete im Kaiserreiche Frau in streng gesetzlichem Sinne — eine Neuerung, die hauptsächlich Augustus zu verdanken, und ohne Zweifel eine gesetzliche Massregel gegen die Ehelosigkeit war, vielleicht aber auch ein Mittel gegen die damals allgemeine Ausschweifung sein sollte. Diese Verbindung war im Wesentlichen eine Form der Eheschliessung, denn wer sich zu einer Concubine eine Frau oder noch eine Concubine nahm, machte sich gesetzlich des Ehebruches schuldig. Wie die niedrigste Form der Ehe wurde sie ohne jede Feierlichkeit geschlossen und konnte nach Belieben gelöst werden. Das Eigenthümliche dabei war, dass sie von Männern patricischen Standes mit freigelassenen Frauen geschlossen wurde, die gesetzlich keine

[1]) So weit wir uns von allem Rigorismus und von jeder zelotischen Engherzigkeit wissen, können wir uns doch mit der oben entwickelten Ansicht, die einem Stande oder einer Gesellschaftsklasse einräumt, was für die anderen versagt wird, ja als unmoralisch gilt, durchaus nicht einverstanden erklären. (Anm. des Herausgebers.)

Ehe eingehen durften, dass die Concubine bei ihrer vollkommen anerkannten und ehrenvollen Stellung nicht den Rang ihres Mannes theilte, dass sie keine Mitgift brachte, und dass die Kinder in dem Rang der Mutter verblieben und von der Beerbung des Vaters ausgeschlossen waren[1]).

Diesen Ansichten erklärte das Christenthum einen offenen und unversöhnlichen Krieg, der sich in der bürgerlichen Gesetzgebung nur unvollkommen abspiegelte, aber in den Schriften der Kirchenväter und in den meisten Beschlüssen der Concilien deutlich zu Tage trat[2]). Es lehrte als ein religiöses, unabänderliches, unbiegsames, von allen utilitarischen Erwägungen unabhängiges Dogma, dass alle Arten des Geschlechtsverkehrs ausser lebenslänglichen Verbindungen strafbar seien. Indem es nun die Menschen lehrte, dieses Dogma als unumstösslich anzusehen, und strenge gesellschaftliche Strafen und tiefe Schmach auf vorübergehende Verbindungen legte, hat es sogar deren utilitarische Seite stark afficirt, und sie in den meisten Ländern zu heimlichen und verhüllten gemacht. Kein anderer Zweig der Sittenlehre ist wohl in so hohem Grade von der speciellen dogmatischen Theologie bestimmt, und keiner von ihrem Verfalle so tief berührt worden.

Diese Bewegung hatte die weitere Folge, dass an Stelle der rein bürgerlichen Ehe des späteren Kaiserreiches allmälig die religiöse Ehe trat. Offenbar ist es angemessen, über einen Act, der einen so wichtigen Abschnitt im Leben bildet, einen göttlichen Segen herabzurufen und der Feierlichkeit der Verbindung durch eine religiöse Ceremonie einen grösseren Nachdruck zu verleihen. Der wesentlich religiöse und sogar mystische Charakter, welchen

[1]) Siehe Troplong, *Influence du Christianisme sur le Droit*, *pp. 239—251.*

[2]) Es finden sich jedoch Spuren, dass römische Concubinatsverhältnisse eine Zeit lang im Christenthume geduldet wurden. So beschloss ein Concil von Toledo: „Si quis habens uxorem fidelis concubinam habeat non communicet. Caeterum is qui non habet uxorem et pro uxore concubinam habet a communione non repellatur, tantum ut unius mulieris, aut uxoris aut concubinae ut ei placuerit, sit conjunctione contentus.“ *1. Can.*, *17.* Der heilige Isidorus sagte: „Christiano non dicam plurimas sed nec duas simul habere licitum est, nisi unam tantum aut uxorem, aut certo loco uxoris, si conjux deest, concubinam.“ *Apud Gratianum*, *diss. 4.* Angeführt von Natalis Alexander, *Hist. Eccles. Saec. 1., diss. 29.* Lea behandelt (*Hist. of Sacerdotal Celibacy, pp. 203* bis *205)* die Bedeutung und geschichtliche Entwickelung des Wortes Concubina durch das Mittelalter, und weist nach, dass das Wort Concubina selbst bis zum dreizehnten Jahrhundert nicht nothwendig eine Verworfene bedeutete. Vergleiche auch Coleridge's *Notes on English Divines* (ed. 1853), *vol. I.*, *p. 221.*

das Christenthum der Ehe beilegte, machte die Einsegnung ganz natürlich, doch wurde sie nur allmälig für unbedingt nothwendig erachtet. Wie bereits früher vermerkt, wurde sie bei Sklavenehen lange Zeit weggelassen, und selbst bei ehelichen Verbindungen der Freien, wo sie in der Regel zur Anwendung kam, wurde sie erst im zehnten Jahrhundert obligatorisch[1]). Nächst ihrem ursprünglichen Ziele, der Ehe eine Weihe zu verleihen, wurde sie mit der Zeit ein mächtiges Mittel zur Befestigung der Autorität der Priester, welche den Menschen die Bedingungen vorschreiben konnten, unter denen sie den wichtigsten Lebensbund zu schliessen hätten, ein Missverhältniss, dem in neuerer Zeit die gesetzliche Einführung der Civilehe den härtesten Schlag versetzte.

Auch die von den Concilien mit Nachdruck behauptete unbedingte Sündhaftigkeit der Ehescheidung stand mit den Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzes in starkem Gegensatze. Constantin hatte die Zulässigkeit der Ehescheidung auf drei Vergehen von Seiten des Mannes und auf drei Seitens der Frau beschränkt; aber die Gewohnheit des Volkes erwies sich stärker als sein Gesetz, und nach dessen ein- oder zweimaliger Abänderung erschien die volle Scheidungsfreiheit (von Seiten des Mannes) wieder in der Gesetzsammlung Justinianus' I. Die Kirchenväter andererseits waren zwar nicht ganz schlüssig über die Scheidung in Folge des von der Frau begangenen Ehebruches[2]), trugen aber nicht das geringste Bedenken, alle anderen Scheidungen für strafbar zu erklären, und legten den Christen, welche von den Rechten des bürgerlichen Gesetzes Gebrauch machten, lange Kirchenbussen auf. Viele Jahrhunderte lang bestand dieser Dualismus der Gesetzgebung. Das germanische Gesetz beschränkte die Ehescheidung dadurch, dass es den Männern, welche ihre Frauen verstiessen, schwere Geldstrafen auferlegte. Karl der Grosse erklärte zwar die Scheidung für unerlaubt, wagte es aber nicht, sie straffällig zu machen, und schied sich selbst von seiner Frau. Die Kirche wiederum bedrohete derartige Sünder mit dem Banne, und schleuderte ihn auch wirklich in einigen Fällen gegen sie. Erst im zwölften Jahrhundert errang sie den entschiedenen Sieg, das bürgerliche Gesetz nahm den Grundsatz des canonischen an und verbot jede Ehescheidung[3]).

[1]) Legouvé, *p. 199.*

[2]) Siehe einige interessante Belege bei Troplong, *pp. 222—223.*

[3]) Laboulaye, *Recherches sur la Condition civile et politique des Femmes, pp. 152* bis *158.*

Es ist nicht meine Absicht, in dem vorliegenden Werke zu erörtern, in wie weit dieses gänzliche Verbot das Glück oder die sittliche Wohlfahrt der Menschen gefördert hat. Ich will nur bemerken, dass dasselbe, obwohl es gegenwärtig oft vertheidigt wird, ursprünglich den christlichen Völkern nicht aus utilitarischen Gründen auferlegt wurde, sondern auf dem sacramentalen Charakter der Ehe fusste, auf dem Glauben, dass die Ehe das eigenthümliche Symbol der unauflöslichen Verbindung Christi mit seiner Kirche sei, sowie auf einer bekannten Stelle des Evangeliums. Die Strenge der katholischen Lehre, welche die Auflösung der Ehe selbst im Fall eines Ehebruchs verbietet, ist durch neuere legislative Bestimmungen beträchtlich gemildert worden, und es kann wohl kaum zweifelhaft sein, dass weitere Schritte in dieser Richtung zu erwarten sind; immerhin muss die ungeheure Veränderung, welche in Theorie und Praxis auf die unbeschränkte Freiheit des Kaiserreichs gefolgt war, Allen klar sein.

Wesentlich oder mindestens sehr wichtig war es, dass bezüglich der Schliessung einer so feierlichen und unwiderruflichen Verbindung mindestens kein Zwang obwaltete. Die Anschauung der römischen Patrioten gegen Ende der Republik ging dahin, dass die Ehe als das Mittel zu betrachten sei, dem Staate Kinder zu schaffen, und dass sie desshalb pflichtgemäss und in dieser Absicht eingegangen werden müsse; die Gesetze des Augustus enthielten viele nachtheilige Bestimmungen für die Hagestolzen. Beiderlei Antrieb verschwand unter dem Einflusse des Christenthums. Mit der Abnahme der Bürgertugend sank auch jene Anschauung, und unter dem Einflusse der asketischen Schwärmerei, die das ehelose Leben als ein vorzugsweise heiliges ansehen liess, wurden die erwähnten Gesetze aufgehoben.

Noch eine andere wichtige Bedingung musste der Klerus durchsetzen, um sein Ideal von der Ehe in der Wirklichkeit einzuführen; er musste die Mitglieder der Kirche davon abhalten, sich mit Personen zu verehelichen, deren religiöse Meinungen von denen des andern Theils abwichen. Weil Mischehen mehr als irgend ein anderer Einfluss dazu angethan sind, die Erbitterung und Unduldsamkeit der Religionssekten zu mildern, darum haben sich die Theologen ihnen immer aufs schärfste widersetzt. Es muss jedoch zunächst ein hoher Grad von Duldung allgemein herrschend geworden sein, ehe sie überhaupt möglich werden. In einer Verbindung, wo jeder der beiden Theile glaubt und sich vergegenwärtigt, dass der

andere zu ewigem Elende verdammt ist, kann kein wahres Glück, kein Mitgefühl, kein Vertrauen walten; und eine Uebereinkunft, dass einige der Kinder in der einen und einige in der anderen Religion erzogen werden sollen, ist unmöglich, wenn jeder Theil sie für eine Uebereinkunft hält, dass einige Kinder zur Hölle verdammt werden sollen.

Die aus Glaubensverschiedenheit entstehende häusliche Unglückseligkeit war vor der Einführung des Christenthumes fast oder ganz unbekannt in der Welt; denn bestanden auch früher Verschiedenheiten der religiösen Meinung, so waren doch nicht dieselben wichtigen Folgen damit verbunden. Sie ist das specifische Gift von Zeiten grosser religiöser Umwälzung gewesen, wie der Bekehrung des römischen Kaiserreiches, der Reformation, oder unserer eigenen Tage, wo weit ernstere Fragen, als die, welche das sechzehnte Jahrhundert aufregten, die Aufmerksamkeit eines grossen Theiles der Denker und Gelehrten beschäftigen, und wo die tiefe und weite Kluft zwischen den religiösen Meinungen der gebildetsten Männer und der übergrossen Mehrzahl der Frauen sehr betrübend hervortritt. Während die denkenden Männer durch eine Menge wissenschaftlicher Entdeckungen, kritischer und geschichtlicher Forschungen und Verbesserungen der höheren Lehranstalten dahin geführt wurden, den wichtigsten religiösen Problemen kühn ins Auge zu schauen, sind die Frauen von solchen Einflüssen beinahe völlig ausgeschlossen geblieben. Ihr Verstand ist im Allgemeinen von Natur weniger als der der Männer der Unparteilichkeit und des Zuwartens fähig, ein Missverhältniss, welches durch den fast gänzlichen Ausschluss jener Studien von der weiblichen Erziehung, die den Geist am meisten regeln und kräftigen, noch gesteigert wird, zumal das Hauptziel des Unterrichts gewöhnlich darauf gerichtet ist, ihnen einen leidenschaftlichen Glauben an überlieferte Meinungen einzuflössen, und sie von aller Berührung mit entgegengesetzten Ansichten fern zu halten. Aber beschränktes Wissen und unausgebildetes Mitgefühl sind nicht die einzigen Früchte dieser Erziehung. Eine gewisse theologische Richtung hat sich's immer zur besonderen Aufgabe gemacht, alle regelrechten Grundsätze des Urtheils umzukehren und den intellectuellen Zweifel zu unterdrücken. Bei anderen Gegenständen finden wir, wenn nicht eine Achtung für die aufrichtige Ueberzeugung, doch wenigstens ein Gefühl für die Grösse des Wissens, welches erforderlich ist, um die Menschen zu befähigen, eine Meinung über ernste Streitigkeiten auszusprechen. Eine vollständige Unkenntniss

der Substanz eines Streites zügelt die Zuversicht des Dogmatismus, und ein Unwissender, der wahrnimmt, dass sein gebildeter Nebenmensch durch vieles Lesen und Nachdenken über Dinge, die ihm selbst ganz fremd sind, die ihm (dem Kenntnisslosen) beigebrachten Meinungen modificirt oder verworfen hat, wird wenigstens, wenn er ein Mensch von Gefühl und Anstand ist, davon abstehen, den Zustand seines unterrichteteren Freundes als einen umnachteten zu bemitleiden. Aber bei theologischen Fragen ist es nimmer so gewesen. Die Einschärfung eines unbedingten Glaubens als erste Pflicht, und die gewöhnliche Brandmarkung alles Zweifels als verbrecherisch und verdammenswerth, haben eine Geistesrichtung geschaffen, zu der wir auf anderen Gebieten keine Parallele finden. Obgleich vielen Männern und den meisten Frauen selbst die Anfangsgründe der biblischen Kritik, der geschichtlichen Forschung, oder die wissenschaftlichen Entdeckungen vollständig unbekannt sind, obgleich sie von den Schriften Derer, die sie verdammen, niemals eine einzige Seite gelesen oder verstanden und durchaus keine klare Erkenntniss haben, weder von den Gründen, durch welche ihr Glaube vertheidigt, noch von denen, durch welche er bekämpft wird, geben nichtsdestoweniger mit der grössten Zuversicht über jede Streitfrage ihr entscheidendes Urtheil ab, klagen an, hassen, bemitleiden, oder beten für die Bekehrung Aller, die von dem abweichen, was ihnen gelehrt wurde, behaupten als eine über jede Möglichkeit des Zweifels erhabene Sache, dass die von ihnen ohne Prüfung angenommenen Meinungen wahr, die hingegen, zu welchen Andere durch Forschung gelangt sind, falsch sein müssen, und machen es zur Hauptaufgabe ihres Lebens, das, was sie Ketzerei nennen, auf jede mögliche Weise, nur nicht durch Prüfung der ihr zur Stütze dienenden Gründe, anzugreifen. Die Mehrheit der Stimmen, welche den Lärm gegen jedes für ketzerisch angesehene Buch vergrössern, stammt gewöhnlich von Solchen, die es schon für ein Verbrechen halten, dieses Buch auch nur aufzuschlagen, geschweige denn eine sachliche, genaue und unparteiische Prüfung seines Inhalts vorzunehmen. Unzählige Kanzeln unterstützen diesen gedankenlosen Lärm, und schildern mit glühender, auf die Nerven und Einbildung der Frauen berechneten Beredsamkeit, den beklagenswerthen Zustand aller Derer, welche von einer gewissen Meinungs- und Gemüthsrichtung abweichen; ein blinder Bekehrungseifer oder eine geheime Unglückseligkeit dringt in unzählige Haushaltungen, vergiftet den Frieden der Familien, erkältet das gegenseitige Vertrauen von Mann und

Frau, vergrössert die jedem Wahrheitsforscher entgegentretenden Schwierigkeiten bedeutend, und verbreitet nach allen Seiten Schüchternheit des Geistes, Falschheit und Heuchelei.

Diese häuslichen Zerwürfnisse traten zur Zeit der Bekehrung des römischen Reiches sehr offen zu Tage, und der natürliche Wunsch, die Rechtgläubigkeit und den Eifer der Neubekehrten ungeschwächt zu erhalten und eine andauernde Misshelligkeit zu verhüten, stachelte die Kirchenväter immer mehr zu den heftigsten Anklagen aller Mischehen. In diesen Anklagen lag der Umriss zu einer sehr sonderbaren Lehre, die man zwar später in Vergessenheit gerathen liess, die aber im letzten Jahrhundert in England in einer interessanten und gelehrten Schrift des Eidweigerers (nonjuror) Dodwell wiederauflebte [1]). Die Verbindung Christi mit seiner Kirche war bekanntlich als eine Ehe dargestellt worden; dieses Bild wurde nun nicht für eine blosse Metapher oder ein Gleichniss, sondern für eine wirkliche mystische Vereinigung angesehen, und war, wenn auch keiner klaren Begriffsbestimmung fähig, desswegen nicht weniger eingreifend. Man sagte, die Christen seien die „Glieder Christi", und ihre Verheirathung mit Solchen, die nicht zur christlichen Heerde zählten, sei buchstäblich eine Art Ehebruch oder Unzucht. Die Verheirathung von Israeliten, als dem auserwählten Stamm der alten Welt, mit Heiden, war im alten Testament als eine unreine Handlung bezeichnet worden [2]), und in der Meinung einiger Kirchenväter nahm die christliche Gemeinschaft gegen Nichtgläubige eine analoge Stellung ein zu derjenigen der Juden gegen die Heiden. Der heilige Cyprian eiferte gegen das Verbrechen Derer, „welche die Glieder Christi durch Verheirathung mit Heiden der Schändung preisgeben" [3]); Tertullian nennt derartige Ver-

[1]) „A discourse concerning the obligation to marry within the true communion, following from their style (sic) of being called a holy seed." Diese seltene Schrift bildet den Anhang zu einer Predigt gegen die Mischehen von Leslie. (London, 1702.) Macaulay spricht über Dodwell in *Hist. of England, ch. XIV.*, scheint aber dessen Abhandlung *De Paucitate Martyrum*, die eine der besten kritischen Arbeiten jener Zeit ist, nicht gekannt zu haben, und kannte den Discurs nur aus Auszügen, sonst hätte er ihn nicht so hart beurtheilt.

[2]) Dodwell stützt sich besonders auf diese Thatsache und namentlich darauf, dass Esra diese Heirathen als null und nichtig behandelt habe.

[3]) „Jungere cum infidelibus vinculum matrimonii, prostituere gentilibus membra Christi." Cyprian. *De Lapsis.*

bindungen Unzucht[1]), und nach dem Siege der Kirche wurde die Ehe zwischen Juden und Christen zu einem Capitalverbrechen gestempelt und von dem Gesetze als Ehebruch gebrandmarkt[2]). Das bürgerliche Gesetz verbot nicht die Ehe der Rechtgläubigen mit Ketzern, aber viele Concilien erklärten sie in den schärfsten Ausdrücken für verbrecherisch.

Die grosse Heiligkeit, welche man der Jungfräulichkeit beilegte, die unbedingte Verdammung aller Arten von Geschlechtsverbindungen, mit Ausnahme der Ehe, und die Bildung und allmälige Verwirklichung des Begriffes der Ehe als einer durch religiöse Handlungen geweiheten ewigen, nur durch den Tod löslichen Verbindung von Mann und Frau derselben religiösen Meinungen, waren die offenbarsten Folgen des christlichen Einflusses. Die neue Religion hatte aber noch eine andere sehr wichtige Folge: sie erhob die Eigenschaften, in welchen die Frauen besonders hervorragen, zu einem weit grösseren Ansehen.

Die Ermittelung der bestimmten Unterschiede zwischen dem Geiste und Charakter der Männer und Frauen und der Wirkung, welche diese Unterschiede auf den idealen Typus der verschiedenen Zeiten, Völker, Philosophieen und Religionen gehabt haben, gehört zu den interessantesten Gegenständen der Forschung. In physischer Hinsicht besitzen die Männer die unbestreitbare Ueberlegenheit an Kraft, und die Frauen die an Schönheit. In intellectueller Hinsicht lässt sich eine gewisse Untergeordnetheit des weiblichen Geschlechts kaum leugnen, wenn man erwägt, wie die ersten Plätze auf jedem Gebiete der Wissenschaft, Literatur und Kunst fast ausschliesslich von Männern besetzt sind, wie unendlich klein dagegen die Zahl der Frauen ist, welche in irgend einer Form die höchste Stufe des Genie's erreicht haben, wie viele der grössten Männer sich, trotz der widrigsten Verhältnisse, zu ihrer Grösse emporgearbeitet haben, und wie vollständig es den Frauen missglückt ist, selbst in der Musik oder Malerei, für deren Pflege ihre Verhältnisse gerade am günstigsten erscheinen, den ersten Rang einzunehmen. Wir finden ebensowenig einen weiblichen Rafaël oder Händel, wie einen weiblichen Shakespeare oder Newton. Die Frauen sind intellectuell flüchtiger und oberflächlicher als die Männer, sie befassen sich mehr mit einzelnen Vorfällen, als mit allgemeinen Principien, sie

[1]) „Haec cum ita sint, fideles Gentilium matrimonia subeuntes stupri reos esse constat, et arcendos ab omni communicatione fraternitatis.“ Tert., *Ad Uxor., II., 3.*

[2]) Siehe Bingham, *Antiqu., XXII., 2.,* §§. *1—2.*

urtheilen mehr nach intuitiven Wahrnehmungen, als nach besonnener Ueberlegung oder vorausgegangener Erfahrung. Ueberlegen sind sie dagegen den Männern meist in Gewandtheit und Schnelligkeit des Gedankens und natürlichem Tact, oder in dem Vermögen, die feineren Gefühlserregungen rasch und richtig zu erfassen, und desshalb haben sie in der gesellschaftlichen Unterhaltung, im Briefstil, in der Schauspielkunst und Novellistik oft Bedeutendes geleistet.

In moralischer Hinsicht sind die Frauen, ohne Frage, im Allgemeinen den Männern überlegen. Schon die polizeiliche Statistik, die allerdings nur ein rohes und unzulängliches Kriterium ist, zeigt, dass, bei einer beinahe gleich grossen männlichen und weiblichen Bevölkerung, die Zahl der männlichen Verbrecher gewöhnlich etwas mehr als fünfmal grösser ist, als die der weiblichen[1]; und mag man dies auch mit Recht zum Theile dem Umstande beimessen, dass die Männer, als das stärkere Geschlecht, auf dessen Schultern die Last der Familienernährung ruht, mehr den Versuchungen ausgesetzt sind, als die Frauen, so muss man doch andererseits erwägen, dass die an den Hungertod grenzende bittere Armuth am gewöhnlichsten bei den Frauen vorkommt, deren Erwerbsmittel höchst beschränkt und deren Einnahmen sehr klein und äusserst unsicher sind. Die Aufopferung, das hervorragendste Element eines tugendhaften und religiösen Charakters, findet sich gewiss weit weniger bei Männern, als bei Frauen, deren ganzes Leben sich gewöhnlich in Hingebung an den Willen und in Rücksichtsnahme auf die Vergnügungen eines Anderen abspinnt. Nach meinem Dafürhalten sind die Frauen sowohl in der aus freiem, innerem Antriebe (impulsiven), als in der aus Pflichtgefühl oder Ueberlegung hervorgehenden (deliberativen) Tugend den Männern überlegen. Sie besitzen eine grössere Empfindsamkeit, sind keuscher in Gedanken und That, nachsichtiger gegen die Irrenden, mitfühlender mit den Leidenden, liebevoller gegen ihre Umgebung. Diejenigen, welche die Handlungsweise der Frauen der Armen oder vieler in bedrängten Verhältnissen

[1]) Viele, diese Thatsachen erhärtende Zahlen führt der Portugiese Bonneville de Marsangy, Geheimrath des kaiserlichen Hofes in Paris, in seiner *Étude sur la Moralité comparée de la Femme et de l'Homme* (Paris, 1862) an. Der Verfasser hätte besser gethan, wenn er nicht wie ein Rechtsanwalt behauptet hätte, die Statistik der Verbrechen entscheide endgültig die Frage über die verhältnissmässige Sittlichkeit der Geschlechter, und wenn er es nicht für seine Amtspflicht gehalten hätte, in wahrhaft komischer Weise von der Regeneration und Verherrlichung des weiblichen Geschlechts in der Person der Kaiserin Eugenie zu sprechen.

Lebender beobachtet haben, werden gewiss zugeben, dass wir in keiner anderen Klasse so oft den Fall finden, dass Menschen ihr ganzes Leben in täglicher, andauernder Selbstverleugnung, in geduldiger Ertragung unzähliger Versuchungen, in unaufhörlicher und wohlüberlegter Aufopferung ihrer eigenen Genüsse zum Wohle oder Glücke Anderer hinbringen. Obwohl indess die Frauen weniger als die Männer zur Unmässigkeit und Rohheit neigen, sind sie im Allgemeinen den kleinlichen Formen der Eitelkeit, Eifersucht, Gereiztheit und Ehrsucht mehr ergeben, auch stehen sie an activem Muthe den Männern nach. In dem Muthe des Duldens stehen sie gewöhnlich voran; aber ihr passiver Muth ist nicht so sehr Tapferkeit, die trägt und trotzt, als Ergebung, die trägt und sich fügt. In intellectuellen Tugenden stehen sie entschieden niedriger. Die Frauen lieben sehr selten die Wahrheit als solche, obgleich sie das, was sie „die Wahrheit" nennen, oder die von Anderen herübergenommenen Meinungen leidenschaftlich lieben, und die davon Abweichenden nachdrücklich hassen. Sie sind nur in geringem Grade der Unparteilichkeit und des Zweifels fähig, ihr Denken ist wesentlich eine Art Fühlen; obgleich in ihren Handlungen sehr grossmüthig, sind sie es selten in ihren Meinungen oder Urtheilen. Sie überreden lieber, als dass sie überzeugen, und schätzen den Glauben mehr als Quelle des Trostes, denn als treuen Ausdruck objectiver Realität. Sie vermögen weniger als die Männer modificirende Umstände zu erkennen, die Existenz guter Elemente in den gegnerischen Systemen zuzugeben, und den persönlichen Charakter eines Gegners von den von ihm vertretenen Meinungen zu unterscheiden. Die Männer neigen meistens zur Gerechtigkeit, die Frauen zur Barmherzigkeit. Die Männer zeichnen sich aus durch Thatkraft, Selbstvertrauen, Ausdauer und Hochherzigkeit, die Frauen durch Demuth, Leutseligkeit, Bescheidenheit und Ergebung. Die Mitleid und Liebe erregende Vorstellungskraft ist bei Frauen stärker als bei Männern, sie befähigt dieselben besonders, sich mit dem Unsichtbaren zu beschäftigen. Ihre religiösen Vorstellungen sind unstreitig lebhafter, und während ein Vater durch das Hinscheiden eines Kindes vor seinen Augen wohl am heftigsten erschüttert wird, fühlt eine Mutter den Hintritt eines Kindes im fernen Lande am schmerzlichsten. Allein, obgleich stärker, ist das Mitgefühl der Frauen im Allgemeinen weniger umfassend, als das der Männer. Ihre Einbildungskraft beschäftigt sich mehr mit dem Einzelnen, in Folge dessen concentriren sich ihre Gefühle mehr auf Personen als auf Sachen,

und wenn sie sich für eine grosse Sache interessiren, geschieht es gewöhnlich, weil diese von einem grossen Manne vertreten wird, oder mit einem, den sie lieben, in Verbindung steht. Ihr politischer Enthusiasmus ist mehr loyal als patriotisch. In der Geschichte neigen sie mehr als die Männer dahin, sich ausschliesslich mit biographischen Zwischenfällen oder Charakterschilderungen, als mit der Entwickelung allgemeiner Ursachen zu beschäftigen. Ihr Wohlwollen bekundet sich mehr in Barmherzigkeit, die das Leiden Einzelner mildert, als in allgemeiner Menschenliebe, die es mit grossen Massen zu thun hat, und mehr darauf ausgeht, Unglück zu verhüten, als es bloss zu lindern.

Johann Winckelmann machte die Bemerkung, die höchste Schönheit der griechischen Kunst sei mehr männlich als weiblich, und die grössere Kenntniss, welche wir in den letzten Jahren von den Werken aus der Zeit des Phidias erhalten haben, in welcher die Kunst ihre höchste Vollendung erreichte, und Kraft, Freiheit und männliche Grösse ihre hervorragendsten Merkmale waren, hat die Richtigkeit dieser Bemerkung in weitem Umfange bestätigt. Eine ähnliche Bemerkung kann man über das sittliche Ideal machen, wovon die alte Kunst der blosse Ausdruck war. Die im Alterthume am meisten bewunderten Tugenden waren beinahe ausschliesslich solche, die entschieden männlich sind. Muth, Selbstvertrauen, Hochherzigkeit und vor Allem Patriotismus waren die Hauptzüge des idealen Typus, während Keuschheit, Bescheidenheit und Barmherzigkeit, die zarteren und häuslichen Tugenden, welche besonders weiblich sind, sehr unterschätzt wurden. Mit alleiniger Ausnahme der Gattentreue war keine der am höchsten geschätzten Tugenden entschieden oder hervorragend weiblich. Mit dieser Ausnahme waren fast alle berühmtesten Frauen des Alterthumes hauptsächlich desshalb berühmt, weil sie über die natürlichen Schranken ihres Geschlechts hinausgingen. Es ist eine kennzeichnende Thatsache, dass die Amazone das Lieblingsideal eines Weibes für die Künstler war[1]. Wohl bewundern wir die spartanische Mutter oder die Mutter der Gracchen, welche, als ihre Kinder auf dem Altare des Vaterlandes geopfert wurden, jedes Zeichen des Schmerzes unterdrückten, wir staunen zwar über den erhabenen Muth einer Porcia oder einer Arria, aber wir preisen sie hauptsächlich desshalb, weil sie sich von der Schwäche ihres Geschlechtes befreiten und eine des stärksten

[1] Plinius, *Hist. Nat., XXXIV., 19.*

und tapfersten Mannes würdige heldenmüthige Standhaftigkeit entfalteten. Wir zollen auch eine gleiche Bewunderung der edlen Frömmigkeit und Mildthätigkeit einer heiligen Elisabeth von Ungarn oder einer Frau Elisabeth Fry, aber wir thun es nicht, weil sie, obschon Frauen, diese Tugenden entfalteten, denn wir fühlen, die Tugenden waren von der Art, wie sie ihrer weiblichen Natur gerade am meisten entsprachen. Der Uebergang von dem Ideal des Helden zu dem des Heiligen, das heisst, von dem Ideal des Heidenthumes zu dem des Christenthumes, war ein Uebergang von einem wesentlich männlichen zu einem wesentlich weiblichen Typus. Im Stoicismus spiegelte sich die römische Vorstellung von der sittlichen Vollkommenheit am getreuesten wieder, und sein grösster Vertreter unter den Römern bezeichnet ihn, im Unterschiede von den anderen Philosophieen, als entschieden männlichen Charakters[1]). Andererseits ist ein idealer Typus, dessen hervorragendste Züge Sanftmuth, Milde, Geduld, Demuth, Glaube und Liebe sind, von Hause aus nicht männlich sondern weiblich. Der tiefere Grund also, warum die Sculptur immer besonders heidnisch und die Malerei besonders christlich war, dürfte darin liegen, dass die Sculptur sich besonders zur Darstellung der männlichen Schönheit, der Schönheit der Kraft, und die Malerei zur Darstellung der weiblichen Schönheit, der Schönheit der Milde eignet, und dass das Heidenthum hauptsächlich eine Verherrlichung der männlichen Eigenschaften der Kraft, des Muthes und selbstbewusster Tugend war, während das Christenthum hauptsächlich eine Verherrlichung der weiblichen Eigenschaften der Sanftmuth, Demuth und Liebe ist. Die Maler, welche anerkanntermassen das christliche Gefühl am treuesten darstellten, haben ihren männlichen Figuren stets einen hohen Grad weiblicher Schönheit gegeben, und wir finden niemals oder nur höchst selten, dass ein und derselbe Künstler sich in der richtigen Darstellung christlicher und heidnischer Typen gleichmässig auszeichnete. Michel Angelo, dessen Genius in der Verherrlichung der muskulösen Kraft und des Trotzes seinen Triumph feierte, war in seinen Darstellungen des christlichen Ideals entschieden unglücklich, und ebenso erfolglos war Perugino, wenn er die Helden des Alterthumes zu malen suchte[2]). Die der Jungfrau (Maria), als dem weiblichen Ideal, im

[1]) „Tantum inter Stoicos, Serene, et ceteros sapientiam professos interesse, quantum inter foeminas et mares non immerito dixerim.“ Seneca, *De Const. Sapientis*, *cap. I.*

[2]) Belege dafür sind einerseits die verfehlten Darstellungen Christi von Michel Angelo auf dem Frescogemälde in der Sixtinischen Kapelle (eine schlechte Nach-

Glauben und Gottesdienste der Christenheit allmälig eingeräumte Stellung war eine Weihe oder ein Ausdruck des neuen Werthes, welchen man den weiblichen Tugenden beilegte.

Die hervorragende Rolle, welche die Frauen bei der Bekehrung des römischen Kaiserreiches spielten, erklärt sich aus der überwiegenden Kraft ihrer religiösen Gefühle, und aus ihrer natürlichen Hingabe an eine Religion, welche die persönliche Liebe zu ihrem Stifter zur Hauptpflicht machte, den weiblichen Tugenden einen bisher ungekannten Werth beilegte und einen ganz neuen Spielraum gewährte. Bei keiner anderen wichtigen geistigen Bewegung war der weibliche Einfluss so mächtig oder so anerkannt. In den Zeiten der Verfolgung nahmen Frauen oft den ersten Platz in den Reihen der Märtyrer ein, und heidnische wie christliche Schriftsteller bezeugen gleichmässig die Freudigkeit, mit welcher Frauen der neuen Religion zuströmten, und den Einfluss, welchen sie zu deren Gunsten auf die männlichen Mitglieder ihrer Familien übten. Die Bekehrung des heiligen Augustinus, des heiligen Chrysostomos, des heiligen Basilius, des heiligen Gregorius von Nazianz und des Theodoret waren zum grossen Theile das Werk ihrer Mütter. Die heilige Helena, die Mutter Constantin's, Flacilla, die Frau Theodosius' des Grossen, die heilige Pulcheria, die Schwester Theodosius' des Jüngeren, und Placidia, die Mutter Valentinianus' III. gehörten zu den hervorragendsten Beschützerinnen des Glaubens. Bei den Sekten zeigte sich derselbe Eifer, und Arius, Priscillianus und Montanus wurden von Schaaren eifriger weiblicher Anhänger unterstützt. An der asketischen Richtung betheiligten sich die Frauen nicht minder als die Männer, und bei der Organisation des grossen Werkes der Barmherzigkeit standen sie im Vordergrunde. Für kein anderes Gebiet praktischer Thätigkeit eignen sich die Frauen so wunderbar, wie für dieses, und obwohl die Geschichte aller Zeiten und aller Religionen dafür Belege bietet[1]), so kann man doch mit Grund

bildung des Christus von Orgagna in Pisa) und auf dem Marmor in der Minervakirche zu Rom, und andererseits die Fresken von Perugino in Perugia, welche die grossen Weisen des Alterthums darstellen. Die Figur des Cato nähert sich beinahe dem Typus des Apostels Johannes.

[1]) Von dem biederen Weibe heisst es in den *Sprüchen XXX., 20:* „Ihre Hand öffnet sie dem Armen, dem Dürftigen reicht sie die Hände.“ Aus Xenophon habe ich bereits die schöne Schilderung über die Pflege kranker Sklaven durch griechische Frauenhände angeführt. Ueber das mütterliche Verhältniss der Alkeste zu ihren Sklaven vergleiche Euripides' *Alkeste.* Ueber die wohlwollende Gesinnung und die menschenfreundlichen Thaten der Tochter des grausamen Paares Damophilus und

sagen, dass der weibliche Trieb und Sinn für Barmherzigkeit vor dem Aufgange des Christenthums niemals seinen vollen Wirkungskreis gefunden hatte. In der neuen Kirche widmeten Fabiola, Paula, Melania und eine Schaar anderer edler Frauen ihre Zeit und ihr Vermögen der Gründung und Erweiterung grossartiger Wohlthätigkeitsanstalten, von denen manche vorher in der Welt unbekannt waren. Die Kaiserin Flacilla pflegte die Kranken in den Hospitälern mit eigener Hand[1]), und die Bereitwilligkeit zur Vollziehung derartiger Pflichten wurde für die erste Obliegenheit einer christlichen Frau angesehen[2]). Selbst in den verderbtesten Zeiten der Kirche widmeten viele Frauen ihr ganzes Leben der Aufgabe, die Leiden der Menschen zu lindern, und die auf diese Weise gestiftete Mission des Wohlthuns hat eben so sehr die Summe des menschlichen Elends verringert, wie die sittliche Würde Derer, welche bei dem schönen Werke thätig waren, gehoben.

Unter der Collyridianischen Sekte wurden Frauen zur Priesterschaft zugelassen. Wenn ihnen auch diese Ehre von den Orthodoxen nicht gewährt wurde, so erhielten sie doch eine kirchliche Weihe und vollzogen unter dem Namen der Diakonissen einige geringere kirchliche Functionen[3]). Dieser Orden lässt sich auf die apostolische Zeit zurückführen[4]). Er bestand aus älteren Jungfrauen, die durch eine förmliche Ordination ausgesondert wurden, und sich damit beschäftigten, bei der Katechisation und Taufe von Frauen Hülfe zu leisten, die Kranken zu besuchen, den Märtyrern im Gefängniss aufzuwarten, die Ordnung in den Versammlungen aufrecht zu erhalten, und Frauen die eine Unterredung mit dem Bischof begehrten, zu begleiten und vorzustellen. Aus den Beschlüssen einiger Concilien scheint hervorzugehen, dass sich nach und nach Missbräuche in dieses Institut einschlichen, und aus den Diakonissen zuletzt blosse Nonnen wurden, doch erhielten sie sich

Magallis, welches durch seinen frechen Uebermuth den wilden Sklavenaufstand in Sicilien um 134 v. Chr. veranlasste, siehe Diod. Sic., *Frag. XXXIV.* Marcia, die Frau Cato's, pflegte ihre jungen Sklaven an ihrer eigenen Brust zu nähren. (Plutarch, *Marc. Cato.*) Virgil legt der Dido die Worte in den Mund: „Haud ignara mali miseris succurrere disco." *Aen., I., 630.*

[1]) Theodoret, *V., 19.*

[2]) Siehe Tertullian, *Ad Uxorem.*

[3]) S. über die Diakonissen Bingham's *Christian Antiquities, bk. II. ch. 22* und Ludlow's *Woman's Work in the Church.* Ludlow hält die „Wittwen" nicht für identisch mit den Diakonissen.

[4]) Phoebe *(Röm. XVI, 1)* wird als eine *διάκονος* bezeichnet.

im Orient noch bis in's zwölfte Jahrhundert. Ausser den Diakonissen wurden Wittwen, die nur einmal verheirathet gewesen waren, mit besonderer Ehre behandelt, und vorzugsweise mit kirchlicher Wohlthätigkeit bedacht. Frauen in vorgerücktem Alter, denen der männliche Beschützer fehlt, haben stets besonderes Mitleid verdient. Mit weniger Kraft und gewöhnlich mit weniger Mitteln und weniger Weltkenntniss ausgerüstet als der Mann, verfallen sie leicht in gewisse Sonderbarkeiten, die reichen Stoff zum Spott geboten haben, und das Alter bietet ihnen meist sehr wenig zum Ersatz der Reize, deren es sie beraubt hat. Das Gewicht und die Würde gereifter Weisheit, welche das Alter des einen Geschlechts so ehrwürdig machen, finden sich seltener bei dem andern; selbst physische Schönheit tritt häufiger bei einem alten Manne als bei einer alten Frau auf. Die Kirche hat stets gestrebt, einen Heiligenschein um diese Periode des weiblichen Lebens zu breiten, und ihre religiösen Uebungen haben viel dazu beigetragen, dasselbe zu trösten und zu beschäftigen.

Im Einklange mit diesen Ideen suchten die christlichen Gesetzgeber das Eigenthumsrecht der Wittwen bedeutend zu verbessern. Justinianus beseitigte das alte Gesetz, wonach die Vormundschaft bloss von Männern geführt werden konnte, und räumte den Müttern die Vormundschaft über ihre Kinder ein [1]), was allerdings dahin führte, dass viele reiche Wittwen, auf Veranlassung der Priester, ihr Vermögen und ihre Söhne der Kirche überliessen, aber auch zur Hebung der Frau wesentlich beitrug, die in christlichen Ländern einen grossen, wenn auch wohl nicht durchweg heilsamen, Einfluss auf die erste Erziehung der Söhne gehabt hat. — Aber abgesehen von allen gesetzlichen Bestimmungen genügte schon die blosse Umwandlung des idealen Typus, in welchem die speciell weiblichen Tugenden vorwalteten, zur Erhebung und Veredelung des weiblichen Geschlechts. Die gebietende Stellung der mittelalterlichen Aebtissinnen, die grosse Anzahl weiblicher Heiligen und besonders die der Jungfrau (Maria) gezollte Verehrung hatten eine ähnliche Wirkung. Es ist merkwürdig, dass die Juden, welche von den drei grossen Nationen des Alterthums sicher in Geschichte und Dichtung die kleinste Zahl berühmter Frauen hervorbrachten, der Welt das höchste weibliche Ideal geliefert haben, und zugleich ist

[1]) Maine's *Ancient Law, p. 224:* Troplong, *Influence du Christianisme sur le Droit, pp. 308—310.*

es ein schlagender Beleg für das, was im Weibe das Anziehendste ist, dass Eine, von der wir, ausser ihrer Sanftmuth und ihrem Kummer, nichts wissen, eine magnetische Gewalt über die Welt gehabt hat, die ohne Vergleich grösser war, als die von den erhabensten Patriotinnen des Heidenthums ausgeübte. Was man auch in theologischer Beziehung von der Angemessenheit der katholischen Marienverehrung denken mag, so lässt sich doch kaum bezweifeln, dass sie viel dazu beigetragen hat, das Ideal der Frauen zu erheben und zu läutern, und die Sitten der Männer zu mildern. Sie hat einen Einfluss gehabt, den die Verehrung der heidnischen Göttinnen nimmer besitzen konnte, weil sie beinahe aller sittlichen, und besonders derjenigen sittlichen Schönheit ermangelten, welche vorzugsweise weiblich ist, und sie lieferte grossentheils das versöhnende und veredelnde Element in jenem seltsamen Amalgam religiösen, üppigen und kriegerischen Empfindens, welches in dem Zeitalter des Ritterthums die Frauen umgab, und welches kein späterer Wechsel der Sitte oder des Glaubens gänzlich getilgt hat.

Es steht wohl, denke ich, ausser allem Zweifel, dass in den grossen Religionskämpfen des sechzehnten Jahrhunderts der Katholicismus dem weiblichen Typus folgte, während der Protestantismus mehr zu dem männlichen hinneigte. Der Katholicismus allein behielt die Verehrung der Jungfrau, das Spiegelbild und die Stütze des weiblichen Typus, bei. Die Geschicklichkeit, mit welcher er durch Musik, Malerei, Kirchenbaukunst und imposantes Schaugepränge auf die Gefühle wirkt, seine Tendenz, mehr die Phantasie als die Vernunft anzuregen, und mehr das Gefühl als das Denken zu pflegen, sein Glaubenssatz von der Unfehlbarkeit, und vor Allem seine Lehre von der unbedingten Autorität der Kirche, gingen sämmtlich auf dasselbe Ziel hinaus. Die Frau ist von Natur schwach und bedarf der Stütze, der Mann stark und selbstständig. Daher hat eine Religion, die dem zweifelnden Geiste blinden Glauben an eine unfehlbare Kirche, und dem beunruhigten Gewissen unbedingtes Vertrauen auf eine sündenvergebende Priesterschaft vorschrieb, stets eine besondere Anziehungskraft für ein weibliches Gemüth gehabt. Eine Religion dagegen, die zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer keine Autorität anerkannte, die sowohl die Würde als die Pflicht des eigenen Urtheils festhielt, und dem Cultus das Beiwerk verlockender Zierden sowie die meisten ästhetischen Stützen nahm, ist vorzugsweise eine Religion der Männer. Die bis jetzt männlichste Form des Christenthumes ist der Puritanismus.

Seine berühmtesten Lehrer unterschieden sich von den katholischen Heiligen ebenso sehr in ihrem sittlichen Typus wie in ihrem Lehrsystem. Der Katholicismus mildert gewöhnlich den Charakter, der Protestantismus stärkt ihn; aber die Milde des ersten entartet oft in Schwäche, und die Stärke des zweiten in Härte. Streng katholische Völker zeichnen sich durch Ehrfurcht, durch gewohnheitsmässige und lebhafte Empfänglichkeit für religiöse Dinge, durch Wärme der Gefühle und durch eine gewisse, sehr für sich einnehmende natürliche Höflichkeit und Feinheit des Betragens aus. Streng protestantische Völker zeichnen sich durch Wahrheitsliebe, durch festes Pflichtgefühl, durch Stärke und Würde des Charakters aus. Loyalität und Unterwürfigkeit, die specifisch weiblich sind, blühen gewöhnlich bei den ersten, Freiheit und Selbstvertrauen bei den zweiten; jene neigen am meisten zum Aberglauben, diese zum Fanatismus. Durch Läuterung und Veredelung der Ehe hat der Protestantismus allerdings den Frauen eine grosse Wohlthat erwiesen; aber man muss anerkennen, dass weder in seinem idealen Typus, noch in dem allgemeinen Tone seiner Lehren und gottesdienstlichen Handlungen etwas ihrer Natur ebenso Zusagendes liegt, wie in der von ihm verdrängten Religion.

Nach meinem Dafürhalten würde der Protestantismus den Frauen oder der Welt eine Wohlthat erwiesen haben, wenn er die, auf dem Principe der Askese errichteten und daher allerdings schädlichen Klöster, nicht vollständig unterdrückt, sondern in Anstalten verwandelt hätte, die den vielen Frauen, welche durch Armuth, häusliches Unglück oder andere Ursachen sich allein und schutzlos in den Kampf des Lebens gestossen sehen, Zufluchtsstätten gewährten, sie vor Verlockungen zu grobem Laster und vor äusserstem Elende schützten, und zu einem praktischen, heilbringenden Lebensberufe heranbildeten. Solche Anstalten würden nicht den Einwendungen gegen die Klöster ausgesetzt gewesen sein, in welchen starke Männer körperlicher Arbeit entzogen werden, und würden viel zur Verringerung der Schwierigkeit beigetragen haben, den alleinstehenden Frauen Arbeit und Lebensunterhalt zu verschaffen, eine Frage, deren Lösung zu den dringendsten und wichtigsten Aufgaben unserer Zeit gehört. Zum Unglück für die Menschheit wurde diese edle Auffassung von Anfang an in ihr Gegentheil verkehrt. Anstalten, welche einen unberechenbaren philanthropischen Werth hätten besitzen können, wurden auf asketischer Grundlage errichtet, welche das Opfer, nicht die Förderung irdischen Glückes zum Ziel hat, und

bindende Gelübde verursachten viel Elend und nicht wenig Laster. Das Kloster wurde zum ewigen Gefängniss der Tochter, die der Vater nicht ausstatten mochte, oder junger Mädchen, die unter dem Antrieb eines vorübergehenden Kummers einen Schritt thaten, den sie nie zurücknehmen konnten, und nutzlose Büssungen und schmähliche Superstitionen rieben Kräfte auf, die sonst höchst wohlthätige Verwendung hätten finden können. Dennoch bleibt es sehr zweifelhaft, ob die Klöster, selbst in ihrer schlimmsten Zeit nicht mehr Elend verhütet als gestiftet haben, und in den barmherzigen Schwestern haben die religiösen Orden des Katholicismus einen der vollkommensten Typen der Weiblichkeit geschaffen. Es ist tief zu beklagen, dass die Reformatoren, welche in Betreff dogmatischer Neuerungen oft so furchtsam waren, das ganze Klostersystem des Katholicismus beseitigten, anstatt dessen Neugestaltung zu versuchen.

Wenn ich im Verlaufe dieser Erörterungen mich verleiten liess, die dieser Geschichte gesteckten Grenzen zu überschreiten, so geschah es, weil ich es mir zur Aufgabe machte, durch dieses ganze Werk die Natur und die Bedeutsamkeit der von mir angeführten sittlichen Thatsachen dadurch klar zu stellen, dass ich zeigte, wie sie auf die folgenden Veränderungen der Gesellschaft wirkten. Ich will nun dieses Kapitel und dieses Werk mit der Bemerkung schliessen, dass von allen Gebieten der Sittenlehre die Fragen über die Beziehungen der Geschlechter und die richtige Stellung der Frauen diejenigen der Zukunft sind, über deren Lösung die grösste Ungewissheit schwebt. Die Geschichte lehrt uns, dass mit dem Fortschritt der Cultur die Barmherzigkeit der Menschen wärmer und ausgedehnter, ihr geselliger Umgang zarter und gemässigter, und ihre Liebe zur Wahrheit aufrichtiger wird; aber sie zeigt uns auch, dass in Zeiten grosser geistiger Aufklärung und grosser gesellschaftlicher Verfeinerung die Beziehungen der Geschlechter oft höchst zügellos gewesen sind. Nun lässt sich unmöglich leugnen, dass die Form, welche diese Beziehungen gegenwärtig annehmen, in hohem Grade von einer speciellen Religionslehre beeinflusst worden sind, die, ob zum Guten oder Bösen, rasch aus dem Gebiete der Gesetzgebung verschwindet, und dass gewisse neuere Umwälzungen in der Wirthschaftslehre und Industrie einen höchst gewichtigen Einfluss auf die Sache haben. Die Ansicht, dass eine rasche Vermehrung der Bevölkerung für die Gesellschaft stets vortheilhaft sei, welche von Staatsmännern und Moralisten lange Zeit als ein Axiom angenommen wurde, und einem grossen Theile der Gesetzgebung der

ersten und den Aussprüchen der zweiten zur Grundlage diente, hat jetzt der gerade entgegengesetzten Lehre Platz gemacht, dass das wahre höchste Interesse der Gesellschaft nicht in der Förderung, sondern in der Beschränkung der Bevölkerung, das heisst, in der Verminderung der Anzahl der Ehen und Geburten liege. In Folge dieser Lehre und der vielen künstlichen Bedürfnisse, welche eine luxuriöse Civilisation begleiten, ist eine sehr grosse und immer grösser werdende Anzahl Frauen darauf angewiesen, ihren Weg durchs Leben ohne einen männlichen Beschützer zu gehen, und die Schwierigkeiten, auf welche sie dabei aus physischer Schwäche stossen, sind auf ganz unnatürliche und erschreckende Weise erhöht durch Gesetze und Gewohnheiten, die auf der alten Ansicht beruhen, dass jedes Mädchen Frau werden müsste, ihnen gewöhnlich die Vortheile des Vermögens und der Bildung entziehen, welche die Männer besitzen, sie von sehr vielen Beschäftigungen, durch welche sie sich einen Lebensunterhalt verschaffen könnten, vollständig ausschliessen, andere ihnen durch herzlosen Spott und stetige Missbilligung erschweren, und in Folge dessen viele Tausende der äussersten und marterndsten Armuth, und eine vielleicht noch grössere Anzahl dem Pfade des Lasters preisgeben. Zudem ist in den noch übrigen Hauptkreisen weiblicher Gewerbsthätigkeit eine wichtige Umwälzung vorgegangen, deren Wirkungen bis jetzt nur unvollkommen zu übersehen sind. Der Fortschritt der Maschine hat den häuslichen Charakter dieser Thätigkeit zerstört, die Spindel ist der Hand entfallen, die Nadel wird sehr bald ihre Thätigkeit einstellen müssen, und die Arbeit, welche von den Zeiten Homer's bis ins gegenwärtige Jahrhundert im Mittelpunkte der Familie ihren Sitz hatte, ist in die überfüllte Fabrik übergesiedelt[1]).

Die Frage über die wahrscheinlichen Folgen dieser Dinge gehört zu den wichtigsten, welche den Sittenforscher oder den Menschenfreund beschäftigen können, fällt aber nicht in den Bereich des Geschichtschreibers. Dass in den Beschäftigungen und in der Erziehung der Frauen bedeutende Veränderungen vorgehen, dass diese Veränderungen einige Umgestaltungen des Charaktertypus herbeiführen, und dass die herrschenden sittlichen Begriffe über die Beziehungen der Geschlechter von vielen Seiten einer scharfen

[1]) Die Folgen dieser Veränderung sind von Fräulein Parkes in ihrem kleinen, ganz vorzüglichen Buche, *Essays on Woman's Work*, besser als von einem anderen mir bekannten Schriftsteller behandelt worden.

und feindseligen Kritik werden unterworfen werden, kann man mit Sicherheit voraussagen. Viele über das Ziel hinausgehende Theorieen werden ohne Zweifel aufgestellt werden. Vielleicht kommen einige wahrhaft sittliche Veränderungen zu Stande, aber sie können, wenn ich nicht irre, bloss innerhalb bestimmter und enger Grenzen statthaben. Wer unsere Begriffe von dem Unterschiede zwischen sittlicher Reinheit und ihrem Gegentheil, ferner die unsere Neigungen beherrschenden Gesetze, und endlich die Interessen der zur Welt kommenden Kinder ernstlich in's Auge fasst, wird sich leicht überzeugen, dass es in dieser, wie in allen andern Sphären, gewisse ewige moralische Gemarkungen giebt, die man nimmer verrücken darf.

Staatl. Bibliothek Bamberg

Register.

A.

Abendmahl in der ältesten Kirche II. 5.
Aberglauben, kann unter Umständen die Glückseligkeit des Menschen fördern I. 45—46. Naturerscheinungen erzeugen ihn bei den Wilden 49. Das griechische Wort für 187.
Abraham, der Einsiedler II. 89, 269.
Acacius, Bischof von Amida, kauft die persischen Gefangenen los II. 57.
Ackerbau, sein Verfall in Italien I. 240—241.
Aegypten, Wiege des Mönchthumes II. 84. Wird durch die Monophysiten von den Muhammedanern erobert 114. Sieg der Katholiken in 158.
Aegypter, verehrten den Geier I. 96 Anm. 1. Ihre zärtliche Behandlung der Thiere 263. Unterschied zwischen ihrer Religion und der der Griechen 292—293.
Aeschylos, seine Ansicht über die menschliche Natur I. 176. Verletzt die dramatischen Wahrscheinlichkeiten 206.
Affecte, siehe Gefühle.
Afrika, Kinderopfer dem Saturn II. 24. Folgen seiner Eroberung durch Genserich 66.
Agapen (Liebesmahle), geben Veranlassung zu Verfolgungen I. 361, II. 64. Ihre Entartung und Unterdrückung 121.
Agnes, die heilige II. 266.
Albigenser, ihre langsamen Selbstmorde II. 38.
Alexander der Grosse, sein Einfluss auf den griechischen Kosmopolitismus I. 207.
Alexandrien, seine Gründung I. 207. Rückwirkung seiner zunehmenden Bedeutsamkeit auf den römischen Geist 284. Ausschreitungen der dortigen Christen II. 159.
Alexis, der heilige, entläuft seiner Frau in der Brautnacht II. 269.
Alimentus, Cincius, schrieb seine Annalen in griechischer Sprache I. 208.
Almosen, siehe Wohlthätigkeit.
Amafanius, Epikuräer, schrieb das erste lateinische Werk über Philosophie I. 158 Anm. 3.
Ambrosius, Bischof von Mailand, sein wunderbarer Traum I. 330, sein Urtheil über den Verfall des römischen Reiches 356. Kauft die italienischen Gefangenen los II. 57. Eifriger Beförderer des Klosterwesens 106. Tadelt den Theodosius 112.
Ammon, der heilige, verlässt seine Frau in der Brautnacht II. 269.
Amour, Wilhelm von, greift die Bettelorden an II. 78.
Amphitheater, römische, ihre Geschichte und Ueberreste I. 246.
Anachoreten, siehe Askese, Mönchthum.
Anaxagoras, sein Ausspruch über den Tod seines Sohnes I. 172. Betrachtete den Himmel als sein wahres Vaterland 181.
Angelo, Michel, verfehlte das christliche Ideal II. 303.
Angelsächsische Völker, ihre Tugenden und Fehler I. 138.
Antigonus aus Socho, seine Tugendlehre I. 165 Anm. 1.
Antiochien, seine Wohlthätigkeitsanstalten II. 64. Seine Laster und Askese 124.
Antisthenes, Cyniker, sein Skepticismus I. 146.
Antoninus, der Philosoph. Seine Voraussagung I. 370.
Antoninus Pius, Kaiser, sein Sterbewort I. 187. Seine milde Behandlung

der Christen 383. Das ihm untergeschobene Schreiben 382 Anm. 6. Seine Mildthätigkeit II. 62.
Antonius, der Wüstenheilige II. 83. Seine Lebensweise 89. Sein Widerwillen gegen das Lernen 93. Legende über seinen Besuch beim Einsiedler Paulus 127.
Aphrodite, I. 95.
Appollonius, Kaufmann, stiftete eine Apotheke für die Mönche II. 65.
Apollonius von Tyana. Seine Unterredung mit einem ägyptischen Priester über die Götterbilder I. 150 Anm. 2. Die ihm beigemessenen Wunder 324. Verweigert aus Humanität seine Theilnahme an der Jagd II. 134.
Apulejus verdammt den Selbstmord I. 192. Seine Dämonenlehre 288—289. Die ihm zugeschriebenen Wunder 325. Seine Vertheidigung des Zahnpulvers II. 120.
Archytas von Tarent. Seine Rede über die Uebel der Sinnlichkeit I. 180 Anm. 4.
Argos. Sage von der dortigen Juno I. 186.
Arianer. Ihre Anklagen gegen die Katholiken I. 363 Anm. 3.
Aristides. Seine Milde I. 205.
Aristokratie in Rom, sinkt I. 209.
Aristoteles billigte die Geburtsabtreibung I. 83. Legt besonderen Nachdruck auf den Nutzen der Tugend 112. Sein Patriotismus 180. Verdammt den Selbstmord 191. Was er von den Pflichten der Griechen gegen die Barbaren lehrte 206.
Arius. Sein Tod II. 159.
Arnobius. Seine Betrachtung der Wunder Jesu I. 327.
Arrianus. Seine Humanität gegen Thiere II. 134.
Arsenius, der heilige. Seine Kasteiungen II. 86, 92 Anm. 3, 101 Anm. 1.
Asella, Geschichte ihrer Askese II. 107.
Asien, Klein-, Zerstörung der Kirchen in II. 10.
Askese. Wofür sie die Sünde hält I. 102. Der ihr entsprechendste Gesellschaftszustand 118. Ursachen ihrer Verbreitung II. 82 ff. Ihr Einfluss auf den idealen Typus und die Sittenlehre 99 ff. Ertödtung der Familiengefühle durch die 107 ff. Unterdrückung und Vernichtung der bürgerlichen Tugenden durch die 112 ff. Ihre Wirkung auf die Selbstaufopferung 125. Legenden über die Verbindung der Asketen mit den Thieren 129 ff. Praktische Gestalt der Askese im Abendlande 144. Ihr Einfluss auf die Keuschheit 264—67, auf die Ehe 268, und auf die Schätzung der Frauen 282.
Aspasia, die athenische Buhlerin II. 243.
Astrologie zur Zeit Plinius' des älteren I. 154 Anm. 1.
Atticus. Sein Selbstmord I. 193 und Anm. 4.
Augustinus, der heilige. Ueber die Ursünde I. 188, 189. Sein Glauben an zeitige Wunder 330. Sein Buch über den Sturz des römischen Reiches 356. Verdammt den Selbstmord der Jungfrauen II. 37.
Augustus, Kaiser, entfernt das Standbild des Neptun I. 152. Seine Vorkehrung zur Verringerung der Ehelosigkeit 209. Sagen über ihn 233. Sein Aberglauben 320. Was ihm Mäcenas bei der Thronbesteigung räth 348. Seine Rücksicht auf die religiösen Gebräuche der Juden 354.
Aulus Gellius. Sein Bericht über die Rhetoren I. 280—282.
Aurelius, Marcus. Ueber das zukünftige Leben I. 165. Ueber den Nachruhm 168. Verwarf die stoische Lehre von der Gleichmässigkeit aller Laster 173 Anm. 2. Ueber das Göttliche im Menschen 179. Seine unterwürfige Dankbarkeit 180. Bleibt der vollkommenste Stoiker auf dem Throne 182. Schwankt in seinen Ansichten über den Selbstmord 192 u. Anm. 6. Sein Weltbürgersinn 217. Milder und religiöser Geist seines Stoicismus 221, 222. Seine Selbstbetrachtungen 225. Sein Leben und Charakter verglichen mit dem Plutarch's 227—230. Sucht die Gladiatorenspiele unschädlich zu machen 257. Seine Humanität 261. Glaubt nicht an Geisterbannerei 334. Sein Gesetz gegen religiösen Terrorismus 366. Warum er die Christen verfolgte 382. Seine Mildthätigkeit II. 62. Seine Ansicht über den Krieg 211.
Austin, citirt I. 15 Anm. 4, 16 Anm. 2, 19 Anm. 2.

B.

Babylas, der heilige. Die Wunder seiner Reliquien I. 333 Anm. 2.
Bacchanalien in Rom I. 350.
Bacon, Lord. Sein Einfluss auf die neuere Denkweise I. 113. Sein Einwand gegen die stoische Ansicht vom Tode 182. Ueber Vivisection II. 143 Anm. 1.
Bacon, Roger. Sein Leben und seine Werke II. 169—170.

Bain. Ueber das Vergnügen I. 11 Anm. 2. Seine Definition des Gewissens 26 Anm. 2.
Balbus, Cornelius. Seine Erhebung zum Consulat I. 209.
Baltus. Ueber die Geisterbanner I. 332 Anm. 2.
Bärengärten in London II. 142 Anm. 2.
Barbaren. Ursachen ihrer Bekehrung I. 358.
Basilius, Bischof. Beförderer des Mönchthumes II. 86.
Bassus, Ventidius. Seine Erhebung zum Consulat I. 209.
Bathilda, Königin. Ihre Wohlthätigkeit II. 200.
Benedict, der heilige. Seine Reorganisation der Klöster II. 149.
Beneficien II. 222.
Bentham, Jeremy. Ueber die Beweggründe der menschlichen Handlungen I. 7 Anm. 1. Ueber das Vergnügen das. Anm. 2, 8 Anm. 4. Ueber das Laster 12 Anm. 1 und 3. Ueber die Sanctionen der Moralität 18 Anm. 1, 19 Anm. 1. Ueber das Gewissen 26 Anm. 2. Ueber Eigennutz und Uneigennützigkeit 28 Anm. 1. Ueber den Werth des Vergnügens 81 Anm. 1.
Besarion, der heilige. Seine Büssungen II. 88.
Bettelei und Bettler II. 76—80.
Bienen. Symbol der Keuschheit I. 97 Anm. 4.
Biographie. Ihre verhältnissmässige Wichtigkeit bei Heiden und Christen I. 157—158.
Blandina. Ihr Märtyrertod I. 384.
Blesilla. Geschichte ihres langsamen Selbstmordes II. 37.
Blondel deckt die Fälschungen der sibyllinischen Bücher auf I. 329.
Bluturtheil, Abneigung dagegen II. 33.
Boadicea. Ihr Selbstmord II. 42 Anm. 1.
Bolingbroke's „Reflexions on Exile". I. 181 Anm. 3.
Bona Dea. Verehrung und Geschichte I. 85 Anm. 1, 96, 337.
Bonifacius, der heilige. Seine Verdienste um die Bekehrung der Germanen II. 201.
Bonnet. Seine Philosophie I. 64.
Bossuet vertheidigt die eigennützige Liebe zu Gott I. 17 Anm. 1.
Brown. Seine Ansicht über die praktische Tugend I. 7. Anm. 1.
Brüderlichkeit. Ihre Förderung durch das Christenthum II. 49 ff.
Brunhild, Königin. Ihre Verbrechen II. 192. Ihr Ende 194.
Brutus. Ein übertriebener Wucherer I. 174.
Buckle, Thomas. Seine Bemerkungen über die Moral I. 67 Anm. 2. Ueber geistige und körperliche Vergnügungen 81 Anm. 1. Ueber den Einfluss der Intelligenz auf die Moral 93 Anm. 1.
Buhlerinnen in Griechenland II. 237. Ursache ihrer hohen Stellung 241—244. Wie sie in Rom angesehen wurden 250.
Bulgaren. Ihre Bekehrung zum Christenthum II. 147 Anm. 2.
Butler, Bischof. Ueber das Wohlwollen I. 18 Anm. 2. Ueber das aus der Tugend entspringende Vergnügen 29 Anm. 1. Seine Analyse der sittlichen Urtheile 68. Seine Definition des Gewissens 75.
Byzantinisches Reich. Skizze seines sittlichen Zustandes II. 9—11. Sein sittlicher Zustand während der christlichen Zeit 123.

C.

Cäsar, Julius, leugnet die Unsterblichkeit der Seele I. 164. Verdammt den Selbstmord 192. Seine Colonialpolitik 210. Vermehrt die Gladiatorenspiele 245.
Caligula. Wie er seine Vergötterung betrachtet hat I. 231. Seine abergläubische Furcht 320.
Camma. Ihre Gattintreue II. 286.
Carlyle, Thomas. Ueber Selbstaufopferung I. 51 Anm. 1. Der Einfluss des Gewissens auf die menschliche Glückseligkeit 56.
Cassius, der Tyrannenmörder, tödtet sich selbst I. 193.
Castellio macht auf die Fälschungen der sibyllinischen Bücher aufmerksam I. 329.
Cato weigert sich das Orakel zu befragen I. 149 Anm. 3. Sein Stoicismus 167. Liest den Phädon am Abend seines Selbstmordes 191 Anm. 2. Seine Opposition gegen die griechische Philosophie 208. Ueber Unkeuschheit vor der Ehe II. 262.
Catullus. Ueber den Tod eines Sperlings II. 134 Anm. 2.
Cautinus, Erzbischof. Seine Trunksucht II. 192.
Celsus nannte die Christen Sibyllisten I. 328, und Gaukler 334.
Celten, die spanischen, verehren den Tod I. 186. Ihre Leidenschaft für den Selbstmord. Das. Anm. 4.
Censoren, römische. Ihre strenge Oberaufsicht I. 152.
Charakter. Sein Einfluss auf die Meinung I. 157.

Charondas. Sein Gesetz über die zweite Ehe II. 272 Anm. 7.
Chilon. Sein Lebensende I. 187.
Chlodwig (Clodwig). Seine Bekehrung I. 357, II. 146. Wie ihn Gregor von Tours schildert 195.
Chlotildis (Clothilda) bewirkt die Bekehrung ihres Mannes I. 358, II. 146.
Chlothar (Clothar). Wie er die Königin Brunhild behandelt II. 194.
Christenthum. Unterschiede zwischen den heidnischen und christlichen Vorstellungen vom Tode I. 188—189. Die Bedeutsamkeit des Christenthumes von den heidnischen Schriftstellern nicht anerkannt 302. Ursachen hiervon 303 ff. Prüfung der Theorie, welche die Lehre der späteren heidnischen Moralisten dem christlichen Einflusse zuschreibt 304. Die Theorie, welche die Bekehrung Roms dem Wunderbeweise beimisst 308. Unfähigkeit der Christen des dritten Jahrhunderts, geschichtliche Wunder zu beurtheilen 327 ff. Ursachen der Fortschritte des Christenthumes 337. Das Christenthum befriedigte die Zeitbedürfnisse 338, und begeisterte den Heroismus 340. Geschichtliche Erklärung der Bekehrung des Römerreiches 342. Christenverfolgungen und ihre Ursachen 344 bis 372. Geschichtlicher Rückblick auf die Christenverfolgungen 373—405. Der christliche Begriff der Sünde und seine sittlichen Wirkungen II. 2—5. Die Sittenzucht 6. Ihre Wirkungen und Folgen 8—13. Der Begriff von der Heiligkeit des menschlichen Lebens und seine Folgen 14—18. Lehre von der allgemeinen Brüderlichkeit und ihr Einfluss auf die Sklaverei, die Loskaufung der Gefangenen und Organisation der Wohlthätigkeit 49—80. Wie die asketische Richtung auf den idealen Typus und den Zustand der Moral eingewirkt hat 80—112. Die Beziehungen des Christenthumes zu den bürgerlichen Tugenden 112 ff. Manche durch das Christenthum bewirkte Verbesserungen 124 ff. Stellung des Christenthumes zu den Barbaren 145, und zu ihrer Bekehrung 145—148. Wilder Hass der rivalisirenden Secten und gänzliche Vernichtung der religiösen Freiheit 158—162. Polytheistische und götzendienerische Gestalt des Christenthumes im Mittelalter 183—188. Die Lehre vom Fegefeuer 188. Die Sonntagsfeier 199. Das Christenthum und der Krieg 202—213. Sein Einfluss auf die Erhebung des weltlichen Ranges 213—221, auf die Stellung der Frauen 263 ff. Seine nachdrückliche Einschärfung der gegenseitigen Gattentreue 287. Verhältniss des Christenthumes zum weiblichen Charakter 297 ff.
Chrysippos. Ueber die Unsterblichkeit der Seele I. 164.
Chrysostomos, Dion, verwirft den Götzendienst und die Bilderverehrung I. 150 und Anm. 2. Sein Leben und seine Schriften 279, 297.
Chrysostomos, der heil. Seine Bemühungen für das Mönchthum II. 86. Wie er seine Mutter behandelte 106.
Cicero. Ueber das Göttliche im Menschen I. 50 Anm. 2. Seine Definition des Gewissens 75. Sein Gottesbegriff 148. Beweis für seine Liebe zur Wahrheit 158 Anm. 4. Ueber die Tugend 167. Ueber die Unsterblichkeit der Seele 185. Seine Ruhe bei der Annäherung des Todes 187. Ueber den Selbstmord 192. Vertheidigt die Lehre von der allgemeinen Brüderlichkeit 216. Ueber Gladiatorenspiele 256. Freundschaft gegen seinen Freigelassenen Tiro 273. Ueber Mildthätigkeit II. 63. Ueber Almosengeben 75.
Circumcellionen II. 32. Apostel des Todes 38.
Civilisation. Ihr verfeinernder Einfluss auf den Geschmack I. 72, auf die Verringerung der Grausamkeit 120 ff., auf den moralischen Enthusiasmus und die Wahrhaftigkeit 124 ff. Jede Stufe der Civilisation hat eine ihr angemessene Tugend 131 ff.
Clarke. Ueber sittliche Urtheile I. 69.
Classische Literatur. Ihre Erhaltung II. 163—166.
Claudius. Seine Freude an Gladiatorenspielen I. 252. Sein Sklavengesetz 275.
Claver, Pater. Ueber Bluturtheile I. 37 Anm.
Clemens von Alexandrien. Ueber die zwei Quellen aller Weisheit des Alterthumes I. 306 ff. Ueber die sibyllinischen Bücher 328. Ueber Perücken II. 121.
Clemens, Flavius, wird hingerichtet I. 376.
Clerus. Seine Verderbtheit seit dem vierten Jahrhundert II. 121, 192 ff. Sein Verhältniss zur weltlichen Macht 216 ff. Geschichte seiner Ehelosigkeit 274 ff.
Coleridge, S. T. Ueber Tugendübung I. 25 Anm. 3. Ueber den Grund des Glaubens an Gott 50 Anm. 1.

Colman, der heilige. Seine thierischen Gefährten II. 138. Sein Gürtel 267 Anm. 2.
Colonieen, römische. Ihr Einfluss auf den Kosmopolitismus I. 210 ff.
Colosseum I. 247. Seine Einweihung 252.
Columbanus, der heilige. Sein Bekehrungseifer II. 201.
Commodus, Kaiser. Seine Behandlung der Christen I. 384.
Concilien. Ihr Charakter II. 160.
Concubinen, römische II. 292.
Condillac. Grund seiner Hinneigung zum Utilitarismus I. 64.
Constantin, Kaiser, begründet das byzantinische Reich II. 9. Seine humanen Gesetze zum Besten der Kinder 23, 24. Billigt die Gladiatorenkämpfe 27. Seine milden Strafgesetze 33. Seine Sklavengesetze 50, 51. Sein Sonntagsgesetz 199. Die Pracht seines Hofes 217.
Cordelia (Cordeila). Ihr Selbstmord II. 42 Anm. 1.
Cornelia, Vestalin. Was sich bei ihrer Hinrichtung zutrug II. 266 Anm.
Cornelius, Bischof. Sein Märtyrertod I. 393.
Cornutus glaubt nicht an die Unsterblichkeit der Seele I. 165.
Cousin, Victor. Seine Kritik der schottischen Moralisten I. 67 Anm. 2.
Cremutius, Cordus. Sein Process I. 388 Anm. 3.
Cromaziano. Seine Geschichte des Selbstmordes I. 195 Anm. 1.
Crusius. Anhänger Ockham's über das Sittengesetz I. 15 Anm. 4.
Cudworth. Seine Analyse der sittlichen Urtheile I. 68.
Culagium II. 276.
Cumberland, Bischof. Ueber Tugend I. 17 Anm. 1.
Cyniker I. 283 ff.
Cyprian, der heilige, entzieht sich der Verfolgung durch die Flucht I. 391. Sein Tod 394.
Cyzicus, Stadt, wird ihrer Freiheit beraubt I. 233.

D.

Dämonen, Lehre von den I. 288, 289, 331—334.
Dale, Van, leugnet den übernatürlichen Charakter der Orakel I. 327.
Decius. Seine Christenverfolgung I. 390 ff.
Defoe, Daniel. Seine Schrift über die Bettelei II. 79 und Anm. 7.
Delphin, Sagen über den II. 130.
Delphisches Orakel I. 151.
Demonax, Philosoph. Gegner der Gladiatorenspiele I. 248.
Demuth II. 151, 153.
Deogratius, Bischof, kauft die Gefangenen los II. 58.
Despotische Alleinherrscher I. 232.
Despotismus. Seine sittlichen Wirkungen I. 116 Anm. 2. Wo er normal ist II. 214.
Diagoras leugnet das Dasein der Götter I. 146.
Diebstahl. Warum manche Wilden ihn nicht für verbrecherisch halten und warum das spartanische Gesetz ihn billigte I. 92.
Diodorus, der Philosoph, stirbt durch Selbstmord I. 193.
Dionysios von Halikarnassos. Ueber die Religion der Römer I. 151.
Divination, bei den Römern verspottet I. 148—150; 316 ff.
Doketen leugnen die Körperlichkeit Christi II. 82.
Domitianus. Sein Gesetz über den Selbstmord I. 197. Sein Sklavengesetz 275. Verfolgt die Stoiker und die Christen 375.
Domitilla. Ihre Verbannung I. 376.
Domina entleibt sich sammt ihren zwei Töchtern II. 37.
Donatisten. Ihre Unduldsamkeit II. 159.
Dumont. Ueber Rache I. 36 Anm. 2.

E.

Ehe. Wie sie von den Hebräern, Griechen, Römern und Katholiken betrachtet wurde I. 93—98. Abweichende Ansichten der katholischen Theologen und der Staatsökonomen über die frühen Ehen 103. Folgen einiger erschwerenden Ehegesetze 130. Einfluss der Askese auf die Ehe II. 264 ff. Zweite Ehe 271—273. Mischehen 293—296.
Ehebruch. Bezügliche Gesetze II. 261 bis 263.
Ehescheidung bei den Römern II. 255 bis 256. Von der Kirche verdammt 293—295.
Ehrfurcht I. 8 Anm. 3. Ursachen ihres Verfalles 127—128.
Eid. Seine Heiligkeit bei den Römern I. 151.
Einsiedler, siehe Askese, Mönchthum.

Eklektiker. Ursprung ihrer Schule I. 218. Ihr Einfluss auf die Stoiker 221.
Elephanten, Sagen von den II. 130.
England. Seine nationalen Tugenden und Laster I. 138. Seine alten Vergnügungen II. 142 Anm. 1 und 2.
Ephrem, der Syrer. Seine Wohlthätigkeit II. 65.
Epidemieen. Wie sie von den Theologen betrachtet werden I. 314.
Epiktetos glaubte nicht an die Unsterblichkeit der Seele I. 166. Ueber den Selbstmord 198. Ueber die allgemeine Brüderlichkeit 217. Religiöse Färbung seines Stoicismus 222—223. Ueber nationale Gottesverehrung 353.
Epikur. Seine vier Regeln I. 13. Die bedeutende Stelle seines Systems in der Sittengeschichte 154. Sein tadelloser Charakter 158 und Anm. 1. Ueber den Tod 184.
Epikuräer. Bleiben in Athen ihrem System treu I. 116 und Anm. 1. Ihr Auftreten in Rom 146—147. Ihre Lehre über den Selbstmord 193 und Anm. 2.
Epikuräismus, der Ausdruck eines von dem Stoicismus verschiedenen Charaktertypus I. 155—156. Wurde aber niemals eine Schule der Moral in Rom 159.
Epiphanius, der heilige. Seine Wundergeschichten I. 330. Seine Beschuldigungen gegen die Gnostiker 363. Legende über ihn und den heiligen Hilarius II. 129.
Epponina. Ihre Gattintreue II. 286.
Erfahrung. Ihr Verhältniss zur Sittlichkeit I. 4.
Erfindungen, die Ursachen, welche den Fortschritt der Gesellschaft in neueren Zeiten beschleunigen I. 114—115.
Erziehung. Die ihr von der Theorie der Ideenassociation beigelegte Wichtigkeit I. 26. Gegensatz zwischen der katholischen und englischen Erziehung 103. Ihr Einfluss auf die wohlwollenden Gefühle 120.
Eselsfest II. 141.
Essener. Ihre Ehelosigkeit I. 98. II. 82.
Euhemeros. Seine Erklärung der Mythologie I. 147.
Euphrates, der Stoiker. Seine Antwort an den jüngeren Plinius I. 182. Erhält von Hadrian die Erlaubniss sich zu entleiben 197 Anm. 1.
Euphraxia, die heilige. Ihr Klosterleben II. 89.
Euripides. Seine Schauspiele spiegeln die sanfteren Tugenden I. 206.
Europa. Das Verschwinden der kleinen Staaten in I. 134.
Eusebius, Einsiedler. Seine Bussübung II. 87.
Eusebius, der Kirchengeschichtschreiber. Seine allegorische und mystische Erklärung des Heidenthums I. 147 Anm. 2. Sein Bericht über die Christenverfolgungen 400—401.
Eustathius wird von dem Concil von Gangra verdammt II. 105.
Evagrius, Wüsteneinsiedler. Seine Lieblosigkeit gegen seine Eltern II. 101.
Excommunication II. 6.

F.

Fabianus, Bischof von Rom. Sein Märtyrertod I. 393.
Fabius. Seine Selbstverleugnung I. 167.
Fabius, Pictor. Schreibt Griechisch I. 208.
Fähigkeit, sittliche I. 64.
Fatalismus. Von Aeschylos vertreten I. 176.
Fegefeuer, Lehre vom II. 189—191.
Felicitas, die heilige. Ihr Märtyrertod I. 385.
Fénelon. Ueber die Liebe zu Gott I. 17 Anm. 1.
Feuer, Symbol der Jungfräulichkeit I. 98 Anm. 4.
Fidenae. Einsturz seines Amphitheaters I. 247.
Findelhäuser II. 19 Anm. 1, 22—23, 25, 80 Anm. 3.
Fisch. Symbol Christi I. 328.
Flamen II. 243.
Fleischeslust II. 233.
Florafeste, Spiele bei den I. 248.
Flusspferd, Sagen über das II. 130.
Franken. Ursache ihrer Bekehrung I. 357.
Frankreich. Sein Zustand unter den merowingischen Königen II. 191.
Franz von Assisi. Seine Milde gegen Thiere II. 140.
Franzosen. Ihr Einfluss auf Europa I. 138.
Frauen. Die aus den Beziehungen der Geschlechter entstehenden Tugenden und Laster I. 129—130. Wirkungen des Klimas, der grossen Städte und der frühen Heirathen 130—132. Aus welchem Grunde Plato die Gemeinschaft der Frauen befürwortete 180. Beziehungen frommer Frauen zu den Einsiedlern II. 96—97, 103—105, 123. Ihre Stellung im wilden Leben 226. Einführung der Mitgift 229, der Monogamie 230. Stellung der Frauen bei den

Griechen 237—246. Ihre Stellung bei den Römern 247—264. Einfluss des Christenthumes auf die Stellung der Frauen 264 ff. Hervorragende Rolle der Frauen im Urchristenthum 303 ff. Der Mariendienst und sein Einfluss auf die Stellung der Frauen 306. Die sich vollziehende Umwälzung in der Beschäftigung der Frauen 310.
Fredegunde, Königin. Ihre Verbrechen II. 192.
Freigelassene in Rom I. 212, 215.
Freundschaft I. 9 und Anm. 2.

G.

Galerius, Kaiser. Seine Christenverfolgung I. 397—401.
Galiläer. Ihre Gleichgültigkeit gegen den Tod I. 342 Anm. 3.
Gall, der irische Heilige. Legende über ihn II. 148. Seine Heidenbekehrung 201.
Gallien, Einführung des Christenthumes in I. 384 Anm. 2. Begründung des Mönchthumes in II. 86. Lange Vorherrschung der Vielweiberei in II. 287.
Gallienus. Seine Duldung gegen die Christen I. 395.
Gallus, Kaiser. Seine Christenverfolgung I. 393—394.
Gastfreundschaft bei den Römern II. 63.
Gay. Ueber den Ursprung der Tugendhandlungen I. 7 Anm. 1. Ueber die Ideenassociation 21—22.
Gebet. Sein Einfluss auf das Gemüth I. 32.
Geburtsabtreibung I. 83, II. 16—19.
Gefühle. Nach utilitarischen Ansichten I. 7—8. Ihre Unterordnung unter die Vernunft nach der stoischen Lehre 159, 170. Nachtheilige Folgen dieser Unterdrückung 173. Ihre Pflege durch die Eklektiker 218.
Gehorsam. Seine Bedeutsamkeit durch das Mönchthum II. 150, 221.
Geisterbannerei bei den ersten Christen I. 331—336.
Genserich. Folgen seiner Eroberung Italiens II. 66.
Georgius der Kappadocier, Bischof. Seine Grausamkeit II. 159.
Germanen. Ihre Bekehrung zum Christenthume II. 201. Ihre Ehebräuche 228 bis 229. Ihre Keuschheit 285.
Germanicus, Kaiser. Sein Tod Veranlassung zum Umsturz der Altäre I. 153.
Gervasius, der heilige. Die Auffindung seiner Gebeine I. 330.
Geschmack. Verfeinernder Einfluss der Cultur auf den I. 72.
Gewissen I. 25, 26 und Anm. 2, 58, 68, 74—75.
Gladiatorenspiele. Warum die Römer nichts Verbrecherisches darin sahen I. 91. Ihre Geschichte und Wirkung auf die Römer 244—261.
Glückseligkeit I. 3, 7 Anm. 1. Der beste oder gebildetste Mensch selten der glücklichste 59, 62, 78.
Gnade. Unterschied zwischen ihr und der Weichherzigkeit I. 170.
Gnostiker. Wessen sie von den alten Kirchenlehrern beschuldigt I. 363.
Götter der Alten I. 145 ff. Deutung ihrer Mythen 147. Cicero's Ansichten über die Volksgötter 148. Die Meinungen der Stoiker, des Ovid und Horatius 149. Verfall der römischen Götterverehrung 152—153.
Gottesfrieden. Seine Wichtigkeit II. 208.
Grausamkeit, Ursprung und Verschiedenheiten der I. 119, 121. Gegen Thiere 42—44.
Gregorius der Grosse. Seine Verachtung der heidnischen Literatur II. 164 Anm. 2. Sein Benehmen gegen Phocas 217.
Gregorius von Nyssa. Seine Lobrede auf die Jungfräulichkeit II. 270.
Gregorius von Tours. Wie er Geschichte schreibt II. 195—197, 214.
Griechen. Ihr Kindermord I. 41. Ihre Ansichten über Keuschheit und Monogamie 94—96. Frühe Spuren einer natürlichen Religion bei den 145, 146. Wichtigkeit der Biographie und didaktischer Charakter der Geschichte bei den 157 bis 158. Unterschied zwischen der Lehre der römischen Moralisten und den griechischen Dichtern 177. Ihre Sagen von den Höllenqualen 185. Selbstmorde bei den 194. Allgemeine Humanität ihres Charakters 205 ff. Gladiatorenspiele bei den 248. Geist ihrer Religion im Gegensatze zu der ägyptischen 289. Die Praxis des Kindermordes bei den II. 19 bis 20. Ihre Behandlung der Thiere 131. Ihre Behandlung der Gefangenen 210. Ihre Ehegebräuche 230. Frauen in der poetischen Zeit 230—231 ff. Stellung der Frauen bei den 237—241. Unnatürliches Laster bei den 247.
Gundebald ermordet seine Brüder und wird dafür von seinem Bischof getröstet II. 193.
Guy, Bruder, Stifter einer Gesellschaft für die Kindererziehung II. 26.

H.

Haar, falsches. Die Meinungen der Kirchenväter über das II. 120.
Habsucht I. 23.
Hadrianus, Kaiser. Ueber Selbstmord I. 197. Seine Sklavengesetze 275. Seine Milde gegen die Christen 381. Seine Mildthätigkeit II. 62.
Hahnenkämpfe im Alterthume und in der neueren Zeit II. 133 Anm. 1, 142 Anm. 1.
Hall, Robert. Ueber theologischen Utilitarismus I. 14 Anm. 1.
Hartley. Seine Lehre von der Association I. 20. Versucht die Folgerungen aus seinen Ansichten zu umgehen 61 Anm. 1. Seine Definition des Gewissens 74.
Hegesias, „der Redner des Todes" I. 194.
Heiden. Ihre Tugenden im Vergleich mit den christlichen I. 171.
Heilige im siebenten Jahrhundert II. 85 ff.
Heldenmuth wird durch den Utilitarismus nicht gefördert I. 59 ff. Seine Schule der Krieg 156.
Heliogabalus, Kaiser. Seine Orgien I. 234.
Helvétius. Ueber den Ursprung der menschlichen Handlungen I. 7 Anm. 1. Parallele zwischen ihm und Aulus Gellius 280—281.
Herbert von Cherbury, Lord. Seine Lehre von den angeborenen Ideen I. 111.
Hereford, Nicholas von. Ueber Almosen II. 78.
Hieronymus, der heilige. Ueber Geisterbannerei I. 332. Ueber die Thiere der Arche II. 83. Eine Legende über ihn 93. Ermuthigt die Inhumanität der Asketen gegen ihre Eltern 108. Seine Legende von den Heiligen Paulus und Antonius 127.
Hilarius, der heilige. Legende über ihn und Epiphanius II. 129.
Hildebrand, Papst. Seine Strenge gegen Priesterehen II. 278.
Hobbes, Thomas. Ueber das Wesen und den Ursprung der Tugend I. 7 Anm. 1. Ueber die Güte Gottes, Ehrfurcht, Wohlthätigkeit 8 Anm. 2, 3, 5. Ueber Mitleid 9 Anm. 1. Rückblick auf das Moralsystem seiner Schule 9—11. Seine Definition des Gewissens 26 Anm. 2. Seine Theorie des Mitgefühls 65. Anm. 3.
Homer. Ueber die menschliche Natur und den menschlichen Willen I. 176.
Horatius verspottet die Götzen I. 149. Seine Schilderung des Gerechten 177.
Hospitäler II. 64, 65.
Hume, David. Seine Theorie über die Tugend I. 4 und Anm. 1. Gegner der Hobbes'schen Schule 18 Anm. 2. Ueber die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts 44 Anm. 1. Seine Analyse der sittlichen Urtheile 69.
Hundsstern, Sage von dem II. 130.
Hutcheson, Francis. Seine Lehre vom moralischen Sinne I. 3, 21. Seine Analyse der sittlichen Urtheile 69.
Hypatia. Ihre Ermordung II. 160.

I.

Iamblichos. Seine Philosophie I. 298.
Ignatius, Bischof. Sein Märtyrertod I. 381.
Ignis fatuus II. 182 Anm. 1.
Indianer. Ihr massenhafter Selbstmord II. 42.
Inductiv. Sein Doppelsinn in der Sittenlehre I. 66.
Industrie. Ihr Einfluss auf die Sitten I. 124—127.
Irenäus glaubte, dass alle Christen Wunder thun können I. 330.
Irland. Warum von dem Papste den Engländern preisgegeben II. 177.
Irländer. Ihr Charakter I. 125. Frühe Heirathen und weibliche Keuschheit bei den 132. Ihre Sage von den Inseln des Lebens und des Todes 183. Ihre Bekehrungsarbeiten II. 201.
Isisdienst in Rom I. 337, 350.
Italien, Bettelei in II. 80. Einführung des Mönchthumes in 86.
Italiener. Ihr Charakter I. 125, 130.

J.

Jacobus, der Apostel. Wie ihn Hegesippus schildert II. 85.
Jacobus, der heilige, von Venedig. Seine Barmherzigkeit gegen Thiere II. 139.
Jenyns, Soame. Seine Anhänglichkeit an die Meinung Ockham's I. 15 Anm. 4.
Joffre, Joan Gilaberto, Stifter des ersten Irrenhauses in Valencia II. 72.
Johannes von Calama. Wie er sich gegen seine Schwester benimmt II. 103.

Johannes XXIII., Papst. Seine Verderbtheit II. 377.
Johnson, Dr. Seine Anhänglichkeit an die Meinung Ockham's I. 15 Anm. 4.
Juden. Ihr Ehegesetz I. 93. Wie sie die Selbstmörder behandelten 197 Anm. 3. Verbreitung ihrer Sitten und ihres Glaubens in Rom 212, 305, 336. Wurden die Haupt-Exorcisten 331. Warum sie weniger verfolgt wurden, als die Christen 354, 355. Wie sie von den Christen verleumdet wurden und die Christen von ihnen 361—362. Domitianus legt ihnen eine ausserordentliche Steuer auf 375. Kindermord bei ihnen untersagt II. 21 Anm. Keine Thierkämpfe bei ihnen II. 136 Anm. 1. Ihre Ansichten über die Frauen II. 282 vgl. 306.
Julianus, Kaiser. Sein ruhiger Tod I. 187. Seine Abweisung der Kaiservergötterung 234. Versucht das Heidenthum wieder zu beleben 295. Wie die Kirche seine Regierung und seinen Tod betrachtete II. 215—216.
Julien l'Hospitalier, Legende über ihn II. 68 Anm. 1.
Jungfräulichkeit I. 95 ff.
Jupiter Ammon. Seine Wunderquelle I. 319 Anm. 1.
Justinianus, Kaiser. Seine Sklavengesetze II. 51.
Justinus der Märtyrer. Seine Stellung zur heidnischen Philosophie I. 308.
Juvenal. Ueber die natürliche Tugend des Menschen I. 177.

K.

Kames, Lord. Ueber unsere sittlichen Urtheile I. 69.
Karl V., Kaiser. Seine Gesetze gegen die Bettelei II. 79.
Karl der Grosse. Sein Sonntagsgesetz II. 200. Seine Verherrlichung in der Volksdichtung 224—225. Seine Vielweiberei 287.
Karl Martell. Sein Sieg bei Poitiers II. 219, 224.
Karneades wird auf Veranlassung Cato's aus Rom verwiesen I. 347.
Karpokrates. Unsittlichkeit seiner Anhänger I. 363.
Karthago. Wirkung seines Sturzes auf den Verfall Roms I. 152. Die Decius'sche Christenverfolgung in 392.
Karthager gehören mit zu den hervorragendsten lateinischen Schriftstellern I. 214.
Katakomben I. 392—393.
Katholicismus. Sein Erziehungssystem I. 103. Sein Gegensatz gegen die alte Philosophie 189—191. That wenig für eine milde Behandlung der Thiere II. 140, 144. Beeinflusste den Despotismus 152. Vernichtete die Religionsfreiheit 158—162. Der Protestantismus im Gegensatze zu dem 307.
Ketzerei. Ihre Bestrafung I. 88, II. 32—33.
Keuschheit. Nach utilitarischer Anschauung I. 11 und Anm. 1. Skizze ihrer Geschichte 93—98, II. 233—237, 260—266.
Kindermord I. 363 und Anm. 2, II. 21—27.
Kleanthes. Sein Selbstmord I. 191.
Kleombrotos. Sein Selbstmord I. 191 Anm. 2.
Klima. Seine Wirkung auf die Leidenschaften I. 130.
Komödie, römische. Ihre kurze Blüthe I. 248.
Korinth. Wirkung seines Sturzes auf den Verfall Roms I. 152.
Krantor. Begründer der Trostschriften I. 184.
Krieg. Seine Anziehungskraft I. 86. Schule des Heroismus 156—157. Unterschied zwischen auswärtigen und Bürgerkriegen 209—210. Verfall des Kriegerthumes in Rom 242—243. Das Christenthum und der Krieg II. 203—213.
Kuppler. Ihre Bestrafung II. 264.

L.

Labienus, der Geschichtschreiber. Warum seine Schriften vernichtet wurden I. 388 Anm. 3.
Lachen galt bei den Mönchen für sündhaft II. 92 Anm. 3.
Lactantius. Charakter seiner Schrift „Ueber den Tod der Verfolger" I. 400.
Laster. Mandeville's Theorie über den Ursprung des I. 6. Ansichten der Utilitarier über das 12. Die Grade der Tugend und des Lasters correspondiren nicht mit denen des Nutzens oder des Gegentheils 36—38. Das durch das Laster verursachte Leiden steht in keinem Verhältniss zu seiner Strafbarkeit 55. Plato's ethische Theorie der Tugend und des Lasters 161 und Anm. 1. Sittliche Wirkung des christlichen Begriffes von II. 2—3.
Lätorius. Seine Geschichte I. 233.

Leibnitz. Ueber die angeborenen Fähigkeiten I. 109 Anm. 1.
Leiden. Muthige Ausdauer im I. 117.
Leo der Isaurier und der Papst II. 218.
Leonardo da Vinci. Seine Freundlichkeit gegen Thiere II. 140 Anm. 1.
Liebesausdrücke, griechische bei den Römern I. 209 Anm. 1.
Locke, John. Ueber das Sittlichgute und Sittlichböse I. 7 Anm. 3. Sein theologischer Utilitarismus 14 Anm. 3. Erfinder der Formel „Ideenassociation" 21. Seine Definition des Gewissens 26 Anm. 2. Sein Widerspruch gegen die Theorie von dem angeborenen sittlichen Gefühl 109—112.
Lombard, Peter. Charakter seiner „Sentenzen" II. 183.
Longinus, römischer Feldherr. Sein Selbstmord I. 198.
Lucanus verliert den Muth unter der Tortur I. 174. Sein Kosmopolitismus 218 Anm.
Lucius, Bischof. Sein Märtyrertod I. 393.
Lucretius. Sein Skepticismus I. 146. Leugnet die Unsterblichkeit der Seele 164 Anm. 3. Preist die Epikuräer 177. Sein Selbstmord 193.
Luther's Frau. Ueber ihren früheren Glauben I. 46.
Lyon, Christenverfolgung in I. 384.

M.

Macarius, der heilige. Ein ihm zugeschriebenes Wunder II. 31 Anm. 3. Seine Bussübungen 87, 88. Legenden über ihn 128, 129, 138, 178.
Macedonien. Wirkung seines Sturzes auf den Verfall Roms I. 152.
Mackintosh, Sir James. Vertheidigt die Moraltheorie I. 4. Seine Begeisterung für die Lehre Hartley's 25 Anm. 3.
Macrina Cälia. Ihre Mildthätigkeit gegen Kinder II. 62.
Mallonia. Ihre Tugend II. 258.
Malthus. Ueber Wohlthätigkeit II. 74 Anm. 1.
Mandeville. Ueber den Ursprung der Tugend I. 5. Gegner der Armenschulen II. 80.
Manichäer. Ihre Lehre II. 82. Enthalten sich der Fleischspeisen 135.
Manilius. Seine Schilderung des Allgeistes I. 147.
Marcellinus, Tullius. Sein Selbstmord I. 200.
Marcia. Ihr guter Einfluss auf Commodus I. 384.
Marcus, der heilige, Legende über ihn II. 103.
Mariendienst II. 303.
Marseille. Das dortige Gesetz über den Selbstmord I. 197 Anm. 1. Die dortige Selbstmordepidemie II. 43.
Martialis. Seine Fuchsschwänzerei I. 175.
Martin von Tours. Begründet das Mönchwesen in Gallien II. 86.
Märtyrthum. Seine Verherrlichung bei den ersten Christen I. 340—342. Entartung der Denkfeste für die Märtyrer II. 121.
Mauricus, Junius. Gegner der Gladiatorenspiele I. 257.
Maxentius. Beispiel seiner Tyrannei II. 37.
Maximinius, Kaiser. Seine Christenverfolgung I. 386.
Maximus Tyrius, Neuplatoniker. Seine Discurse I. 279. Seine Dämonenlehre 287. Praktische Form seiner Philosophie 293—294.
Meinung. Einfluss des Charakters auf die I. 155.
Melania. Ihre Pilgerreise zu den Einsiedeleien II. 96.
Melito, Bischof von Sardes. Seine Schutzschrift I. 377.
Milesier. Verboten den Wein ihren Frauen I. 85 Anm. 1.
Mill, James. Ueber Ideenassociation I. 22 Anm. 2.
Mill, John Stuart I. 26 Anm. 3, 42 Anm. 2, 81 Anm. 1, 93 Anm. 1.
Mitgift II. 229.
Mithradienst in Rom I. 337.
Mitleid I. 8, 9 und Anm. 1, 172. Altar des Mitleids in Athen 206.
Molinos. Seine Meinung über die Liebe zu Gott I. 17 Anm. 1.
Mönchthum des Katholicismus. Seine Folgen I. 97. Selbstmord bei den Mönchen II. 41. Ihre Bemühungen für die Wohlthätigkeit 67—68. Ursachen der Verbreitung des Mönchsthumes 82. Geschichte seiner raschen Verbreitung im Abendlande 149 ff. Verfall des Mönchthumes 176 ff.
Monica, die heilige I. 85 Anm. 1.
Monogamie II. 230 ff.
Monophysiten. Verrathen Aegypten an die Muhammedaner II. 115.
Montanisten. Ihre Lehren II. 82.
More, Henry. Seine Lehre von dem Beweggrund zur Tugend I. 69.
Muhammedaner. Verdammen den Selbstmord II. 41. Begründen Irrenanstalten 71. Wirkungen ihrer Religion

auf den kriegerischen Geist der Christen 205—207.
Musonius. Sein Selbstmord I. 199.
Mutius. Seine und seines einzigen Kindes Geschichte II. 101.
Mutterliebe II. 20 Anm., 22 Anm. 1.
Mysticismus der Römer. Seine Ursachen I. 284—285.

N.

Nachruhm I. 23, 166.
Napoleon, Kaiser. Sein Tagesbefehl I. 197 Anm. 1.
Natürlich. Seine Zweideutigkeit I. 107 ff.
Naturwissenschaft. Ihre Wirkung auf den Wunderglauben I. 313.
Nero, Kaiser I. 234. Sein Sklavengesetz 275. Seine Christenverfolgung 373 bis 374.
Neuplatonismus I. 292—295.
Nikodemus, das apokryphische Evangelium II. 179.
Nilus, der heilige. Verlässt seine Familie II. 269.
Nitria. Zahl seiner Wüstenmönche II. 85.
Nolasco, Peter. Seine Mildthätigkeit II. 58. Verfolgte die Albigenser 77.
Novatianer. Ihre Lehren II. 82.
Numa. Soll den Bilderdienst untersagt haben I. 150 Anm. 2.

O.

Ochsen. Gesetz zu ihrem Schutze II. 131 und Anm. 3.
Ockham. Ueber das Sittengesetz I. 15 und Anm. 3.
Odin. Sein Selbstmord II. 42 Anm. 1.
O'Neale Shane. Seine Mildthätigkeit II. 77.
Orakel I. 148—151, 321, 327, 388 Anm. 2.
Origenes. Seine jugendliche Begeisterung für den Märtyrertod I. 340.
Otho, Kaiser. Sein Selbstmord I. 198.
Ovid. Thema seiner „Verwandlungen" I. 149. Verdammt den Selbstmord 192. Seine Humanität gegen die Thiere II. 134 Anm. 1.
Oxyrynchus in Aegypten. Klosterleben daselbst II. 85.

P.

Pachomius. Zahl der unter seiner Aufsicht gestandenen Mönche II. 85.
Pätus und Arria. Ihre Geschichte II. 259.
Παιδεραστία bei den Griechen II. 245 Anm. 2.
Palästina. Einführung des Mönchthumes in II. 86. Brutstätte der Sittenlosigkeit 123.
Pambos, der heilige. Ueber seine Lernfähigkeit II. 93 Anm. 4.
Pammachus. Seine Wohlthätigkeit II. 64.
Panätius. Stifter der römischen Stoiker, leugnet die Unsterblichkeit der Seele I. 165.
Parthenon in Athen I. 95.
Pascal I. 15 Anm. 2, 4, 78 Anm. 1.
Paula. Ihre Wohlthätigkeit II. 64. Ihre Askese und Unmenschlichkeit gegen ihre Kinder 107.
Paulina. Ihre Gattintreue II. 258.
Paulinus von Nola. Seine Grossmuth II. 58.
Paulus, der Apostel. Seine Definition des Gewissens I. 75.
Paulus, der Einsiedler II. 83. Legende über ihn 127.
Pelagia. Ihr Selbstmord II. 36.
Pelagia, die berühmte Schauspielerin in Antiochien. Ihre Bekehrung II. 98 und Anm. 1.
Pelagius, Archidiakon. Sein Einfluss auf den ostgothischen König Totila II. 66.
Pelagius. der Häretiker. Seine richtige Anschauung vom Tode II. 181.
Peregrinus, der Cyniker. Sein Selbstmord I. 198.
Perikles. Seine Humanität I. 205.
Perpetua, die heilige. Ihr Märtyrertod I. 340, 385, II. 265.
Perrücken II. 120.
Petrus, Apostel. War verheirathet II. 84.
Petronius. Sein Skepticismus I. 146. Sein Selbstmord 193 und Anm. 5. Verdammt die Schauspiele der Arena 257.
Petronisches Sklavengesetz I. 275.
Pflicht I. 4, 14 Anm. 2, 82, 162.
Philippus der Araber, begünstigt die Christen I. 386.
Philosophen, römische. Ihre vergeblichen Anstrengungen, den sittlichen Einfluss der Religion wiederherzustellen I. 153 ff.
Philosophie. Warum sie bei den Alten meistens einen praktischen Charakter hatte I. 181. Ihre Vereinigung mit der Religion 298, 299.

Philosophische Wahrheit. Ihre Merkmale I. 126.
Phokas, Kaiser. Wie der Papst sich gegen ihn benahm II. 217.
Phocion. Sein Edelmuth I. 203.
Φῶς dichterisch Mensch I. 293 Anm. 2.
Phrynichos. Warum er bestraft wurde I. 206.
Pilatus, Pontius. Was ihm angedichtet wird I. 372.
Pilgerfahrten. Ihre üblen Folgen II. 123.
Pior, der heilige. Wie er sich gegen seine Schwester benahm II. 104.
Pipin. Sein Vertrag mit Papst Leo II. 219.
Plato. Seine Billigung der Geburtsabtreibung I. 83. Grundlage seines Moralsystems 95. Warum er die Dichter aus seiner Republik verbannt 145. Seine Theorie vom Laster 161 und Anm. 1. Warum er die Vielweiberei befürwortet 180. Seine Verdammung des Selbstmordes 191 und Anm. 2. Seine Bemerkung über die allgemeine Brüderlichkeit 218. Seine Einschärfung der Selbstprüfung 223.
Platoniker waren mehr oder weniger Pantheisten I. 146, 147. Praktische Natur ihrer Philosophie 293. Ihre Sittenlehre wieder in Rom vorherrschend 295.
Plinius der ältere. Ueber die Glückseligkeit der Thiere I. 78 Anm. 1. Ueber die Gottheit 147. Ueber Astrologie 154 Anm. 1. Leugnet die Unsterblichkeit der Seele 164. Befürwortet den Selbstmord 194. Erwähnt niemals des Christenthumes 300. Ueber Erdbeben und Kometen 322. Seine Leichtgläubigkeit 323.
Plinius der jüngere. Sein Verlangen nach Nachruhm I. 166 Anm. 4. Seine Schilderung des Ideals des Stoicismus 168. Sein Brief an Trajan über die Christen 379—380. Seine Barmherzigkeit 221, II. 61.
Plotinos. Verdammt den Selbstmord I. 193. Seine Philosophie 294.
Plutarch. Vertheidigt die schlechte Poesie der Orakelsprüche I. 149 Anm. 2. Seine Methode der Sittenlehre 157. Grundlage seines Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele 184. Seine Schrift „Ueber den Aberglauben" 186. Sein Brief über den Tod seiner Tochter 219. Seine Philosophie und Schreibart in Vergleich zu denen Seneca's 219—220. Seine Schrift „Ueber die Zeichen des sittlichen Fortschrittes" 224. Verdammte die Thierhetzen 257. Praktische Natur seiner Philosophie 293. Erwähnt niemals des Christenthumes 300. Ueber die häusliche Sittlichkeit 364. Ueber die Milde gegen Thiere II. 133, 134. Ueber Seelenwanderung 135. Seine Schilderung des griechischen Ehelebens 240.
Po. Wunderbare Hemmung seiner Ueberfluthung I. 333 Anm. 3.
Polybios. Ueber die Frömmigkeit und den Glauben der Römer I. 151.
Polykarpus, Bischof. Sein Märtyrertod I. 384.
Polygamie. Ihre lange Dauer bei den Galliern II. 287.
Pömen, der heilige. Geschichte seiner Askese II. 104. Legende über ihn 137.
Pompeji. Gladiatorenspiele in I. 248 Anm. 5.
Pompejus. Beseitigt die Seeräuber im Mittelmeer I. 211. Seine Vermehrung der Gladiatorenspiele 245.
Poppäa, Kaiserin. Soll Jüdin geworden sein I. 336.
Porcia. Ihr Heldenmuth II. 258.
Porphyrios. Verdammt den Selbstmord I. 193. Seine Schilderung der Philosophie 290. Machte den Neuplatonismus antichristlich 397.
Possevin, Jesuit. Seine Kritik sibyllinischer Bücher I. 329.
Pothinus, Bischof. Sein Märtyrertod I. 384.
Prometheus. Warum man ihn bewunderte I. 31.
Prostitution II. 234—237.
Protagoras. Sein Skepticismus I. 146.
Protasius, der heilige. Auffindung seiner Gebeine I. 331.
Prudentius. Ueber die Vestalinnen bei den Gladiatorenspielen I. 247 Anm. 4.
Pythagoras. Ueber Wahrheit und Gutesthun I. 47 und Anm. 2. Keuschheit das Grundprincip seiner Schule 95. Ueber die Fabeln des Hesiod und Homer 145. Verdammt den Selbstmord 191. Seine Einschärfung der Selbstprüfung 223.

Q.

Quäker im Vergleich zu den ersten Christen II. 9 und Anm. 1.
Quintilianus. Seine Vorstellung von der Gottheit I. 148.

R.

Rache I. 36 und Anm. 2, 92, 119.
Rang, weltlicher II. 213 ff.
Regulus. Sein Lebensende I. 191.

Reid. Grundlage seiner Sittenlehre I. 67. Seine Unterscheidung der angeborenen Fähigkeiten von den angeborenen Ideen 109 Anm. 1.
Reisen. Ihre Erleichterung bei den Römern I. 211.
Religion und der theologische Utilitarismus I. 49—50. Die Beziehungen der positiven Religionen zu der sittlichen Begeisterung II. 114.
Religionsfreiheit. Von den Katholiken ganz und gar zerstört II. 158—162.
Rhetoren I. 281 ff.
Ricci. Seine Schrift über die Bettelei II. 79.
Rochefoucauld, La. Ueber Mitleid I. 9 Anm. 1. Ueber Freundschaft Anm. 2.
Rogantius, Senator. Sein passives Leben I. 294.
Römer. Wie sie die Geburtsabtreibung betrachteten I. 84. Verboten den Frauen das Weintrinken 84, 85 und Anm. 1. Warum sie in den Gladiatorenspielen nichts Verbrecherisches fanden 91. Ihr Ehegesetz und weibliches Ideal 94. Ihre religiöse Verehrung des Ehestandes 96 ff. Charakter ihrer Herzenshärte 121. Skepticismus ihrer Philosophen 147—151. Charakter ihrer Religion 151—152. Verschiedene Typen ihrer idealen Grössen 159 ff. Ihre uneigennützige Vaterlandsliebe 160. Hauptzüge ihrer Philosophie 167 ff. Unterschied zwischen den römischen Sittenlehrern und den griechischen Dichtern 176—177. Die Lehre vom Selbstmorde der Gipfelpunkt des römischen Stoicismus 201. Der Typus ihrer sittlichen Vollkommenheit 203 ff. Wachsthum eines sanfteren und kosmopolitischeren Geistes 205 ff. Verfall der republikanischen Tugend 231. Wirkungen des Kaiserthumes auf die Moral 232 bis 236. Moralische Folgen der Sklaverei 236—239. Verfall des Ackerbaues 240, und der militärischen Tugenden 241. Geschichte und Wirkungen der Gladiatorenspiele 244 ff. Andere römische Vergnügungen 248. Wirkungen der Arena auf das Theater 249. Die Fortbildung des römischen Rechts 264 ff. Römische Sklavengesetze 272—276. Verfall des römischen Stoicismus 283. Mysticismus und Leidenschaft für morgenländische Culte 284—290. Neuplatonismus 292. Rückblick auf die Geschichte der römischen Philosophie 298—299. Geschichte der Bekehrung der Römer zum Christenthume 301 bis 338. Die Religionspolitik der Römer 347 ff. Ursachen ihrer Christenverfolgungen 354—367. Geschichte der Verfolgungen 371—404. Fortschritt des Christenthumes unter den Römern II. 11—12. Der Kindermord bei den 21 ff. Ihre Armenunterstützung 57—61. Wie sie die Kriegsgefangenen behandelten 211—212. Stellung der Frauen bei den 247—264. Ihre Concubinen 292.
Römisches Recht. Sein goldenes Zeitalter nicht christlich, sondern heidnisch II. 33.

S.

Sabinus, der heilige. Seine Bussübung II. 88.
Salamis. Grausame Behandlung seiner Bürger durch Brutus I. 174.
Sallust. Sein Stoicismus und seine Raubsucht 174.
Scheinkämpfe in Italien während des Mittelalters II. 29.
Schiesspulver. Wichtigkeit seiner Erfindung I. 114.
Schönheit. Analogieen und Unterschiede zwischen Tugend und I. 70—74. Welchen Tugenden wir die Eigenschaft schön beilegen können und welchen nicht 74. Das von der Schönheit abgeleitete Vergnügen im Vergleiche zu dem aus dem Grotesken und Excentrischen stammenden 77. Die weibliche Schönheit des Nordens im Gegensatze zu dem südlichen Typus 130. Vorliebe der Griechen für die II. 242—243.
Schottische Puritaner. Ihr Charakter I. 104.
Schwan. Dem Apollo geweihet I 186.
Schweden. Ursache der grossen Zahl unehelicher Geburten in I. 130.
Scifi, Clara. Die erste Franciscaner-Nonne II. 109.
Sklaverei. Unter welchen Umständen sie gerechtfertigt wurde I. 92 und Anm. 2. Ihr Charakter bei den Römern 212 ff. Sittliche Folgen der 236 ff. Rückblick auf den Zustand der Sklaven 270—276. Wirkungen des Christenthumes auf die II. 49—55. Erlöschung der Sklaverei in Europa 55—57.
Sedgwick, Professor. Ueber die angeborenen Fähigkeiten I. 109 Anm. 1.
Seelenwanderung, Lehre von der II. 135.
Seeräuber. Ihre Beseitigung durch Pompejus I. 211.
Seiltanz bei den Römern I. 261.
Sejanus. Wie der Senat seine Tochter behandelte I. 97 Anm. 2.

Selbstaufopferung II. 125 ff.
Selbstmord I. 191—201. Die neuplatonische Lehre über den 295. Wirkung des Christenthumes auf die Verdammung des II. 34—47. Bei den Juden 39.
Selbstprüfung. Geschichte ihrer Praxis I. 223—224.
Selbstverleugnung. Der Utilitarismus ungünstig der I. 59.
Seneca. Seine Vorstellung von der Gottheit I. 147 Anm., 148. Seine Unterscheidung zwischen den Krankheiten der Seele und ihren Affecten 170 Anm. 1. Seine Tugenden und Fehler 174. Seine Ansicht über die natürliche Tugend des Menschen und seine Willenskraft 178. Seine Ansicht über den Tod 186—187. Sein ruhiges Ende 187. Befürwortet den Selbstmord 195, 200. Seine Bemerkungen über die allgemeine Brüderlichkeit 217 bis 219. Seine Selbstprüfung 224. Entschiedener Gegner der Gladiatorenspiele 257. Seine Ermahnung zur liebevollen Behandlung der Sklaven 274. Erwähnt niemals des Christenthumes 300. Wurde im Mittelalter für einen Christen gehalten 304. Seine Bemerkung über die verschiedenen Religionen 352.
Serapion, der Anthropomorphite I. 47. Zahl seiner Mönche II. 85. Legende über ihn 267.
Severus, Alexander, Kaiser. Weist die Schmeichler von sich I. 234. Seine Anstrengungen für die Hebung des Ackerbaues 241. Seine Milde gegen die Christen 385. Seine Mildthätigkeit II. 62.
Severus, Cassius, Satyriker. Seine Verbannung I. 390 Anm.
Severus, Septimus, Kaiser. Seine Behandlung der Christen I. 383.
Sextius, Lehrer Seneca's. Seine tägliche Selbstprüfung I. 224.
Shaftesbury. Behauptet die Existenz eines uneigennützigen Wohlwollens in uns I. 18. Ueber Tugend 69.
Sibyllinische Bücher I. 328—329.
Silius Italicus. Seine Verse zum Lobe des Selbstmordes der spanischen Celten I. 186 Anm. 4. Sein Selbstmord 199.
Simeon, Bischof von Jerusalem. Sein Märtyrertod I. 381.
Simeon, der Säulensteher. Seine Bussübungen II. 89—90.
Sisös, der Abt. Seine Geschichte II. 102.
Sittengesetz I. 15, 17, 47, 50—51, 58—59, 61—62.
Sittensystem. Wie es beschaffen sein muss, um die Gesellschaft zu beherrschen I. 175.
Sixtus, Bischof von Rom. Sein Märtyrertod I. 394.
Sixtus V., Papst. Seine Anstrengung zur Unterdrückung der Bettelei II. 79.
Skropheln. Aberglaube in Betreff ihrer Heilung I. 317—318 und Anm.
Smith, Adam. Seine Theorie des Mitleids I. 9 Anm. 1. Seine Anerkennung eines natürlichen Wohlwollens 18. Seine Analyse des sittlichen Urtheils 68.
Smyrna. Christenverfolgung in I. 384.
Sokrates. Seine Ansicht über den Tod I. 184. Seine letzten Stunden 187. Seine Unterhaltung mit der Buhlerin Theodota II. 246.
Sonnen- und Mondfinsternisse. Wofür die Alten sie hielten I. 319—320.
Sonntagsgesetze II. 199.
Sospitra. Geschichte der I. 326.
Spanien. Christenverfolgung in I. 399. Kindermord beinahe unbekannt II. 20 Anm. Die ersten Irrenanstalten Europas in 72.
Spanier. Zählten mit zu den hervorragendsten lateinischen Schriftstellern I. 212.
Spartaner. Ihr starker Patriotismus I. 160. Lage ihrer Frauen II. 241.
Spinoza. Seine Bemerkung über den Tod I. 183. Anekdote über ihn 259.
Staël, Madame de. Ueber den Selbstmord II. 46—47.
Statius. Seine Schilderung der Brautnacht I. 97 Anm. 3.
Stewart, Dugald I. 29 Anm. 1.
Stilpo. Sein Skepticismus und seine Verbannung I. 145. Seine Bemerkung bei seinem Missgeschick 172.
Stimmung I. 26 Anm. 3.
Stoiker. Ihre Definition des Gewissens I. 75. Ueber die Belebung des Fötus 84. Ihr Sittensystem den heldenmüthigen Tugenden förderlich 115—116. Ihr Glaube an eine Weltseele 146, 147. Verwarfen die Orakel 149. Rom die hervorragende Heimat der 155. Die zwei Hauptgrundsätze der 159. Verdammen entschieden das Selbstinteresse 163. Ihre Ansichten über die Unsterblichkeit der Seele 164—167. Ihre Lehre von der Unterordnung der Gefühle unter die Herrschaft der Vernunft 170—174. Ueber das Verhältniss des Menschen zu Gott und seiner Vorsehung 178—180. Ihre Ansicht über Humanität und Patriotismus 181—182. Ihre Lehre von dem Selbstmord 191 ff. Ihr Kosmopolitismus 218 ff. Ihr nach innen gekehrter Charakter 223. Marcus Aurelius das beste Beispiel des späteren Stoicismus 225 bis

230. Ihre Wirkung auf die römische Gesellschaft 263—277. Rascher Verfall ihrer Lehre 283 ff. Werden von Domitianus verfolgt 375.
Stolz im Gegensatz zur Eitelkeit I. 175.
Strozzi, Philipp. Sein Selbstmord II. 44.
Symmachus, Präfect. Seine sächsischen Gefangenen I. 258.
Synesius, Bischof. Excommunicirt den Statthalter von Libyen wegen Erpressungen II. 67. Glaubt an die Präexistenz der Seelen 164. Legende über seine Bekehrung eines Heiden Evagrius 173. Lehnt anfangs die Bischofswürde ab, weil er sich nicht von seiner Frau trennen möge 278.
Syracus. Gladiatorenspiele in I. 247.

T.

Telemachus, Mönch. Sein edler Tod in der Arena II. 29.
Tertia, Aemilia. Ihre Grossmuth II. 261.
Tertullian. Sein Dämonenglaube I. 333.
Thalasius, Mönch. Sein Asyl für blinde Bettler II. 65.
Theater. Römischer Skepticismus auf dem I. 153—154. Wirkungen der Gladiatorenspiele auf das 248, 249.
Theodebert, König. Seine Vielweiberei II. 287.
Theoderich, König. Sein Hof in Ravenna II. 164.
Theodorus, Philosoph. Leugnete das Dasein der Götter I. 146.
Theodorus, der heilige. Seine Hartherzigkeit gegen seine Mutter II. 103.
Theodosius I., Kaiser. Verbietet die Gladiatorenspiele II. 28. Zieht sich seiner Gerechtigkeit wegen den Tadel des Säulenheiligen Simeon zu 112. Sein Sonntagsgesetz 199.
Theon, der heilige. Legende über ihn und die ihn begleitenden Thiere II. 137.
Thiere. Ihre Verehrung in Aegypten I. 150 Anm. 2. Milde Behandlung der Thiere von Plutarch befürwortet 220. Thiere in der Arena 252. Beispiele der Milde gegen 260. Legenden über die Thierwelt II. 130, 137 f. Gesetze zum Thierschutz 131. Sittlicher Einfluss einer milden Behandlung der 141—144.
Thracien. Männervereine zur Ehelosigkeit I. 96.
Thrasea und Arria. Ihre Geschichte II. 259.
Tiberius, Kaiser. Heiliger Charakter seiner Standbilder I. 234. Sein Aberglaube 320.
Timagenes, Geschichtschreiber. Seine Verbannung aus dem Palaste des Augustus I. 388 Anm. 3.
Titus, Kaiser. Sein ruhiges Ende I. 187.
Tod I. 80, 177, 182—188.
Tracy, de. Ueber Volkserziehung I. 117 Anm.
Trajanus, Kaiser. Seine Gladiatorenspiele I. 258. Sein Brief über die Christen 381. Seine Wohlthätigkeit II. 61. Legende über ihn 178—179.
Trauerspiel bei den Römern I. 249.
Träume. Ihre Deutung bei den Römern I. 320 Anm. 3.
Trostschriften I. 184.
Troubadours. Ihre Verdienste um Beseitigung der Höllenvisionen II. 183.
Tucker. Seine Anerkennung der Ideenassociation I. 23 Anm. 2.
Türken. Ihre Milde gegen Thiere I. 260.
Typus, sittlicher I. 136—142.

U.

Ulpian. Ueber den Selbstmord I. 197 Anm. 1.

V.

Valerianus, Kaiser. Seine Christenverfolgung I. 393.
Valerius Maximus. Seine Methode in der Sittenlehre I. 157.
Vandalen. Ihre Eroberung Afrikas II. 115.
Varro. Sein Gottesbegriff I. 147. Seine Ansicht über den Volksglauben 151.
Vaterlandsliebe. Periode ihrer Blüthe I. 123. Besondere Eigenthümlichkeit dieser Tugend 160—161. Warum sie in der Sittenlehre der Alten ein Uebergewicht hatte 180—181. Das unglückliche Verhältniss des Christenthumes zur II. 113. Widerspruch des theologischen gegen den patriotischen Geist 116 ff.
Venus. Wirkung ihrer Verehrung auf die Stellung der griechischen Frauen II. 242.
Verbrechen. Ihre Sühnung durch Geldspenden II. 172—175. Beispiele von Verbrechen im siebenten Jahrhundert 193—194.
Verbrecher. Ursache unserer nachsichtigen Beurtheilung der I. 122.
Verfolgungen. Vom Katholicismus gerechtfertigt I. 88—89. Ursachen der christlichen Verfolgung 344—346. Geschichte der Christenverfolgungen 354

bis 401. Allgemeine Betrachtung über dieselben 401—404.
Vergnügen, das einzig Gute nach den Utilitariern I. 7. Erläuterung des Unterschiedes zwischen der höheren und niedrigeren Seite unserer Natur in Beziehung auf 72—85. Seine Verschiedenheit in den einzelnen Stadien der Civilisation 77—81.
Vermächtnisse. Deren Annahme wird dem Klerus untersagt II. 122. Von Constantin gestattet 174.
Versicherungsgesellschaften unter den Armen in Griechenland und Rom II. 63.
Vespasianus, Kaiser. Spottet über seine Vergötterung I. 234. Wirkung der Mässigkeit seiner Hofhaltung auf die Römer 262. Das ihm zugeschriebene Wunder 309. Wie er den Dichter Maternus behandelte 388 Anm. 3.
Virgil. Seine Schilderung des Allgeistes I. 147. Sein Epikuräismus 174 Anm. 1. Seine Anklagen des Selbstmordes 192. Sein Interesse für das Leben der Thiere II. 133.
Vitalius, der heilige. Legende über ihn II. 267.
Vivisection II. 143.
Vollkommenheit. Erkenntniss der höchsten I. 50.
Vulcane. Wofür sie von den alten Mönchen gehalten wurden II. 179—180.

W.

Wahnsinn. Theologische Vorstellung von dem II. 69 ff.
Waisenhäuser in der ersten Kirche II. 25.
Wallfahrten. Ihre nachtheiligen Folgen II. 123.
Warburton. Ueber Moral I. 14 Anm. 1, 15 Anm. 4.
Waterland. Ueber die Motive der Tugend und den Grund unserer Liebe zu Gott I. 8 Anm. 2, 14 Anm. 1.
Weidende, Secte II. 89.
Wein. Den Frauen verboten I. 85 Anm. 1.
Wettfahrten. Leidenschaften für II. 29.
Wittwen. Ihre gesetzliche Stellung im Christenthume II. 306.
Wohlthätigkeit. Nach den Utilitariern eine Form der Selbstliebe I. 8 und Anm. 5. Kann unmöglich Vergnügen gewähren, wenn bloss aus diesem Gesichtspunkte geübt 32—33. Als Wohlwollen das Erzeugniss der intellectuellen Cultur 120—121. Ihr Umfang und Tiefe bei den Stoikern 172 ff. Cicero's nachdrückliche Einschärfung der Pflicht der 216. Christliche und heidnische II. 58—80.
Wollaston. Seine Analyse der sittlichen Urtheile I. 69.
Wucher. Verschiedenartige Beurtheilung des I. 83.

X.

Xenokrates. Seine Milde II. 132.
Xenophanes. Sein Skepticismus I. 145.
Xenophon. Seine Schilderung des griechischen Ehelebens II. 239.

Z.

Zadok, Gründer der saducäischen Secte, soll das Dasein einer zukünftigen Welt geleugnet haben I. 165 Anm. 1.
Zahnpulver. Wie es von Apulejus vertheidigt wurde II. 120.
Zeno. Die hohe Stelle, welche sein System in der Sittengeschichte einnimmt I. 154. Sein Selbstmord 191. Seine Einschärfung der Selbstprüfung 224.
Zeus I. 145.
Zwergkämpfe in der Arena I. 253 Anm. 4.

Staats-Bibliothek Bamberg

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lecky, William Edward Hartpole,

William Edward Hartpole Lecky's Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Grossen

Bd.: 2

Leipzig ; Heidelberg (1879)

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.h.o.27-b#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11686574-5